G4. 6.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-700899-p0002-3

Geschichte
des letztern
Krieges
zwischen
den Russen und den Türken,
von dem
Hrn. von Keralio,
Königl. Französ. Major von der Infanterie, Ritter des Königl. und militairischen S. Ludwig-Ordens, Mitgliede der königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage, 1778.
[Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit]

KŒN.PR.FR.
UNIVERS.
ZV HALLE.

Vorrede
des Verfassers.

Ich übergebe hier dem Publico die Geschichte eines Krieges, welcher mit vieler Einsicht unternommen und fortgesetzet worden, und an merkwürdigen Begebenheiten sowohl in Ansehung ihrer Wirkungen als auch ihrer Ursachen sehr fruchtbar ist. Zwey mächtige Reiche kündigen einander den Krieg an; eine mißhellige Nation wird von einigen fremden Truppen in ihrem eigenen Lande eingeschlossen gehalten; eine nichts weniger als zahlreiche Armee gehet zu verschiedenen Mahlen über einen Fluß, und belagert eine feindliche in einen kleinen Platz eingeschlossene Armee, welchen dieselbe auf das hartnäckigste vertheidiget, ihn aber zuletzt ohne Ursache verläßt; das von einer unzähligen Menge Türken und Tartern umgebene russische Lager vertheidiget sich wie eine Cittadelle mitten in einer großen Armee. Der auf allen Seiten in die Enge getriebene Türke siehet das feindliche Schwert in seine eigenen Meere dringen, und seine Schiffe auf seinen Küsten in die Luft fliegen. Ueberall siegen Wissenschaft und Kriegeszucht über die Anzahl

und über den Muth, dem der Zügel gebricht. Seit Alexanders Zeiten war diese Wahrheit durch kein wichtigeres Beyspiel bestätiget worden. Was würde er in ähnlichen Umständen nicht mit seinen Griechen gethan haben!

So wichtig aber auch dieser Gegenstand seyn mag, so fühle ich doch, wie schwer es ist, so neue Begebenheiten zu beschreiben. Die Partheylichkeit höret nur in großen Entfernungen auf, und sie hat fast eben die Wirkung, wie diejenigen Spiegel, welche regelmäßige Gegenstände unter ungestalten Zügen, und die ungeheuersten unter einer regelmäßigen Gestalt darstellen. Bey denenjenigen, welche eine und eben dieselbe Meinung annehmen, wird das Laster zur Tugend, alles ist Wahrheit und höchste Vollkommenheit; bey denen hingegen, welche diese Meinung bestreiten, bekommt die Tugend selbst die Züge des Lasters, alles ist daselbst Betrug, Lüge und Verbrechen. Die Unpartheylichkeit beleidiget daher beyde Theile; und man kann dem einen nicht gefallen, wenn man ihm nicht schmeichelt und den andern verabscheuet.

Ich beklage das Schicksal derjenigen Menschen, welche mit diesem Wahnsinne behaftet sind, und strebe nur nach dem Beyfalle derer, deren Seele keines Hasses fähig ist, sondern alle Menschen

glücklich zu sehen wünschet. Ich lobe und tadele an den Russen, so wie an dem Musulmanne dasjenige, was zu allen Zeiten und an allen Orten des Lobes oder des Tadels würdig ist. Könnte ich doch einige der Verwirrungen, Verbrechen und Feindseligkeiten, welche das Laster gebieret, getreu genug schildern, um den Menschen menschlichere Sitten nebst einer aufrichtigen Liebe zur Tugend und zur Wahrheit einzuflößen! Habe ich sie an solchen Orten zu sehen geglaubt, wo sie nicht waren, so hat es mir an Einsicht gemangelt; allein niemahls habe ich die ihnen schuldige heilige Ehrerbietung verletzt. Habe ich von der Ungerechtigkeit und Barbarey in lebhaften Ausdrücken gesprochen, so habe ich dadurch bloß das Laster strafen wollen, und zwar aus Liebe zu denjenigen Menschen, welche von demselben unterdrückt werden, und um des gemeinschaftlichen Beßtens der ganzen menschlichen Gesellschaft willen.

Ich habe alle erzählte Begebenheiten aus denjenigen urkundlichen Aufsätzen geschöpfet, welche ich erhalten habe, und habe sie so dargestellet, wie ich sie gefunden habe; damit aber das Publicum beurtheilen könne, ob ich gefehlet habe oder nicht, so habe ich unter dem Titel der Beylagen alle diese Aufsätze so abdrucken lassen, wie ich sie bekommen habe. Sie enthalten

oft Ausdrücke, welche hart zu seyn scheinen; zum Beyspiele der Ausdruck Rebellen, welchen man von den Barer Conföderierten, so wie jetzt von den Amerikanern braucht. In meiner Geschichte wird man diesen Ausdruck nicht finden; allein in den mir anvertrauten Beweisschriften konnte ich ihn nicht weglassen, wenn ich nicht partheyisch werden wollte. Diese Beweisschriften und Beylagen sind mir von dem Russisch-Kaiserlichen Ambassadeur im Haag, dem Fürsten von Gallitzin mitgetheilet worden. Das Tagebuch der russischen Armee ist dasjenige, welches der Feldherr selbst geführet hat. Ich weiß es, daß da die Umstände dieses Krieges aus den Nachrichten des einen Theils geschöpfet worden, dieselben für partheyisch gehalten werden können. Wenn andere authentische Nachrichten vorhanden sind, welche die hier mitgetheilten der Unrichtigkeit überführen können, und man mir selbige mittheilet, so will ich meinen Irrthum gern verbessern und mit Vergnügen ein Zeugniß für die Wahrheit ablegen; finden meine Nachrichten aber keinen Widerspruch, so wird solches ein neuer Beweis für ihre Richtigkeit seyn.

Uebrigens kann der Zweifel nur in Ansehung einiger Umstände statt finden. Der Erfolg dieses Krieges ist bekannt; ist derselbe gleich dem Sieger schädlicher als nützlich gewesen, so ist solches

die gewöhnliche Folge aller Kriege. Wenigstens war doch der darauf folgende Friede für die Kaiserin sehr glorreich, und gab ihr Gelegenheit, einen andern noch dauerhaftern Ruhm zu erwerben. So bald der Krieg geendiget war, höreten auch die zu dessen Behuf gemachten Auflagen auf, ja es wurden so gar einige alte, welche dem Volke lästig waren, aufgehoben. Die dunkeln, unzusammen hängenden Gesetze, welche für Zeiten und Menschen, die nicht mehr vorhanden sind, gemacht waren, wurden abgeschafft, und durch ein den gegenwärtigen Zeiten angemessenes Gesetzbuch ersetzet. Es wurden neue Städte gegründet, ganze Provinzen angebauet, und mit weisen und tiefen Einsichten bevölkert. Alle diese Züge zusammen genommen stellen uns eine Monarchin dar, welche ihre Ehre und ihr Glück in dem Wohle ihres Volkes sucht, und sich dazu keiner andern als großer und erhabener Mittel bedienet. Ihre Geschichte zur Zeit des Friedens enthält Muster für den Staatsmann und die Geschichte ihrer Kriege Lehren für den Krieger. Dieser wird in der gegenwärtigen Geschichte das Kriegeswesen beyder Nationen, ihr Betragen, ihre Denkungsart, ihre Art zu handeln, ihre Kenntniß von der Kriegeskunst und die Beschaffenheit des Landes, wo der Krieg geführet worden, mit Vergnügen erblicken.

Ich war anfänglich Willens, der Geschichte dieses Krieges eine Karte von denjenigen Ländern, welche der Schauplatz desselben waren, beyzufügen, welche nebst dem neuen auch zugleich den alten Zustand enthalten sollte. Allein die Aufhebung der königlichen Kriegesschule, bey welcher ich angestellet war, und die nothwendigen Folgen dieser Veränderung ließen mir kaum die nöthige Zeit zu einer geographischen und historischen Beschreibung des Schauplatzes des Krieges. Ich muß daher meine Leser auf den dritten Theil von des Hrn. d'Anville Karte von Europa verweisen, welche wegen ihrer Richtigkeit und Vollständigkeit hinlänglich bekannt ist.

Die gegenwärtigen beyden Theile enthalten nur den Feldzug des Jahres 1769 nebst den dahin gehörigen Beweisschriften. Man verspricht mir seit geraumer Zeit auch die nöthigen Materialien zu der Geschichte der übrigen Feldzüge, und ich werde davon den gehörigen Gebrauch machen, so bald ich solche erhalten werde.

Inhalt.

Einleitung, oder historische und geographische Beschreibung des Schauplatzes des Krieges, S. 1

Geschichte des Krieges zwischen den Russen und Türken im Jahre 1769. 101

Beylagen und Beweisschriften.

1. Allgemeiner Plan des Feldzuges 289
2. Darstellung der Gerechtsamen der Dissidenten. S. Petersburg, 1769. 299
3. Litt. A. Pro Memoria, 333
4. Litt. B. Russisch-Kaiserliche Declaration auf dem Reichstage zu Warschau, 1766. 335
5. Litt. C. Bestätigung der Union zwischen Pohlen und Litthauen vom Jahre 1569. 347
6. Litt. D. Auszug aus der Confoderation von dem Jahre 1586. 349
7. Litt. E. Königliches Diplom für die Dissidenten, 350
8. Litt. F. Zweyter Artikel des Olivischen Friedens, 352
9. Litt. G. Declaration der Schwedischen Abgeordneten mit deren Ratification, 354

10. Litt. H. Auszug aus dem Friedens-Tractate zwischen Rußland und Pohlen vom 6ten May 1686. 358
11. Pro Memoria, wider die Dissidenten, 360
12. Anmerkungen darüber, 372

Ein-

Einleitung,

welche

eine historische und geographische

Beschreibung

des

Schauplatzes des Krieges

zwischen

den Russen und den Türken enthält.

Einleitung.

Dasjenige Land, welches jetzt den Nahmen der **Wallachey** und der **Moldau** führet, machte ehedem einen Theil **Daciens** aus, welche Provinz des römischen Reiches überdieß noch **Siebenbürgen** und einen Theil von **Ungarn** biß an die **Theiß** in sich faßte. Diese Provinz, welche gegen Abend von dem eben genannten Flusse eingeschlossen war, sich in einem Raume von fast 400 Meilen gegen Morgen biß an den **Tura** erstreckte, welcher jetzt **Turla** oder **Dnieſter** heißt, und gegen Mitternacht von einer langen Kette von Bergen beschützt wurde, gränzte gegen Mittag an die **Donau**, welche in diesen Gegenden von einer Art eines Wasserfalles an, der sich zwischen **Gradisca** und **Orsova** an den Gränzen **Ungarns** und der **Wallachey** befindet, den Nahmen des **Iſters** führete. a)

a) Die alten Erdbeschreiber und lateinischen Schriftsteller sind in diesem Stücke nicht einig. **Pomponius Mela** spricht sehr unbestimmt davon: per immania magnarum gentium diu Danubius est; deinde aliter appellantibus accolis, fit Iſter. B. 2 Kap. 1. **Ptolemäus** sagt, „man nenne ihn so, von Axiopolis an, biß an das Meer.„ Nach dem **Strabo** „wird der obere Theil des Flusses von „seiner Quelle an biß an den Wasserfall die Donau genannt, welche sich einem großen Theile nach in Dacien „erstreckt; allein der untere Theil nach dem Meere und „den Geten zu, heißt Iſter.„ Die Stadt Axiopolis lag, so viel sich aus den alten Schriftstellern bestimmen läßt, in dem östlichen Theile des untern Möſiens, ungefähr sechzig französische Meilen von der Mündung des Flusses. Allein man hat verschiedene Münzen, worauf man lieſet: ΝΙΚΟΠΟΛΙΤΩΝ ΠΡΟΣ ΙΣΤΡΩ, oder ΙΣΤΡΟΝ, und Nikopolis befindet sich noch jetzt ungefähr hundert franz. Meilen über der Mündung der

Die alten Einwohner dieses Landes theilten sich in **Dacier** und **Geten**. Diese waren in den östlichen zunächst an das Meer gränzenden

Donau. So ehrwürdig auch **Ptolemäi** Ansehen ist, so sind wir doch den öffentlichen Denkmahlen mehrern Glauben schuldig, und können es als ausgemacht annehmen, daß die **Donau** wenigstens bey **Nikopolis** den Nahmen **Ister** bekommen hat. **Plinius** scheinet mit diesem Nahmen noch weiter hinauf zu gehen. Er sagt, daß dieser Fluß, nachdem er unzählige Länder durchströmet, und eine Menge anderer Flüsse an sich genommen habe, **Ister** heisse, wenn er in **Illyrien** komme, d. i. das große **Illyrien** des mittlern Alters, von welchem **Mösien** ein Theil war. **Agathemeris** endlich will, daß man ihn nur bis **Wien** die **Donau** nenne.

Die römischen Schriftsteller scheinen in Ansehung dieses Umstandes keine gewisse Kenntniß gehabt zu haben. **Florus** sagt B. 4. Kap. 12. daß die **Dacier** über die **Donau** gingen, so bald sie gefroren war. Kurz vorher sagt er, daß **Pannonien** von drey Flüssen beschützt werde, der **Drau**, der **Sau** und dem **Ister**; allein da diese Stelle in den Handschriften sehr verderbt ist, so kann man nicht darauf bauen. **Dio** sagt, daß die **Dacier** über den **Ister** nach **Pannonien** gegangen sind. **Aurelius Victor** versichert, daß **Trajan** über den **Ister** gegangen, um die **Dacier** anzugreiffen, und setzt einige Zeilen weiter hinzu, daß dieser Kaiser eine Brücke über die **Donau** habe bauen lassen. Er gibt also einem und eben demselben Flusse fast an einem und eben demselben Orte beyde Nahmen. **Eutropius** hingegen sagt, **Trajan** habe das Land jenseit der **Donau** in eine römische Provinz verwandelt. Vielleicht waren diese Nahmen in diesen von Barbaren bewohnten Gegenden, welche ihren Wohnsitz so oft änderten, selbst nicht genug bestimmt. Da nun **Strabo** eine von der Natur selbst gemachte Gränze angibt, welche nicht so veränderlich ist, als die Werke der Menschen, so scheinet es bey dieser Ungewißheit das sicherste zu seyn, daß man sich an den Ort halte, wo man diese Gränze findet.

Eben dieser Schriftsteller wiederhohlet solches, wenn er von denjenigen Völkern spricht, welche gegen Mittag des **Isters**, zwischen dem **adriatischen** und **schwarzen Meere** bis nach **Griechenland** und **Propontis** (jetzt dem **Archipelago**), wohnten. Dieser Raum zwischen dem

Theil eingeschlossen, jene erstreckten sich bis in Deutschland und bis an die Quellen des Isters. In den allerältesten Zeiten nannte man sie dem Strabo B. 7. zufolge, Daves. Es scheinet, daß dieser letztere Nahme vornehmlich demjenigen Theile zugekommen, welcher noch jetzt die Moldau, Moldauia, genannt wird. Die noch jetzt übrigen Nahmen der Wohnplätze dieses Landes endigen sich alle mit dem Worte Dava. So findet man nach dem Carpathischen Gebürge zu Marcodava, Comidava, Sandava, Patridava, Petrodava, und nach dem Ister zu Nentidava. Es sind bey nahe lauter dacische Nahmen bewohnter Oerter, welche uns die alten Erdbeschreiber in dieser Gegend, welche jetzt Moldau und Wallachey genannt wird, aufbehalten haben.

Die Aufschrift einer Antonin dem Frommen errichteten Bildsäule nennet ihn Präfectum der dacischen Municipal-Stadt Jassi. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Stadt eben die-

Propontis und dem adriatischen Meere, beträgt ungefähr 18 Grad. Wenn man nun ungefähr acht Grad längst der Donau hinauf gehet, so findet man nicht weit von Orsova eine Art von Wasserfall, welchen die Felsen, welche der Breite nach mitten durch den Strom gehen, verursachen. Alsdann hat derjenige Theil des Flusses, welcher Ister genannt wird, fast eben den Umfang als der Dniester; welcher Umstand vielleicht mit der Aehnlichkeit beyder Nahmen in Verwandtschaft stehet. Ich glaube darin Spuren von denjenigen Wörtern anzutreffen, welche in den meisten celtischen Sprachen recht und link bedeuten, δεξιτερος, ἀριστερος, dexter, sinister u. s. f. Vielleicht bedeutet Ister den Fluß rechter, Dniester aber den Fluß linker Hand.

selbe ist, welche noch jetzt unter diesem Nahmen vorhanden, und die Hauptstadt der Moldau ist. Die römischen Colonien Sarmizegethusa oder Ulpia Trajana und Apulum oder Alba Julia lagen in demjenigen Theile, welchen wir jetzt Siebenbürgen nennen. Tiasum und Phrateria, welche wir nur noch dem Nahmen nach kennen, lagen in der Wallachey. Die Geten bewohnten das rechte Ufer des Isters nach seiner Mündung zu, zwischen dem Flusse und dem Meere. Dieser Theil Mösiens hieß Pontus. Tomi war die Hauptstadt desselben, welche durch die Verbannung des unglücklichen Ovid so berühmt geworden. Sein Unglück rührte die Dacier, die Geten, die Bessen, die Sarmater, konnte aber den Kaiser nicht erweichen.

„O Tomitaner, sagt der Dichter, mein Schicksal rühret euch! Euer sanftes Herz beweiset, daß ihr Griechen seyd. Die Peligner, meine Mitbürger, und Sulmon, mein Vaterland, können mit meinem Unglücke nicht mehr Mitleiden haben. Ihr habt mir diejenigen Ehrenbezeugungen zuerkannt, welche ihr kaum einem freyen Bürger bewilligen würdet. Ich bin außer denjenigen, welche die Gesetze davon frey sprechen, an euern Ufern der einige, welcher von öffentlichen Abgaben frey ist. Mein Haupt ist mit der heiligen Krone geschmücket worden, welche die Gunst des Volks demselben wider meinen Willen aufgesetzet hat. So sehr

als Latone Delos liebte, welcher Ort ihr allein eine sichere Freystätte gewährete, so sehr werde ich auch Tomi lieben, wo ich, aus meinem Vaterlande verbannet, bis hierher eine sichere Zuflucht gefunden habe. Wollten nur die Götter, daß dieser Ort die Hoffnung eines ruhigen Friedens nähren könnte, und daß derselbe nicht so nahe an dem Nordpole läge! Ich liebe euch, ihr Tomitaner, aber ich hasse euer Land. Ich klage über die Kälte, über die feindlichen Einfälle, welche man von allen Seiten befürchten muß, und über die beständigen Angriffe, welchen diese Mauern ausgesetzt sind.„

Allen diesen wilden Völkern war der Friede unbekannt. Man fand denselben höchstens in den Seestädten, welche fast insgesammt von griechischen Colonien bewohnet wurden, wie schon aus ihrem bloßen Nahmen erhellet. An statt der dacischen Nahmen, Couppes, Securisca, Alout, findet man an der Küste Phinopolis, Apollonia, Calatis, Bizone, Tura.

Die letztere Stadt lag an dem rechten Ufer des Flusses gleiches Nahmens, ungefähr 140 Stadia oder 16 deutsche Meilen von seiner Mündung, oder den Einwohnern des Landes zu Folge, nur 120 Stadia oder 13½ Meile. Sie hieß anfänglich Opiousa und hernach Tura [b]). Ammian glaubte, daß die Turaner eine phönicische Co-

b) Stephanus de Vrbib. versichert solches. Clarus amnis Tyra, oppido nomen imponens, ibi antea Ophiusa dicebatur, sagt auch Plinius. Ptolemäus ließ sich durch diesen doppelten Nahmen verleiten, zwey Orte

lonie wären, auf welchen Gedanken er vermuthlich durch die Aehnlichkeit der Nahmen Tyr und Tyra gebracht worden. Allein, da die Milesier mehrere Orte an dem schwarzen Meere angebauet haben, so ist es wahrscheinlicher, daß auch dieser ihnen angehöret. Diese Muthmaßung wird durch ein Fragment des Scymnus von Chio bestätiget. „Die Tyra, sagt er, ein tiefer „Fluß, hat einen Ueberfluß an Kräutern und Ge„wächsen, welche den Fischen zur Nahrung die„nen. Sie ist bequem, die Wahren zu verfüh„ren, und es können beladene Schiffe sehr sicher „den Strom hinauf kommen. Die Stadt heißt „Tyras, so wie der Fluß, sie ist eine Colonie „der Milesier.„ Diejenigen, welche an der Mündung der Tyra wohneten, hiessen Tyrites; sie waren, dem Herodotus zu Folge, Griechen, welches den milesischen Ursprung verschiedener Städte dieser Gegend bestätiget. Ovidius sagt es ausdrücklich, B. 3. Eleg. 9. Vers. 3. Strabo nennet sie Tyregetes und Plinius Tyragetes. Vielleicht bekamen sie diesen Nahmen, nachdem sie sich mit den Geten vermischt hatten. Plinius giebt ihnen eine geräumige Insel zur Wohnung; allein man kennet sie jetzt nicht mehr. Die Insel Lukaja oder die weisse Insel, welche Strabo mitten in das

daraus zu machen; er setzt Ophiusa an das linke Ufer, welches ein doppelter Irrthum ist.

c) Proxima est ciuitas Tyros, colonia Phoenicum, quam praestringit fluuius Tyras. Amm. B. 22. Kap. 18.

Meer, 500 Stadia oder 56 Meilen von der Küste setzet, ist nicht mehr vorhanden. An dem linken Ufer eben dieses Flusses, Tura gegen über, lag eine andere Stadt, Nahmens Nikonia d). Um die Mündung sahe man Neoptolems Thurm, und das Dorf Hermonaktis. Weiter hinauf kennen die alten Erdbeschreiber diese Gegend nicht.

d) Strabo B. 7. ingleichen Stephanus. Cellarius tadelt diesen letztern Schriftsteller hier ohne Grund, als wenn er sagte, daß Nikonia an der Mündung des Flusses, ad Istri ostia läge, und Vossius scheinet eben dieser Meinung zu seyn, in den Anm. zu Scylacis Peripl. S. 70. Allein das Vorwort προς bezeichnet nur die Nähe, nicht aber die unmittelbare Lage. Freylich hat es in dieser Bedeutung am häufigsten die zweyte Endung bey sich, προς Αρκτου; allein Thucydides sagt gleichfalls προς τοις πολεμιοις ησαν; sie waren nahe bey den Feinden, nicht unmittelbar an ihnen. Auf eben die Art sagt man auch figürlich: προς τοις πραγμασι γιγνομαι, προς τοις φυτοις ει u. s. f. Stephanus sagt also nur, daß Nikonia nach der Mündung des Flusses zu, nicht weit von derselben liege, welches sehr wahr ist. Ueberhaupt kann man nicht behutsam genug seyn, die alten Schriftsteller eines Fehlers zu beschuldigen, weil sie den Begebenheiten, welche sie beschreiben, näher waren, sie besser kannten, als wir, und die Sprache, deren sie sich bedienen, besser verstanden als wir. Strabo, welcher sie allem Ansehen nach, sehr gut verstand, braucht das Wort προς völlig eben so. Er sagt die Geten wohnten nach dem Meere und nach Morgen zu, προς τον Ποντον και προς ξην ἀω; die Dacier gegen Germanien und den Quellen des Isters, προς Γερμανιαν και τας του Ιστρου πηγας. Er wollte diese Völker gewiß nicht in den Morgen und nach Deutschland versetzen, sondern nur ihre Lage in Ansehung dieser beyden Puncte bezeichnen. Der wahre Irrthum sowohl in dieser Stelle, als in einer bey dem Suidas, liegt in dem Nahmen des Flusses, in dem Worte Ιστρου, welches aber von einem Abschreiber anstatt Τυρου gesetzt seyn kann.

Die Lateiner kannten die Einwohner dieses ganzen Landes bloß unter dem Nahmen der Dacier oder vielmehr der Daker. Die Griechen nannten sie Geten. Sie waren wirklich ein Stamm der Geten und hatten mit diesen und den Thraciern einen gemeinschaftlichen Ursprung; beyde kamen von den Celten her, und diese von den Persern. Wenigstens waren sie beyde Abkömmlinge einer ältern Familie. Alle diese Völker hatten vor Alters einerley Sitten, einerley Gebräuche und einerley Sprache.

Bey den Thraciern und Geten war die Vielweiberey üblich. „Alle Thracier, sagt „Menander, und besonders wir Geten, „(denn ich halte mir es für eine Ehre von dieser Nation zu seyn), sind eben nicht sehr enthaltsam. Es giebt wenige unter uns, welche „nicht zehn, eilf, zwölf und mehr Weiber hätten. „Es ist ein Unglück, wenn man deren nicht mehr „als vier oder fünf haben kann, und derjenige, „welcher gar kein Weib hat, ist ein Elender.„ Dieser Gebrauch war den Sitten eines kriegerischen Volkes gemäß, bey welchem die Weiber ein Theil der Beute waren, und da sie vom Raube lebten, die Armuth als eine Art der niederträchtigen Feigheit ansahen. Die Geten wohnten dem Strabo zu Folge an den beyden Ufern des Ister. Sie vermischten sich nachmahls mit den benachbarten Völkern, besonders mit denenjenigen, welche jenseit des Flusses wohnten.

Der unglückliche **Ovidius**, welcher sieben Jahre unter ihnen zugebracht hat, schildert sie uns mit folgenden Zügen. „Wenn sich noch jemand des unglücklichen **Naso** erinnert, und wenn mein Nahme noch ohne mich in **Rom** fortdauert, der wisse, daß ich im Schoße der Barbarey unter Sternen wohne, welche niemahls das Meer berühren. Die **Sauromaten**, ein wildes Volk, umgeben mich, und die **Bessen** und **Geten**; lauter meiner Gemüthsart unwürdige Nahmen. So lange die Luft gemäßigt ist, ist der **Ister** unsere Schutzwehre. Aber wenn uns der traurige Winter seine scheusliche Gestalt zeiget, und die Erde unter dem harten Froste so weiß wie ein Marmor geworden ist, wenn der geöffnete Norden, den unter dem Bären aufgehäuften Schnee über uns herab schickt, alsdann sind die Bewohner der zitternden Achse allen Plagen ausgesetzt. Der Schnee bedeckt die Erde, und weder Sonne noch Regen vermögen ihn aufzulösen; **Boreas** verhärtet ihn und macht ihn unvergänglich. Der erste ist noch nicht geschmolzen, als schon ein neuer kömmt, und zwey Jahre an einem und eben demselben Orte liegen bleibt.„

„Der Nordwind brauset daselbst mit solcher Wuth, daß er auch die erhabenen Thürme der Erde gleich macht, und Dächer abreißt und fortführet. Die Felle und weiten Unterkleider sind nur ein schlechter Schutz vor der Kälte. Von allen Theilen des Leibes bleibt nur allein das Gesicht unbekleidet. Oft rasseln die gefrornen Haa-

re bey der geringsten Bewegung, und der mit Eis überzogne Bart hat dessen Glanz und Weisse. Hier frieren selbst die Weine, und wenn man das Gefäß welches sie einschloß, weg thut, so behalten sie dessen Gestalt. Man trinkt sie nicht in flüssiger Gestalt, sondern in festen Stücken. Soll ich es sagen, wie hier die Bäche von dem Froste gefesselt werden, und wie man die Seen öffnet um verhärtetes Wasser aus denselben zu bekommen? Selbst dieser Fluß, der nicht kleiner ist, als der Strohm des fruchtbaren Egyptens, und welcher sich durch eine Menge von Armen in das weite Meer ergiesset, siehet seine bläulichen Wellen von den Winden verhärtet, und wälzet auf der Oberfläche gebrückt, sein Wasser in das Meer. Dann gehet man da zu Fuße, wo ehedem Schiffe segelten; der Fuß des Pferdes stampft auf die Fluth, welche der Frost unbeweglich gemacht hat, und über diese neue Brücken, unter welchen die Wogen wegströhmen, ziehen die sarmatische Ochsen barbarische Wägen. Kaum wird man es mir glauben; allein, wenn kein Preis auf die Unwahrheit stehet, so verdient der Zeuge den völligsten Glauben. Ich habe das weite Meer in Eis verwandelt gesehen, ein glatter Harnisch drückte die unbeweglichen Fluthen; doch ich habe es nicht bloß gesehen, ich bin selbst auf den verhärteten Wogen gegangen, und die Welle hat sich nicht unter meinen Füßen erhoben, noch sie benetzt. Hättest du, Leander, ein solches Meer vor dir gehabt, so würdest du nicht

in den Fluthen versunken seyn. Die gekrümmten Delphine können sich hier nicht in die Luft erheben; der strenge Winter hält sie zurück, und obgleich Boreas die Luft mit seinen Schwingen schlägt, so bleibt das gefesselte Meer dennoch ohne Fluthen. Von dem Eise wie von einem Marmor umschlossen, bleiben die Schiffe unbeweglich, und das Ruder kann die verhärteten Wogen nicht mehr theilen. Ich habe Fische gesehen, welche in dem Eise eingefroren, und noch halb lebendig waren.„

„Doch der wilde Boreas möchte immer das Meer oder die Wasser des Strohmes verhärten. So bald nur sein strenger Hauch den Ister geebnet hat, verwüstet ein barbarischer Feind auf einem flüchtigen Rosse, welches er mit Kunst zu regieren, und mit eben so vieler Kunst den leichten Pfeil in die Ferne zu schießen weiß, das benachbarte Land. Alles fliehet, und auf dem unbeschützten Lande werden die verlaßnen Güter ein Raub des Barbaren; einfältige ländliche Güter, kleine Heerden und knarrende Wagen, der ganze Reichthum der unglücklichen Landleute. Einige werden mit fortgeschleppt, die Hände auf den Rücken gebunden, und fruchtlose Blicke auf ihre Hütten und Felder werfend. Andere werden mit tödtlichen Pfeilen durchschossen, denn das leichte Eisen ist mit einem feinen Gifte bestrichen. Was sie nicht mit sich schleppen können, zerstören sie, und die feindliche Flamme verzehret die unschuldigen Hütten. Die Furcht vor dem Kriege macht,

daß man hier selbst mitten im Frieden zittert; niemand wagt es, die Felder zu pflügen. Entweder man siehet den Feind vor Augen, oder man fürchtet ihn, wenn man ihn gleich nicht siehet. Der verlassene Boden wird dürr und unfruchtbar. Die süße Weintraube verbirget sich hier nicht unter dem Schatten ihres Laubes, und ihr brausender Saft füllet hier nicht die großen Kufen; der dürre Erdstrich träget keine Früchte. Acontius würde daselbst nicht die Worte geschrieben haben, welche seine Geliebte lesen sollte. Man siehet daselbst nackte Felder ohne Laub, ohne Gesträuch. Traurige Gegenden! — — Ihr mit Schrecken erfüllten Oerter. Wie ein schüchternes von hungrigen Bären ergriffenes Reh, oder wie ein von Bergwölfen umgebenes Schaf, lebe ich in Schrecken, indem ich den Feind, so zu sagen, immer zur Seite habe. — — Hier gibt es keine Bücher, welche mich an sich ziehen und unterhalten; man höret hier nichts, als das Geräusch der Waffen. — — Keine Freystätte stehet mir offen; nichts als die Wache auf den Wällen und die verschlossenen Thore schützen mich vor der Wuth des Geten. — — Ach, welch ein Unglück ist es, unter den Bessen und Geten zu leben, keinen andern Schutz seines Lebens, als eine Mauer zu haben, und bey aller Festigkeit des Ortes nicht einmahl hinlänglich gesichert zu seyn! Als ich noch jung war, flohe ich die Gefechte und kriegerischen Uebungen, und nahm die Waffen nur allein zum Scherze in die Hand.

Jetzt in einem reifern Alter, gürte ich mein Schwert um mich, mein Arm belastet sich mit einem Schilde, und ich bedecke mein weisses Haar mit einem Helme. So bald die Wache auf ihrem Posten die Zeichen gibt, greiffen wir mit zitternden Händen zu den Waffen. Der mit einem Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnete Feind rennet mit seinen wiehernden Pferden wüthend rings um die Mauer, und so wie ein wilder Wolf das Schaf, welches nicht in den Stall geflüchtet ist, durch Felder und Wälder mit sich fortschlepper, so ergreifft auch der Barbar den Unglücklichen, welcher nicht in die Stadt fliehen können, belastet ihn mit Fesseln, oder durchbohret ihn mit einem tödtlichen Pfeile — — Mars beherrschet alle unsere Gränzen. Kaum schützet eine niedrige Mauer uns vor dem Feinde. Indessen ists doch zuweilen Friede, aber niemahls herrscht die Zuversicht.„ — —

„Will man wissen, was die **Tomitaner** für ein Volk sind, und unter was für Sitten ich wohne? Obgleich die **Geten** und **Griechen** auf dieser Küste unter einander wohnen, so machen doch die wilden **Geten** den größten Theil aus. Eine Menge **Geten** und **Sarmaten** streifen zu Pferde auf den Wegen herum, alle mit einem Köcher und Bogen und mit Natterngifte vergifteten Pfeilen bewaffnet; rauh ist ihre Stimme, wild ihr Blick, ein wahres Bild des Mars. Weder Haar noch Bart wird hier jemals abgeschnitten; keiner ist träge, den Säbel zu ziehen,

welchen jeder Barbar an seiner Seite trägt. — — Kaum des Nahmens der Menschen würdig, sind sie grausamer als die Wölfe. Sie fürchten keine Gesetze; die Billigkeit weicht der Gewalt und das unterdrückte Recht erlieget unter dem kriegerischen Schwerte. Ihr wildes Antlitz ist mit langen Haaren bedeckt. Selten findet man hier Spuren von der griechischen Sprache; schon hat der getische Ton sie verändert und barbarisch gemacht. Kaum findet man unter allen einen, der einige lateinische Worte sprechen könnte, und ich, Ovid, ich der römische Dichter (verzeihet es, ihr Musen,) bin oft gezwungen, die sarmatische Sprache zu reden.„ — —

„Immer von zahllosen Völkern, welche es für keine Schande halten, vom Raube zu leben, mit grausamen Kriegen bedrohet, ist hier auswärts keine Sicherheit; kaum vertheidigen schwache Mauern und die Beschaffenheit des Ortes dieses Grab. Wenn man am wenigsten daran denkt, streicht ein zahlloser Haufe, gleich einer Schaar Vögel, auf den Feldern herum, und schleppt seine Beute davon, noch ehe er fast gesehen wird. Oft finden wir innerhalb der Mauern bey geschlossenen Thoren unter unsern Schritten gefährliche Spuren. Wenige bauen das Feld und der es waget, führet in der einen Hand den Pflug, und in der andern das Schwert. Mit einem Helme bekleidet bläset der Hirt sein mit Pech zusammen gesetztes Rohr, und die schüchternen Schafe fürchten statt des Wolfes den kriegerischen Feind.

Kaum

Kaum gewähret die Hülfe einer Festung uns die nöthige Sicherheit; in der Stadt flößt uns der mit den Griechen vermengte barbarische Haufe Furcht ein. Barbaren wohnen unter uns ohne allen Unterschied und besitzen über die Hälfte dieser Wohnung. Wenn man sie nicht fürchten müßte, so würde man sie hassen, wenn man sie mit Fellen bedeckt, und ihr Gesicht von langen Haaren verhüllet siehet. Diejenigen, welche man für **Griechen** hält, tragen **weite persische Unterkleider** nach der Gewohnheit ihres Vaterlandes. Sie gehen vermittelst einer gemeinschaftlichen Sprache mit einander um, und ich bin genöthiget, mich ihnen durch Geberden verständlich zu machen. Ich bin hier ein Barbar, weil mich niemand verstehet, und die dummen **Geten** fangen an zu lachen, wenn sie **lateinische** Worte hören. — — — Gleich, als wenn mit meinem Vaterlande mir auch zugleich der Friede entrissen wäre, lebe ich mitten unter Gefahren, mitten unter Feinden, welche ihre Geschosse mit Vipern-Galle bestreichen, um die Ursachen des Todes durch eine grausame Wunde zu verdoppeln. Der mit diesen schrecklichen Waffen versehene Reiter rennet um unsere erschrockene Mauern, wie ein Wolf, welcher um den Schafstall trabet. Der leichte vermittelst Pferdesehnen einmahl gespannte Bogen, behält seine Schnellkraft, und wird niemahls abgespannet. Unsere Dächer sind mit feindlichen Pfeilen gespickt, und unsere mit dichtem Eisen beschlagene

Thore halten kaum die feindlichen Waffen ab. — Die Erde ist mit ewigen Schnee bedeckt, die Felder tragen weder Aepfel noch Weintrauben, die grüne Weide schmücket hier keine Ufer, und die Berge haben keine Eichen. Das Meer verdienet eben so wenig gelobt zu werden, als die Erde. Die der Sonnenstrahlen beraubten Wellen werden immer von stürmischen Winden empöret. Auf allen Seiten siehet man nichts als Felder ohne Ackerbau, ungeheure Felder, welche kein Mensch verlangt. Ueberall ist der Feind; man fürchtet ihn unaufhörlich; ein beständiger Schrecken belagert uns. Der eine wird von thracischen Säbeln bedrohet, der andere von sarmatischen Pfeilen. — — — Wir leben immer in den Waffen, ohne den Frieden zu kennen; der mit einem Köcher bewaffnete **Gete** führet einen ewigen Krieg. c)„

An diesen Zügen ist es leicht, ein **celtisches** Volk zu erkennen. Kein dauerhafter Wohnsitz, kein Ackerbau; statt alles Unterhaltes das Rauben und Plündern; statt aller Gesetze die Macht; statt aller Künste und Beschäftigung der Krieg, die Gefechte, das Morden, kurz der ganze kriegerische Despotismus.

Eines der **getischen** oder **dacischen** Kleidungsstücke waren die Bragae persicae oder weiten

c) Die hier übersetzten Stellen sind aus seinen Elegien und aus seinen Briefen ex Ponto zusammen gezogen.

persischen Unterkleider [f]). Die trajanische Säule bildet sie mit einer Art Pantoffeln ohne Absätze, mit Unterkleidern, welche denen ähnlich sind, welche unsere Matrosen tragen, und mit einem langen nachlässigen Oberkleide ab, dessen Aermel bis auf die Hand reichen. Bey allen ist dasselbe mit einem engen Gürtel, der von Leder zu seyn scheinet, über der Hüfte aufgegürtet, so daß dasselbe nur bis auf die Knie reicht. An beyden Seiten ist es offen und bis nach unten zu gespalten, so wie unsere Hemden [g]). Die ganze Länge scheinet der Länge unserer Weiberhemden zu gleichen. Zuweilen hatte dieses Oberkleid kurze Aermel, welche nur den obern Theil des Armes bedeckten.

Ohne Zweifel waren die Bragae eben die Unterkleider oder Hosen, die man ehedem in vielen unserer Provinzen Braies nannte. Sie heissen noch jetzt im Italienischen Braghe, im Englischen Breeches, im Holländischen Braeken, (im Nieders. Brüche.) Dieses dacische Kleidungsstück verdiente den Beysatz des weiten, welches ihm Ovidius gibt, und sein Nahme kann von dem celtischen Brek, Bruch, Oeffnung, abstammen, weil diese Art der Kleidung vornen nothwendig offen seyn muß. Ueber dem Oberkleide trugen die Dacier einen kleinen Mantel, welcher bey einigen besetzt, gefüttert, oder aus Rauchwerk berei-

f) S. *Diod.* lib. 6. *Alex. ab Alex.* l. 5. c. 18. *Aul. Gell.* l. 10. c. 21. Columna Trai. S. 116. 121.

g) Columna Trai.

tet ist, und aus zweyen Stücken bestehet. Das eine bedeckte den Rücken und das andere die Brust. Sie wurden mit einer Art von Knöpfen dem vordern Theile jeder Schulter gegen über an einander befestiget [h]). Sie hatten sie auch aus einem Stücke, da sie denn auf einer von beyden Schultern, am häufigsten aber auf der rechten, und zuweilen auch auf der Brust, befestiget, oder auch von einem Knoten gehalten wurden [i]). Sie glichen ungefähr den pohlnischen Mänteln. Es gab ihrer aber auch noch längere, deren man sich im Frieden und bey Feyerlichkeiten bediente [k]). Endlich siehet man auf der trajanischen Säule verschiedene Dacier, welche Mützen tragen [l]). Diese waren das unterscheidende Merkmahl der Vornehmsten in der Nation; die Männer gemeinen Standes hatten für ihr Haupt keine andere Bedeckung, als ihre Haare [m]).

Die Weiber trugen ein langes Kleid, welches bis auf die Fersen reichte; die Aermel gingen bis auf die Finger. Diese Kleider waren unter der Brust gegürtet, und scheinen nicht so weit zu seyn, als der Männer ihre. Sie endigen sich oben bey dem Anfange des Halses mit einer Art eines kleinen Kragens. Darüber hing ein Mantel in Gestalt einer Schärpe, der von der linken

h) Columna Trai. Kupf. 23, die Figur eines Sterbenden, auf der rechten Seite des Kupfers. i) Ebendas. Kupf. 97. Die Felle sind daselbst besser ausgedrückt, als sonst irgendwo. k) Ebendas. Kupf. 25. l) Ebend. Kupf. 58. 106. 107. m) *Dio Cass.* l. 68.

Schulter auf den rechten Arm hing. Der Kopfputz bestand aus einem Stücke Zeuges, welches um den Kopf ging und hinten bis auf den Kragen des Oberkleides herab hing, und die Ohren und ein wenig von den untern Haaren bloß ließ n).

Die **dacischen** Waffen bestanden in einem Bogen und Pfeilen, in einem kurzen, breiten, geraden oder gekrümmten Schwerte, und zuweilen auch in einer Keule o). Ihr einiges Gewehr zur Vertheidigung war ein ovaler Schild, ungefähr in der Größe eines römischen Schildes. Es scheinet daß die Reiterey und das Fußvolk einerley Waffen gehabt haben. Sie führeten ein Gebiß und einen Sattel p). Den Köcher, welchen **Ovidius** den Geten zuschreibt, und der ihnen doch sehr nothwendig war, siehet man hier nicht.

Die **trajanische** Säule zeiget uns einige **sarmatische** Reiter, welche so wie ihre Pferde, mit einer Art von Waffenrock bekleidet sind, welcher überall enge an den Leib anschliesset, und denselben völlig bedeckt, bis auf die Hände und das Gesicht. Der Kopf trägt einen Helm, welcher mit Binden umwunden unter dem Kinne befestiget ist. Sie sind mit Bogen und Schwertern bewaffnet. Ihre Pferde haben einen kurzen Schweif, einen Zaum, aber keinen Sattel q).

Die **dacische** oder **getische** Sprache war eine Mundart der **celtischen** und war von der

n) Ebend. Kupf. 26. o) Ebend. Kupf. 64. 84. 102. 127. 58. p) Ebend. Kupf. 121. q) Ebend. Kupf. 33-34.

thracischen in nichts verschieden r). Die wenigen Spuren, welche uns noch in den Nahmen der dacischen Städte davon übrig sind, sind hinlänglich, uns davon zu überzeugen. Wenn wir die Endungen, und andere von den Römern um des Wohlklanges willen zugethanen Buchstaben, wegnehmen, so ist das was übrig bleibt, celtisch. Die Nahmen der Orte, welche sich auf av, ov und ac endigen, welche ehedem im Celtischen so häufig waren, und es in Europa noch jetzt sind, finden sich in dem alten Dacien überall. Diese Sylbe bedeutet im Celtischen Eigenthum, Besitz, und sie ist in allen unsern europäischen Sprachen die Wurzel der Wörter haben, avoir, habiter, habitation. Das d, welches sich in dare, geben, dow u. s. f. befindet, gewähret eben denselben Begriff. Wenn wir nun von einigen dacischen Nahmen das lateinische End a wegnehmen, so bekommen wir, z. B. Sand-av, d. i. sandige Wohnung, weil sich das Wort Sand in dieser Bedeutung in allen von der celtischen Sprache herstammenden europäischen Sprachen befindet. Die Wurzel dieses Wortes Sa befindet sich auch in dem lateinischen Sabulum, in dem Französischen Sable, und in dem Griechischen ψαμμος. Wir haben daselbst ferner Arg-dav, schlechte Wohnung, Marcodav, ein Ort für Pferde, (Mar oder March bedeutete im Celtischen und im alt

r) Strabo l. 7.

Deutschen ein Pferd;) Nen-ti-dav, oder Nun-ti-dav, Wohnplatz der Söhne des Tis; Sing-dav, Ort des Klanges oder Schalles, (die Celten sagten synzia mit sverdi, mit den Schwertern rasseln;) Susidav, ein sanfter, gemäßigter Ort; Carsidav, ein Wagenort, und s. f. So werden sich wenig dacische Nahmen finden, die man nicht auch im Celtischen antreffen sollte. Man könnte die angeführten, mit mehr oder weniger Glück noch auf andere Arten ableiten, allein man wird doch immer zu dieser Sprache seine Zuflucht nehmen müssen, welches denn ihre Uebereinstimmung mit der dacischen von neuem beweisen wird. Ich will nur noch die Ableitung des Wortes Dacien oder vielmehr Dakien nach der lateinischen Aussprache anführen. Dieses Wort bedeutete einen Kriegesmann. Diagn ist im Gothischen ein Befehlshaber im Kriege. Daher stammen die fränkischen und deutschen eigenthümlichen Nahmen Dagobert, oder berühmter Held, Dagowald, Oberhaupt im Kriege, Deginbold oder Theginpold, ein kühner Krieger, Thegenhart, ein harter Krieger u. s. f. her. Das Wort Degen bedeutet noch jetzt im Deutschen eine Art eines Seitengewehres. Da sich nun dieses ursprünglich getische Volk durch seine Tapferkeit so berühmt machte, so bekam es auch den Nahmen Dag oder Dak, nach der Art der mitternächtigen Sprachen, welche ihrem rauhen Clima zu Folge, allemahl die harten Mitlauter vorziehen.

Die Griechen nannten sie bey ihrem Geschlechtsnahmen **Geten**, welches Erdensöhne bedeutet, die Lateiner aber nannten sie bey ihrem wahren eigenthümlichen Nahmen. Man könnte diesen Nahmen auch von dem Gothischen taga, nehmen, herleiten, weil dieses kriegerische Volk bloß vom Raube lebte. Allein in der Ableitung der Wörter muß man enthaltsam seyn, wenn man nicht lächerlich werden will. Man muß bedenken, daß derjenige, welcher Alfana von Equus ableitete, mit eben dem Rechte auch das Wort **Pohle** von dem Worte **Sarmate** hätte herleiten können.

Die **dacische** und **sarmatische** Sprache waren verwandt, aber noch verschieden. **Ovidius** unterscheidet sie, wenn er sagt, daß er gelernet habe, **getisch** und **sarmatisch** zu sprechen. Die letztere ist noch vorhanden, und hat sich in einen großen Theil von Norden ausgebreitet; wir nennen sie jetzt die **slavonische**. Was die **dacische** betrifft, so würde man davon ohne Zweifel noch Spuren in dem Lande selst antreffen können, besonders was die Wortfügung betrifft, welche sich in allen Sprachen immer am längsten erhält. Der Umgang mit andern Völkern verändert die Wörter, schaffet sie ab, führet neue ein und setzet sie zusammen; allein die Ordnung der Ideen bleibt, und wird nur sehr schwer geändert s).

s) **Mart. Lipenius** führet in seiner philosophischen Bibliothek **Hier. Megiseri** Lexicon linguae Dacicae S. Walachicae, Leipz. 1604. an. Ich habe es vergebens gesucht.

Das Clima des alten **Daciens** war äusserst rauh. Die Nähe der großen, damahls mit ungeheuren Wäldern bewachsenen Gebirge, die kalten Dünste, welche die Nordwestwinde [t]) aus dem **hercynischen** Walde brachten, welcher die Ufer der **Donau** von **Helvetien** an bis nach **Dacien** bedeckte [u]), die häufigen Nordwinde [x]), machten dieses Land so kalt, als jetzt andere weit näher nach dem Nordpole zu gelegenen Länder sind. Wir haben gesehen, was **Ovid** davon sagt. An einem andern Orte setzt er noch hinzu: „o pontisches Land, du kennest nicht den mit Blumen geschmückten Frühling, du siehest nicht die entblößten Leiber der Schnitter, der Herbst liefert dir nicht seine mit Laub gezierten Weintrauben; eine schreckliche Kälte herrscht in allen Jahrszeiten; du hältest die Meere unter dem Eise gefesselt, und der Fisch schwimmt in der Fluth in welcher er von allen Seiten eingeschlossen ist. — — Kaum wird man auf den Feldern einen Baum, eine unglückliche Pflanze gewahr. Wenn man auf die Erde blickt, so glaubt man ein Meer zu sehen — — die Felder bringen nichts als Wermuth hervor, eine ihrem Boden würdige Aernde.„ Ein schwedischer Schriftsteller, welcher **Lappland** beschrieben hat [y]), wendet diese Verse darauf an, und man sollte in

t) *Virg.* Georg. l. 3. v. 356. u) *Caes.* comm. l. 6.
x) *Ovid.* ex Pont. l. 4. ep. 1. v. 41.
y) **M. P. Högström** Beskrifning oefver de Lappmarker. Stockholm in 8.

der That glauben, daß Ovid dieses Clima schildert. Man könnte indessen denken, daß er als Dichter, und als ein Verbanneter, welcher um Gnade flehet, die Sache vergrössert, um sein Unglück desto rührender zu machen. Allein, er beschreibt Umstände, die er nicht erdichten konnte, wie die mit Eis bedeckten nackten Felder, den gefrornen Ister z) und das gefrorne Meer. Ueberdieß ist er nicht der einige, welcher auf diese Art von diesem Lande redet. „Da, sagt Virgil, hält man die Herden in den Ställen eingeschlossen. Man siehet daselbst weder Kräuter auf den Feldern, noch Laub an den Bäumen. Der ungeschlachte Boden ist unter Schneehaufen und unter einem dicken Eise bedeckt, welches eine Dicke von sieben Ellen erreicht. Immer herrscht der Winter daselbst; immer bringen die Winde

z) Ich muß noch einmahl auf diesen Fluß kommen. Casaubonus sagt in einer Note zu dem Strabo B. 7. Daß die Stelle im Ptolemäus, welche der Donau von Axiopolis an bis an das Meer den Nahmen Ister gibt, sich nicht in den alten Ausgaben dieses Schriftstellers befinde, besonders in der nicht, welcher er sich bediene. Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diese Versicherung zu untersuchen, zumahl da ich mich zu erinnern glaubte, daß ich diese Stelle mehrmahls in dem Ptolemäus gelesen hätte. Ich habe sie also aufgesucht, und sie in der lateinischen Uebersetzung, und zwar der ältesten Ausgabe nach, welche nur in der königlichen Bibliothek vorhanden ist, gefunden. Diese ohne Jahrzahl gedruckte Ausgabe ist von Nicolao Germano dem Papste Paul 2. zugeschrieben, welcher 1464. erwählet wurde und 1471. starb. Ich habe eben diese Stelle in der griechischen Ausgabe bey Frobenium zu Basel 1533. in 4. S. 134. ingleichen in der Amsterdamer von 1618. in Fol. angetroffen; und in allen diesen Ausgaben wird sie dreymal wiederhohlet.

nichts als Kälte dahin. Niemalhs verbannet hier die Sonne die bleichen Schatten, weder wenn sie von ihren raschen Pferden gezogen, die hohen Lüfte erreicht, noch auch, wenn sie ihren Wagen niederwärts lenket und ihn in der röthlichen Fluth badet. Plötzlich wird der reissende Fluß von einer dicken Rinde bedeckt, und die Fluth trägt mit Eisen beschlagene Räder. Diese Fluth, welche vorhin von den breiten Vordertheilen der Schiffe durchschnitten wurde, träget alsdann Wägen. Alsdann springet das Erz und die Kleider werden steif und hart. Man hauet den Wein mit Aexten, und alles Wasser in den Gräben wird in Eis verwandelt. Ein scheuslicher Reif überziehet die zotigen Bärte. Ein dicker Schnee fällt von allen Seiten. Die Herden sterben; die großen Leiber der erstarrten Ochsen sind mit Reif bedeckt. Die in Haufen versammelte Hirsche liegen unbeweglich unter der neuen Last, welche die Erde bedeckt, und lassen kaum noch die Spitzen ihres Geweihes sehen. Man verfolget sie nicht mit Hunden, man stellet ihnen keine Netze, noch rothe Federspiele, um sie zu schrecken. Sie bemühen sich vergebens, den Eisberg zu durchbrechen, welcher sich ihrer Befreyung entgegen setzet, und indem sie ein langes Geheul ausstoßen, greifft der Thracier sie in der Nähe an, tödtet sie, und trägt sie mit einem wilden Freudengeschreye nach Hause a).

a) *Virgil.* Georg. l. 3. v. 352.

Die Einbildungskraft des Dichters hat diese Umstände vergrößern können; allein der Grund davon ist doch Wahrheit. Die ernsthaftesten Schriftsteller des Alterthumes bestätigen solches. Sie schildern die Ufer der Donau als mit Eis bedecket, der Sonne beraubt, und zu allen Zeiten unfruchtbar [b]). Sie versichern, daß der ganze cimmerische Bosphorus im Winter friere, daß der Winter in diesen Gegenden acht Monathe dauere, und daß es in den vier übrigen Monathen daselbst kalt sey [c]); daß man in Thracien weisse Bären und wilde Schweine finde, welche sonst nur die mitternächtlichsten Länder bewohnen [d]). Auch das Clima von Deutschland war damahls außerordentlich kalt und litte keine fruchtbaren Bäume [e]). Die Donau und der Rhein froren alle Jahre zu, so daß ganze Kriegesheere mit ihrem Gepäcke darüber ziehen konnten [f]). In Gallien konnten der Weinstock und der Oelbaum vor Kälte nicht wachsen [g]). Der Mangel des Baues, die häufigen Wälder, die vielen Moräste, die vielen und unaufhörlichen Dünste waren in allen diesen Ländern die Ursache davon, so wie sie es noch in Nord Amerika und vielleicht noch in manchen Ländern von Europa und Asien sind.

b) *Herodian.* l. 1. *Plin.* l. 15. c. 17. l. 15. c. 7.
c) *Herodot.* l. 4. c. 28. *Strab.* l. 2. et 7. *Pomp. Mel.* l. 2. c. 2. d) *Pausan. Arcad.* c. 17. e) *Tacit. Germ.* f) Alle Alten, daher ich hier keinen besonders anführe. g) *Varro de re ruſt.* l. 1. *Diod. Sic.* l. 5. *Strab.* l. 4.

Von der Geschichte der **Dacier** oder **Geten** sind uns nur einige wenige einzele Umstände bekannt, welche bey den alten Geschichtschreibern zerstreut sind. Ihre Meinungen in der Religion waren ohne Zweifel eben dieselben, welche bey allen **Celten** und vornehmlich bey ihren Brüdern und Nachbarn den **Geten** herrschten. Sie hielten die Seele für unsterblich, und glaubten ein anderes Leben bey ihrem Philosophen, dem Gesetzgeber **Zamolxis**, welchen sie auch **Ghebelei-sis**, das ist, nach der celtischen oder persischen Sprache, **mächtiger König, siegreicher König** nannten. Die **Griechen**, welche an den Ufern des schwarzen Meeres wohneten, erzählten viele Fabeln von ihm. Sie sagten, daß er ein Sclave des **Pythagoras** gewesen, daß er endlich mit vielen Kenntnissen und Reichthümern wieder in sein Vaterland gekommen sey, daß er sich drey Jahre in einem Hause unter der Erde eingeschlossen, und die **Geten**, welche sich **Erdensöhne** nannten, überredet habe, daß ihm seine Lehren von der **Vesta** oder der Erde mitgetheilet worden. Allein dieses unterirdische Haus, an welchem **Herodotus** mit Recht zweifelt, und dieser Sclave, der bey dem **Pythagoras** reich geworden seyn soll, welcher als ein wahrer Philosoph ohne Zweifel die Reichthümer verachtete, und überdieß erst lange hernach lebte, alle diese Dinge sage ich, sind griechische Fabeln, die ihnen von der Eitelkeit und von der Liebe zu dem Wunderbaren eingeflößet

worden. Das Wahrscheinliche davon ist, daß sich Zomolxis in die Einsamkeit begeben, um daselbst Betrachtungen anzustellen, daß er nur mit wenig Personen Umgang gehabt, daß er den Fürsten, welche ihn fragten, guten Rath, und ihren Völkern Gesetze gegeben. Dieß war bey den Geten bis auf die Zeiten Augusts und Tibers üblich. Es war in ihrem Lande „ein „Ort, wo sich immer ein solcher Mann befand, „welcher des Königs Rathgeber war. Die Ge„ten nannten ihn Gott. Sie verehreten ihn als „den Heiligen des Berges, welchen er bewohne„te; er wurde Kegaoinon genannt, welchen „Nahmen auch der benachbarte Fluß führete h).„ Es scheinet daß dieser Mann vom Berge kein anderer, als der Dalai Lama ist. Er ist in beyden Ländern ein gleichsam durch göttliche Eingebung gefundener Mann, ein Mann in welchem ein Gott lebt, und welcher bey seinem Tode durch einen andern gefundenen Mann, sowie er war, ersetzet wird, in welchen der Gott fähret, und in ihm, wie in seinem Vorgänger lebt. Dieß ist der Gott La in Thibet, der Gott Fo in China, und in Dacien, der Gott Jou, der Jo, das alles bewegende Wesen, der Zeuger, der Gott der Erde, welcher diese Menschenfolge, die er selbst bestimmte, belebte, und durch sie seine Orakel gab. Es ist merkwürdig, daß diese Kette in beyden Ländern bis zu einem Man-

h) *Strab.* l. 7.

ne hinauf steiget, der für einen Gott gehalten worden, der auf eine Zeit verschwand, und hernach wieder erschien. Eben so merkwürdig ist es, daß der Nahme, welchen man in Thibet und in China diesem von einem Gott bewohnten Menschen gibt, völlig celtisch ist. Man nennet ihn Kon Jou oder Kong-Jok [1]), welches in den meisten celtischen Mundarten König Jou oder Jo bedeutet. Eben dieß bedeutet auch der getische Nahme, wenn man ihn auf seinen Ursprung zurück führet, und dasjenige wegnimmt, was die griechische Sprache ihm geborget hat. Das Wort Kegaionon, oder Kon-gai hom, bedeutet Wohnung des Königs der Erde. Dieser ganze gottesdienstliche Lehrbegriff ist der celtischen Theologie völlig gemäß. Er mag nun in Dacien ursprünglich seyn, oder aus andern Ländern seyn entlehnet worden, so mußten die Geten ihn ohne Bedenken annehmen.

Eben diese Theologie, welche die Unsterblichkeit der Seele behauptete, lehrete auch Belohnungen nach diesem Leben; aber nur für die Tapfern, welche in Gefechten starben. Alle Völker, welche diese Lehre angenommen haben, waren kriegerisch, und lebten immer mit ihren Nachbarn im Kriege. Die Dacier wurden einmahl in einem Gefechte mit den Bastarnen von ihrem gewöhnlichen Muthe verlassen; Orole ihr Anführer, bestrafte sie dadurch, daß er befahl, daß sie sich beym Schlafenlegen so legen sollten,

1) Allgem. Gesch. der Reisen, Th. 7.

daß die Füsse an demjenigen Ort zu liegen kämen, an welchem sonst das Haupt zu liegen pflegte. Sie mußten überdieß in ihren Häusern so lange die Verrichtung der Weiber übernehmen, biß sie ihre Schande durch einen neuen Sieg auslöschen würden [k]).

Als Alexanders Feldherren dessen Eroberungen unter sich theileten, fielen Thracien und die übrigen an dem Pontus gelegenen Länder dem Lysimachus als dem tapfersten zu, der am ersten im Stande war, die Geten und Dacier im Zaume zu halten [l]). Allein er war nicht glücklich wider sie. Nachdem er über den Ister gegangen war, um den Krieg in ihr Land zu spielen, wagte er sich in die getische Wüste, welche sich nach dem Meere zu zwischen dem Ister und dem Tyra befand. Dieß war eben die Gegend, in welcher Darius und sein Kriegesheer aus Mangel am Wasser zu Grunde gerichtet wurden. Nachdem der getische König Dromicaites den Lysimachus gefangen bekommen hatte, zeigte er ihm die Armuth und Genügsamkeit seiner Nation, und rieth ihm, solche nicht zu bekriegen, sondern sich solche vielmehr zu Freunden zu machen.

Julius Cäsar war willens, sie zu bekriegen. Sie hatten damahls den Burebistas zum Könige, und Dekeneus war sein Priester oder Minister. Dieser Fürst gieng über den Ister,

k) *Justin.* l. 32. c. 3. l) Im Jahre Roms 430; vor Christo 324; der Welt 3677.

griff die benachbarten Länder an, und verwüstete sie, allein er verlohr sein Leben in einem Aufstande, ehe noch die Römer in Bereitschaft waren, aufzubrechen, um ihm in seinen Eroberungen, oder vielmehr in seinen Streifereyen Einhalt zu thun. Die Unternehmungen dieser Barbaren hatten nie eine andere Absicht, als den Raub, und nie eine andere Wirkung, als die Entvölkerung. Die Dacier schickten Gesandte an den Augustus als er das Reich dem Antonius streitig machte; allein weil er ihre Forderungen nicht bewilligen wollte, so schlugen sie sich zu seinem Gegner. Eine innerliche Uneinigkeit machte ihre Hülfe fast unnütz. Indessen wurden doch einige von dem Marcus Crassus gefangen, und erschienen mit bey den Spielen, welche August bey der Einweihung des Tempels der Minerva gab. Unter dem Consulate des Julius und Fabius Maximus, 12 Jahr vor Christi Geburt, fielen sie in Pannonien ein. Tiberius, welcher sich damahls in Gallien befand, wurde ihnen entgegen geschickt, und nöthigte sie, wieder in ihr Land zu gehen. Nachdem August den Antonius und Rom bezwungen hatte, Herr von Italien, Gallien, Egypten, einem Theile Spaniens und Germaniens war, und von Asien geehret, von den Barbaren aber gefürchtet wurde, so wollte er auch ihren Streifereyen Einhalt thun. Eine der Gränzen seines Reiches war die Donau. Sobald dieser Fluß gefroren war, und von einem

Ufer zum andern einer großen Brücke glich, so fielen die Dacier unter ihrem Anführer Cotison [m]), in Mösien ein und verwüsteten alles. August, welcher diese furchtbare Nation, die man nicht leicht in ihrem eigenen Lande bekriegen konnte, in Zaume halten wollte, schickte den Lentulus wider sie, welcher drey ihrer Feldherren schlug, sie über den Fluß zurück trieb, und an dem rechten Ufer des Flusses Läger errichtete. Der Kaiser verband mit diesen nachdrücklichen Mitteln eine anständige und leutselige Begegnung, welche immer wirksamer und sicherer ist. Er versprach dem dacischen Fürsten Cotison seine Tochter Julia zur Ehe und heurathete die seinige [n]). Er nöthigte einige Fürsten, in dem Tempel des Mars zu schwören, daß sie den Frieden, welchen sie verlangten, halten wollten, und bekriegte sie niemahls ohne Noth. Das Gerücht von dieser Mäßigung drang bis nach Indien und zu den Scythen, welche Rom damahls nur noch dem Nahmen nach kannte. Die Fürsten dieser Völker schickten Gesandte an den August. Die Parther traten ihm Pannonien ab, und gaben die kriegerischen Ehrenzeichen wieder zurück, welche sie dem Crassus und Marcus Antonius abgenommen hatten; worauf der Janus-Tempel geschlossen wurde. So macht die Billigkeit der Fürsten zu allen Zeiten das Glück der Men-

m) Dieser Nahme kann Cotis oder Sohn des Gottes Tis, Got-Tis-Son, bedeuten. n) Flor. l. 4. c. 12.

schen, dagegen ihre Ungerechtigkeit und Habsucht der Grund aller Uebel sind.

Unter den folgenden Kaisern wurden die Dacier durch Siege und Unglücksfälle weit berühmter. Das Reich, welches allzugroß war, als daß es von einem einigen hätte regieret werden können, ward unaufhörlich beunruhiget. Alle Völker, welche zwischen dem Vespasian und Vitellius getheilet waren, eileten in den Krieg. Die noch immer unbezwungenen Dacier nahmen Theil an diesen Bewegungen; sie waren damahls ohne Furcht. Vitellius hatte einen Theil seiner Truppen aus Mösien gezogen. Anfänglich waren sie müßige Zuschauer, so bald sie aber sahen, daß der Krieg in Italien entbrannt war, und daß sich das ganze Reich in den Waffen befand, so warfen sie die äussersten Posten von Fußvolk und Reuterey über den Haufen und bemächtigten sich der beyden Ufer der Donau. Sie rüsteten sich schon, das Lager der Legionen selbst anzugreiffen, als Mucian die sechste Legion in dasselbe einrücken ließ. Er wußte, daß die Hülfe in Italien nicht so nothwendig war, wo Vespasiani Parthey, welche bey Cremona gesiegt hatte, die Oberhand bekam, und es war zu befürchten, daß die Deutschen und die Dacier, welche durch eine gegenseitige Furcht lange getrennt, jetzt aber durch ihren gemeinschaftlichen Nutzen verbunden waren, das Reich an zwey verschiedenen Orten angreiffen möchten. Doch das Glück stand dem römischen Volke, wie mehr-

mahls, so auch jetzt bey, und es schickte kurz nach dem Siege bey Cremona, im Jahre Christi 71 die im Orient befindlichen Truppen in diese Gegenden. Die Regierung Mösiens wurde dem Fontejus Agrippa anvertrauet und man gab ihm auch von denjenigen Truppen, welche unter dem Vitellius gedient hatten, eine Verstärkung. Die Klugheit erforderte es, sie in den Provinzen zu zerstreuen und sie mit auswärtigen Kriegen zu beschäftigen.

Unter dem Domitian erlitten die Römer in Dacien viele Niederlagen. Man befürchtete nicht bloß die Streifereyen der Barbaren, sondern sogar den Verlust der Posten, Läger und Legionen. Das Volk hörete von nichts als von aufgehobenen, nieder gehauenen, oder in die Flucht geschlagenen Cohorten. Es sahe, daß man lauter feige oder verwegene Feldherren gebrauchte; es verglich ihre Weichlichkeit und Unwissenheit, mit dem Muthe, der Standhaftigkeit und Erfahrung des Agricola und verlangte diesen zum Feldherren. Allein die Wünsche des Volkes und der Wille Domitians und seiner Hofleute liessen sich nicht vereinigen. Der Kaiser fand sich durch das Geschrey des Volkes beleidiget. Es war gefährlich unter einem solchen Herren zu dienen, und leicht, die Wunden zu zählen, da sie noch bluteten. Einige Römer, welche um seine Absichten wußten, bewegten den Agricola, daß er bath, man möchte ihn nicht dahin schicken. Der eifersüchtige, mißtrauische

Domitian, welcher unfähig war, die Tugend dieses großen Mannes zu erkennen, empfieng ihn mit allem Stolze eines Komödianten, und bewilligte ihm seine Bitte als eine Gnade, ohne einmahl zu erröthen.

Indessen fingen die Dacier, welche Domitians Laster fürchteten und seine Schwäche verachteten, einen traurigen Krieg mit dem Römern an. Der König Daura hatte die Regierung dem Decebalus, einem verschlagenen Staatsmanne und berühmten Krieger, wieder übergeben. Dieser ging mit einem Kriegesheere über den Ister, schlug die römischen Vorposten zurück, bemächtigte sich ihrer Schanzen und verwüstete das Land. Oppius Sabinus, welcher damahls in Mösien commandirte, zog seine Cohorten zusammen, ging dem Feinde entgegen und lieferte ihm eine Schlacht. Allein er blieb selbst mit einem Theile seiner Truppen, und der Ueberrest nahm die Flucht.

Nachdem Domitian diese traurige Nachricht erhalten hatte, zog er ein zahlreiches Heer zusammen und rückte mit demselben in Person in Illyrien ein. Decebalus schickte Gesandte an ihn und ließ ihm sagen, daß er geneigt sey, die Waffen nieder zu legen, wenn er die alten Verträge erneuern wollte. Stolz und Verwegenheit sind immer mit der Unwissenheit vergesellschaftet. Der Kaiser antwortete nichts, sondern gab Befehl, daß Fuscus mit dem Kerne der Legionen

diese Barbaren züchtigen sollte. Fuscus war reich, verschlagen und kühn, aber mehr ein Soldat, als ein Feldherr. Von ihm sagt Juvenal, „er habe sein Eingeweide für die dacischen „Geyer aufgesparet, und sich in einem mit Mar„mor bekleideten Hause zu dem Kriege bereitet.„ So waren die Fabricii nicht. Fuscus, der erst ein Anhänger des Galba und hernach des Vespasian gewesen war, führete unter dem Domitian die prätorianischen Wachen an. Decebalus, welcher diesen General verachtete, ließ dem Kaiser den Frieden antragen, doch daß jeder Römer ihm einen jährlichen Tribut bezahlen sollte, und wenn er diese Bedingung nicht eingehen würde, so drohete er mit einem Einfalle in die Länder des Reiches. Die Eitelkeit vertrat jetzt bey den Römern die Stelle der alten Liebe zum Vaterlande. Alle schrien, daß man sie wider den Feind führen sollte. Fuscus ging auf einer Schiffbrücke über den Ister und wagte nach einigen kleinen Gefechten ein Haupttreffen. Der Sieg, welcher lange unentschieden war, erklärte sich endlich für die Dacier. Sie eroberten einen römischen Adler, eine Menge Waffen und Rüstzeug, und machten viele Gefangene. Fuscus überlebte seine Niederlage nicht, sondern ward unter den Todten gefunden.

Indem nun die Dacier das Blut einiger unbekannten Römer vergossen, ließ ein weit gefährlicherer Feind, der grausame Domitian, in Rom das Blut der besten Bürger fliessen. Aus

unwissender und feiger Staatskunst suchte er diesen neuen Unfall zu verbergen; allein, als er sahe, daß diese kleine List vergeblich war, und daß man vielmehr den Verlust der römischen Armee vergrösserte, so ging er selbst von **Rom**, unter dem Vorwande, daß er seine Truppen selbst anführen wollte. Er begab sich wirklich bis nach **Mösien**; allein hier blieb er stehen, und ließ seine Feldherren fechten. Diese waren bald glücklich, bald unglücklich. Einer von ihnen, Nahmens **Julian**, welcher es für nöthig hielt, den Muth bey seiner Armee anzufachen, befahl, daß jedes Soldaten Nahme auf seinen Schild geschrieben werden sollte, damit man daraus seine Tapferkeit oder Feigheit sehen möchte. Es mochte nun dieses Mittel die verlangte Wirkung thun, oder es mochte von **Julians** eigenen Geschicklichkeit herrühren, genug, er erfocht einen ansehnlichen Vortheil. Einer der vornehmsten **Dacier**, Nahmens **Vesinas**, verbarg sich, um den **Römern** zu entgehen unter die Todten, und entkam mit Hülfe der Nacht. **Decebalus**, der durch einen so großen Verlust geschwächt war, befürchtete, der Feind möchte sich seinen Sieg zu Nutze machen, und auf seine Hauptstadt losgehen. Um dieses abzuwenden bediente er sich einer List. Er ließ in dem Walde, welchen er mit dem Ueberreste seiner Truppen besetzt hielt, die Bäume fünf bis sechs Fuß über der Erde abhauen, und Waffen an die Stämme hängen. Die **Römer** glaubten, daß in die-

sem Posten ein zahlreiches Heer auf sie wartete, und wagten es nicht, denselben anzugreiffen, sondern zogen sich zurück.

Der Dacier bediente sich zur Erhaltung des Friedens derjenigen Augenblicke, welche ihm die Ungeschicklichkeit der feindlichen Generale gewährete. Domitian, welcher von seinen Vortheilen aufgeblasen war, wollte von keinen Anträgen etwas hören; allein, weil er in der Kunst zu überwinden eben so unwissend war, als seine Feldherren, so ging er mit seiner Armee, anstatt den Decebalus zu verfolgen, wider die Conader und Markomannen, um sie, wie er sagte, zu züchtigen, daß sie seinen Feinden Hülfe geleistet. Beyde Nationen, welche wegen ihrer Stärke und Tapferkeit so furchtbar waren, schickten Gesandte an den Kaiser und liessen ihm vorstellen, daß sie dasjenige nicht gethan hätten, was man ihnen Schuld gebe. Allein er, der weder Recht noch Gesetz kannte, ließ die Gesandten niederhauen. Beyde durch diese barbarische That erbitterten Völker griffen die Römer mit vereinigten Kräften an, schlugen sie und trieben sie vor sich her. Domitian, welcher sich seiner Niederlage schämte, both dem dacischen Könige den Frieden an, und ließ ihn einladen, damit er mit ihm selbst über die Bedingungen handeln könnte. Decebalus kannte den Domitian zu gut, als daß er sich auf sein Wort hätte verlassen sollen, sondern schickte seinen Bruder an ihn, der ihm den Frieden sehr theuer verkauf-

te. Der Kaiser erlegte eine große Summe Geldes, schickte dem Dacier ein Diadem nebst vielen Künstlern und verstand sich zu einem jährlichen Tribute. So bald er diesen rühmlichen Tractat geschlossen hatte, schrieb er an den Senat, daß er nun endlich die Dacier bezwungen habe, und um dieses Vorgeben desto scheinbarer zu machen, so schickte er die Gesandten des Decebalus nach Rom mit einem untergeschobenen Schreiben dieses Fürsten, worin derselbe gestand, daß er durch die Tapferkeit und durch die Geschicklichkeit ihres Feldherren überwunden worden. Der zitternde Senat, warf sich sogleich vor dem Ueberwinder nieder, und beschloß ihm einen Triumph zu veranstalten.

Ehe Domitian Dacien verließ, ließ er dem Fuscus ein Denkmahl errichten; hierauf kehrte er nach Rom und plünderte und verherete auf dem Wege seine eigenen Provinzen. Er zog als Bezwinger der Dacier, Conader und Markomannen triumphirend in seine Residenz ein, da inzwischen Decebalus ohne Pracht in Sarmizegethusa einzog.

Unter der Regierung des Nerva lebten die Dacier in Frieden. Allein Trajan, der den schimpflichen von Domitian geschlossenen Frieden nicht leiden konnte, beschloß, sie in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Sie hatten kurz vorher ein Bündniß mit Pacorus, dem Könige der Parther, geschlossen. Diese Verbindung machte die Macht der Dacier noch furchtbarer. Ih-

re Kühnheit wuchs mit ihrer Macht, und der Kaiser wünschte vor allen Dingen, sie zu demüthigen. Wenn er etwas versichern wollte, so pflegte er zu sagen: „so wahr ich Dacien in „eine römische Provinz verwandeln, Brücken über „den Euphrat und Ister schlagen, und über „diese Flüsse gehen will!„ Decebalus, der seine Absichten wußte, war nicht ohne Furcht. Er hatte zwar den Domitian aber nicht die Römer überwunden. Nichts desto weniger rückte er in die Provinzen des Reichs ein; sogleich erschien aber auch Trajan mit einem Kriegesheere an dem Ister, setzte über den Fluß und ging auf die Dacier los. Einer seiner Leute brachte ihm ein sehr großes Degengefäß °), worauf folgende Worte mit lateinischen Buchstaben geschrieben waren: „die Burrher und alle verbundene Völker ra„then dir, Friede zu machen und dich zurück zu ziehen!„ Allein dieser Rath war vergebens; sie

o) Bey dem Dio steht μυκης μεγας, welches die Uebersetzer durch Feldschwamm gegeben haben. Allein, wie hätte man, zumahl die Dacier, auf einem Feldschwamme schreiben können? Und wenn solches auch möglich gewesen wäre, wie hätte man ihn fortschicken wollen? Diese Betrachtungen hätten sie natürlicher Weise bewegen sollen, eine andere Bedeutung aufzusuchen, und diese war nicht weit. Μυκης bedeutet ein Stichblatt, ein Degengefäß. Dieses war der Dacier würdig, und konnte nach Gewohnheit der Celten eine hieroglyphische Bedeutung haben. Sie wollten dem Trajan damit zu verstehen geben, daß er auf seiner Hut seyn sollte; sie schickten ihm den bloßen Griff und wollten damit sagen, daß er seinen Schutz nicht in der Klinge, in angreiffenden Waffen suchen, sondern sich in Sicherheit setzen sollte. Diese auf die Sitte dieses Volkes gegründete Muthmaßung scheinet mir wahrscheinlich zu seyn.

hatten es nicht mehr mit dem **Domitian** und dessen Sclaven zu thun, sondern mit einem Feldherren, welcher die alte römische Tapferkeit in ihrem ganzen Umfange besaß, und mit Soldaten, welche alle die Liebe zur Freyheit und zu ihrem Vaterlande besaßen, welche ihnen **Trajan** nur einflößen konnte. **Decebalus** wurde überwunden; allein der Sieg kam den **Römern** hoch zu stehen. Es fehlete in ihrem Lager an Leinwand die Wunden zu verbinden, und **Trajan** ließ seine eignen Kleider zerreissen und Binden daraus machen. Er befahl, daß man einen Altar auf dem Wahlplatze errichten und zu Ehren der in dem Gefechte gebliebenen **Römer** opfern, und diese Gewohnheit alle Jahr wiederholen sollte.

Trajan wußte sich seinen Sieg zu Nutze zu machen. Er verfolgte den **Decebalus** in seine Gebirge, bemächtigte sich einer Anhöhe nach der andern, und kam der Hauptstadt immer näher. Zu gleicher Zeit griff **Lucius**, einer seiner Feldherren, welcher einen eigenen Haufen anführete, die **Dacier** an, tödtete ihrer viele, und machte viele Gefangene. Als sich **Decebalus** solcher Gestalt eingeschlossen sahe, so schickte er Gesandte an den Kaiser, und zwar nicht, wie vorher, aus dem niedrigsten Stande, sondern die Vornehmsten der Nation. Sie legten ihre Waffen vor ihm hin, warfen sich selbst vor ihm nieder, und versicherten ihm, daß **Decebalus** bereit sey, alle seine Befehle zu vollziehen, und baten, daß ihm erlaubt seyn möchte, persönlich zu

zu kommen, und wegen des Friedens zu unterhandeln, oder daß der Kaiser ihm wenigstens seinen Willen durch einige Abgeordnete möchte bekannt machen.

Trajan schickte ihm dem Claudius Livianus, den Hauptmann seiner Wachen, und den Licinius Sura, dessen Nahme mich an einen Umstand erinnert, der des besten Fürsten würdig ist. Sura wurde als der Liebling des Kaisers von vielen beneidet, und von den Hofleuten beschuldiget, daß er seinem Herren nach dem Leben stehe. Voller Vertrauen auf seinen Freund ging Trajan eines Mahles ganz allein zu ihm, ließ den Wundarzt des Sura rufen, und sich von ihm ein Mittel auf die Augen legen, er ließ sich von seinem Barbier barbieren, badete, und speisete bey ihm, ging wieder nach Hause und sagte den folgenden Tag zu seinen Anklägern: „wenn Sura mich umbringen wollte, so würde „er es gewiß gestern gethan haben.„ Dergleichen Züge sind an einem Fürsten mehr werth, als die Eroberung vieler Provinzen.

Da die beyden Abgeordneten mit dem Dacier nicht einig werden konnten, so ging der Kaiser auf die Hauptstadt los. Nachdem er sehr beschwerliche Züge durch unwegsame Wälder gethan, und verschiedene befestigte Berge angegriffen und eingenommen hatte, kam er endlich bey Zarmizegetusa an. Einer seiner Feldherren, Nahmens Maximus, bemächtigte sich einer Schanze,

worin er eine Schwester des Decebalus gefangen machte und den römischen Adler wieder fand, welcher seit der Niederlage des Fuscus in den Händen der Dacier war. Da nun Decebalus zum Frieden gezwungen wurde, so bewilligte er alle ihm von Trajan vorgeschriebenen Bedingungen. Die eingenommenen Länder räumen, die Ueberläufer wieder ausliefern, keinen Unterthan des römischen Reiches aufnehmen noch entführen, alle seine Festungen und Schanzen schleifen, seine Waffen und kriegerischen Rüstzeuge sowohl als diejenigen, welche sie verfertiget hatten, ausliefern, und endlich mit Rom einerley Feinde und Freunde haben; dieß waren die Bedingungen, welche der dacische Fürst in Gegenwart des Kaisers und zu dessen Füssen liegend angeloben mußte. Sogleich stellete Trajan alle Feindseligkeiten ein, und schickte die dacischen Abgeordneten nach Rom, den Frieden bestätigen zu lassen. Diese wurden in den Senat geführet, warfen ihre Waffen nieder und bathen wie Sclaven und mit aufgehabenen Händen, daß man ihnen den Frieden bewilligen möchte. Nachdem sie versprochen hatten, die Bedingungen getreulich zu erfüllen, nahmen sie ihre Waffen wieder. Der Kaiser besetzte indessen das ganze Land, ging wieder nach Rom, hielt daselbst einen triumphirenden Einzug und bekam den Nahmen des Ueberwinders der Dacier.

Doch der Friede war von keiner Dauer. Decebalus rüstete sich sehr bald wieder, ließ

an den haltbarsten Orten Festungen bauen, lud die benachbarten Völkerschaften ein, sich mit ihm wider die Römer zu vereinigen, griff diejenigen an, welche sich nicht mit ihm verbinden wollten, fiel in das Land der Jazyger längst der Donau, suchte dem römischen Reiche so gar in Scythien Feinde zu erwecken, und erhielt Hülfe. Als der Senat von diesem Friedensbruche Nachricht erhielt, so erklärte er den Decebalus für einen Feind des römischen Reiches und Trajan begab sich an den Ister. Der dacische Fürst welcher diesen großen Mann an der Spitze seiner Truppen fürchtete, und sich seiner lieber durch eine Verrätherey entledigen wollte, schickte einige Soldaten als Ueberläufer nach Mösien, welche den Kaiser ermorden sollten. Dieser war gewohnt, im Lager mit jedem vertraulich zu sprechen, der ihm aufstieß, und dieses machte das Verbrechen leicht. Allein einer der Mörder machte sich verdächtig und ward in Verhaft genommen, wo er das Verbrechen in der Tortur gestand und seine Mitschuldigen angab.

Als sich Decebalus in seiner Hoffnung betrogen sahe, so nahm er seine Zuflucht zu einer andern Treulosigkeit. Unter dem Vorwande einer Zusammenkunft und unter dem Versprechen einer völligen Unterwerfung lockte er den Longin, einen der Feldherren des Trajan, welcher bey der römischen Armee sehr geschätzt, und von den Daciern gefürchtet wurde, zu sich, ließ

ihn in Verhaft nehmen, ihm Fesseln anlegen, und fragte ihn öffentlich, was der Kaiser für Absichten habe. Weil er aber keine Erläuterung von ihm bekommen konnte, so ließ er ihm die Fesseln wieder abnehmen, und schrieb an den **Trajan**, daß wenn er **Dacien** bis an den **Ister** räumen, und ihm die auf die Kriegsrüstung verwandten Kosten bezahlen wollte, **Longin** wieder in Freyheit gesetzt werden sollte. **Trajan**, welcher weder seinen Feldherren der Lebensgefahr aussetzen, noch dessen Freyheit so theuer erkaufen wollte, antwortete ganz unbestimmt, und ließ weder Verachtung noch große Achtung gegen diesen Officier blicken.

Weil indessen der edelmüthige **Longin** befürchtete, seine Unvorsichtigkeit möchte die Waffen des Kaisers aufhalten, so faßte er einen Entschluß, der eines alten Römers würdig war. Er ließ sich durch einen Freygelassenen Gift bringen, und damit **Decebalus** seine Absicht nicht errathen und ihn nicht noch enger verwahren lassen möchte, so versprach er ihm, einen Frieden mit dem **Trajan** zu vermitteln. Er schrieb auch wirklich durch seinen Freygelassenen, um diesen gegen die Rache des **Decebalus** in Sicherheit zu setzen, an den Kaiser, ließ ihm aber dabey sagen, daß er bey dem Empfange seines Briefes seine Absichten ungehindert verfolgen möchte und sich aus Besorgniß für seinen Feldherrn nicht weiter dürfte aufhalten lassen. Er nahm hierauf das Gift und starb, würdig von **Rom** und

Trajan beklaget zu werden. Der aufgebrachte Decebalus ließ den Freygelassenen zurückfordern, und versprach dagegen den Leichnam des Longin und zehn Gefangene zurück zu geben. Ein Hauptmann, welchen er mit dem Longin gefangen bekommen hatte, mußte dem Kaiser diesen Antrag thun, allein dieser verwarf ihn, und verboth dem Hauptmanne, nicht wieder zu dem Decebalus zurück zu gehen.

Ehe Trajan in das feindliche Land einrückte, nahm er alle Maßregeln, die Eroberung desselben zu erleichtern. Es war zur Eroberung und Behauptung Daciens nothwendig, daß dasselbe eine leichte, offene und zu allen Zeiten sichere Gemeinschaft mit Mösien hätte. Der Kaiser ließ daher an dem Orte, wo der Ister am schmählsten, aber auch am tiefsten und reissendsten ist, eine steinerne Brücke über denselben bauen, welche zwanzig Pfeiler bekam, deren jeder 150 römische oder 137 franz. Fuß und 6 Zoll hoch war, ohne den 60 Fuß breiten Grund zu rechnen, und 170 Fuß von einander entfernet waren. Sie bestanden aus lauter Quadrat-Steinen und Apollodor von Damascus war der Baumeister. An den beyden Enden befanden sich zwey Schanzen, und man las an derselben folgende Aufschrift:

PROVIDENTIA. AVGVSTI
VERE. PONTIFICIS
VIRTVS. ROMANA. QVID. NON. DOMET.
SVB. IVGVM. ECCE. RAPITVR.
ET. DANVBIVS.

Die-

Dieses Werk wurde in einem Feldzuge angefangen und vollendet. Als sich der Winter näherte, bezog der römische Feldherr die Winterquartiere und verschob die Ausführung seines Vorhabens bis auf das folgende Jahr.

Mit dem Anfange des Frühlinges ging der Kaiser über den **Ister**, drang in **Dacien** ein, trieb seinen Feind nach und nach in die Enge, indem er sich aller vortheilhaften Posten bemächtigte. Er rückte langsam vorwärts, um so wenig als möglich von seinen Leuten zu verlieren. Sich überall mit Verschanzungen bedecken, Festungen auf den Anhöhen zur Vertheidigung der Hohlwege aufwerfen, Wege durch die Wälder hauen, die von den Feinden besetzten Berge umgehen; das waren die Beschäftigungen, von welchen uns das von dieser Eroberung noch übrige Denkmahl einen Begriff macht. Man sahe ihn in diesem mühsamen Feldzuge oft zu Fuße an der Spitze seines Heeres, sich mit ihnen allen Gefahren und Beschwerlichkeiten aussetzen, und den Soldaten sahe man die Gefahr, die Beschwerde, und den Tod verachten, denen ihr tapferer Kaiser mit ihnen Trotz both. Ein römischer Ritter hatte sich aus einem Gefechte gezogen, um seine Wunde verbinden zu lassen; man sagte ihm, sie sey tödlich; sogleich kehrete er zurück, und focht bis an seinen letzten Augenblick. Das Beyspiel des Muths und der Geduld war nicht das einige Mittel, welches **Trajan** anwandte, sein Kriegesheer anzufeuern. Er belohnte alle diejenigen, welche sich durch ihre

Tapferkeit und Geschicklichkeit hervorthaten, wie aus so vielen noch bis jetzt vorhandenen Aufschriften erhellet. Eine von ihnen p) sagt, daß **Dacien** durch **Adrians** Tapferkeit überwunden worden. Dieser commandierete eine Legion und **Trajan** gab ihm den Ring, welchen er von seinem Vorgänger erhalten hatte, als dieser ihn an Sohnes statt annahm; dieses Geschenk war für den **Adrian** ein Vorbothe seiner künftigen Adoption.

Decebalus wurde indessen überall verfolgt, eingeschlossen und geschlagen; da ihm nun keine Zuflucht mehr übrig blieb, er auch keine Hoffnung hatte, wegen seiner Treulosigkeiten Vergebung zu erhalten, so entschloß er sich, der Strafe derselben zuvor zu kommen. Er nahm sich das Leben, worauf sein Kopf nach Rom gebracht und dem Volke gezeigt wurde. Der größte Theil seiner Schätze war in der **Sargeßa**, jetzt der **Strig** verborgen, welchen er durch Sclaven hatte ableiten, seine Reichthümer und Schätze in dessen Bett vergraben, und hierauf dem Flusse seinen alten Lauf wiedergeben lassen. Viele Kleider hatte er durch eben diese Sclaven in Höhlen verbergen lassen, und damit sie nichts verrathen möchten, so hatte er sie insgesammt umbringen lassen. **Bicilis**, sein Günstling und Vertrauter gab, als er war gefangen worden, dem **Trajan** von allem diesen Nachricht. Der Kaiser ließ an eben demselben Orte, dem **Jupiter**

p) Fabret.

Kinder, dem Vater Dis oder dem Plutus, und der Erde ein Denkmahl errichten.

Nachdem Trajan im Besitze Daciens war, so verwandelte er es in eine römische Provinz. Die Stadt Zarmizegethusa, welche im Mittelpuncte des Landes lag, war sehr bequem die Hauptmacht aufzunehmen, welche diese Eroberung behaupten sollte. Sie war die beträchtlichste unter den Colonien, welche der Kaiser in dieser durch den Krieg fast ganz verwüsteten Provinz anlegen ließ, und wurde nach ihm Ulpia Trajana genannt. Nachdem Trajan die nöthigen Festungen erbauet und überall Besatzungen zurück gelassen hatte, so ging er wieder nach Rom und hielt seinen zweyten triumphierenden Einzug wegen Dacien.

Sein Nachfolger Adrian war Willens Dacien zu verlassen, so wie er es mit Assyrien, Mesopotamien und Armenien gethan hatte, welche gleichfalls von dem Trajan waren erobert worden. Man stellete ihm vor, daß er dadurch alle in diese Provinz zur Bevölkerung und zum Anbaue des Landes geschickte Römer den Barbaren in die Hände liefern würde. Er gab diesen Gründen nach, ließ aber doch die schöne Brücke Trajans einreissen, damit nicht, wie er sagte, die Barbaren die Wache derselben überfallen, und desto leichter in Mösien eindringen möchten. Allein das Eis machte ihnen im Winter eine weit größere Brücke, und Trajans Brücke erleichterte den Römern die Gemeinschaft mit beyden

Ufern zu allen Zeiten. Zu den Zeiten des Dio, welcher unter dem Alexander Severus lebte, sahe man noch ganze Pfeiler davon.

Einige Schriftsteller haben geglaubt, daß er das schönste Werk, welches Trajan nur aufführen lassen, aus bloßer Eifersucht habe zerstören lassen. So viel ist gewiß, daß diese Leidenschaft ihn mehr als einmahl zu Verbrechen verleitete.

Antonin der Gutmüthige, welcher mit der Gütigkeit eines Gottes regierte, erhielt in seinem ganzen großen Reiche den Frieden drey und zwanzig Jahre lang. Alle Nationen liebten und verehrten ihn, erkannten ihn für ihren Richter und verlangten ihn zu ihrem Oberherren; selbst die entferntesten Völker schickten ihm Gesandte. Er bewies durch sein Beyspiel, daß die Tugend das höchste Gut besonders an den Königen, und zwar sowohl für sie als für ihre Unterthanen ist. Einige haben ihm den Beynahmen des Weltweisen gegeben. Er pflegte den berühmten Gedanken eines der größten Genies des Alterthums sehr oft zu wiederhohlen: „Die Menschen würden glück„lich seyn, wenn sie von Philosophen regieret wür„den, oder wenn die Fürsten und diejenigen, „welche die höchste Gewalt bekleiden, sich aufrich„tig und mit Eifer bestrebten, Philosophen zu „werden, und auf diese Art die Staatskunst und „Philosophie mit vereinigten Kräften zu einerley „Endzweck arbeiteten. Wenn sie nach verschie„denen Richtungen wirken, so sind alle Wege „der Natur verschlossen, und das Unglück der

„Städte, ja des ganzen menschlichen Geschlechts „wird unabsehlich 9).„ Titus, Antonin, Trajan, Nerva, Marc-Aurel erfuhren den ersten Theil dieser Wahrheit; aber wie viele Fürsten haben nicht den letzten bestätiget.

Die Laster der folgenden Kaiser brachten alle gothische Völker wider sie auf und trieben sie in die Waffen. Unter der Regierung der Philippe sollten diejenigen, welche jenseit des Isters wohnen, den Römern Geiseln zur Versicherung geben, daß sie nicht in die Reichsländer einfallen, sondern sich zu deren Vertheidigung bewaffnen wollten, wofür die Kaiser ihre Dienste zu belohnen versprachen. Allein diese lasterhaften, ausschweifenden und gierigen der Ueppigkeit ergebenen Fürsten, welche niemahls Gold genug hatten ihre eigenen Lüste zu befriedigen, versäumeten ihre Verbindlichkeiten. Die Gothen fielen hierauf in Mösien ein und verwüsteten dasselbe; allein Decius griff sie mit den Legionen an, eben da sie sich auf alle Seiten zerstreuet hatten, um zu plündern, und nöthigte sie gar bald, über den Fluß zurück zu gehen. Er dankte hierauf eine große Anzahl Soldaten zur Strafe ab, weil sie den Feind in das Reich gelassen hatten, und verlegte nur die tapfersten und treuesten an die Gränzen. Die andern, welche über das Betragen, womit man ihre Dienste belohnte, aufgebracht waren, gingen zu den Gothen über, und riethen ihren Anführer Ostrogotha zu einem zweyten Einfalle. Sie brachen hierauf mit einer

starken Macht in die Reichsländer ein, überwältigten mit leichter Mühe die wenigen Soldaten, welche sie vertheidigen sollten, und plünderten die vornehmsten Städte. Martianopolis, eine von dem Trajan angelegte Stadt in Mösien, kaufte sich von den Barbaren los. Sie plünderten daher nur die Vorstädte und gingen mit Beute beladen wieder in ihr Land.

Nicht lange hernach, als sich Decius des Reiches bemächtiget hatte, im J. C. 249. thaten sie einen neuen Einfall, plünderten Philippopolis und lieferten dem Kaiser ein blutiges Treffen, worin er selbst mit seinem Sohne blieb. Ihr Fürst hieß Kien oder Ekien; andere nennen ihn Omb oder Omba.

Diese Einfälle wurden wiederhohlet, und unter dem Valerian im J. C. 258 wurde das Reich zugleich von den Gothen, Sarmaten, Gepiden, Hunnen, Daciern, Vandalen, Alanen, Alemannen, Quaden, Parthern und dreyßig Kaisern verwüstet. Unter dem wollüstigen und trägen Gallien im J. C. 264, wird das Reich den Barbaren Preis gegeben, die Römer werden aus Dacien vertrieben, Gallien wird von den Deutschen verheeret, welche bis in Italien dringen, Griechenland, Macedonien, der Pontus und Asien werden den Gothen und Pannonien den Quaden und Sarmatern zur Beute, ein Heer von Deutschen dringt bis in Spanien und die [illegible]cher fallen in Syrien und Ne-

sopotamien ein; nur allein Odenat, König von Palmyra, erfüllet die Pflichten eines Kaisers in dem Oriente, welchen er von den Persern befreyet und Posthumus vertheidiget Gallien wider die Alemannen und Franken. Alle diese Völker besassen die mitternächtige Hälfte Europens vom Ocean an bis an das schwarze Meer und von der Donau und dem Rheine bis nach Lappland. Ueber ihre Menge darf man sich nicht verwundern, noch die Ursachen davon in einer größern Fruchtbarkeit suchen. Wenn sich alle Beherrscher der mittägigen Hälfte Europens so wie Gallien ohne Rückhalt allen Lüsten überließen, ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts und der Gegenstand sowohl der allgemeinen Verachtung als des Hasses ihrer unterdrückten Unterthanen würden, so würden Deutschland und Rußland und Dänemark mit vereinigten Kräften ihnen gewiß sehr leicht ihre Staaten abnehmen können. Und dieß waren eben die Länder, aus welchen die Eroberer des römischen Reiches kamen. Die ersten nordischen Geschichtschreiber lassen zwar alle Völker, welche den Nahmen der Gothen führeten, ja das ganze menschliche Geschlecht aus Dänemark und Schweden abstammen; allein eins ist so unerweislich als das andere. Claudii Tapferkeit behauptete das Reich nur zwey Jahre. Die Gothen verlohren wider ihn zwey wichtige Schlachten zu Lande und zu Wasser, 2000 Schiffe und 30000 Mann. Der Ueberrest wur-

de von dem Hunger und der Pest bis nach Thracien verfolgt, wo die letztere den Ueberwinder mit den Ueberwundenen hinraffte.

Aurelian befreyete zwar das Reich von den Einfällen der Barbaren, als er aber sahe, daß er die Länder jenseit des Isters nicht behaupten konnte, so verwüstete er Illyrien und Mösien längs diesem Flusse, um den Daciern und ihren Nachbaren alles das zu entziehen, was sie lüstern machen konnte. Hierauf verpflanzte er die in Dacien angelegten römischen Colonien bis mitten nach Mösien, und verließ diese Provinz. Von dieser Zeit an, d. i. von dem Jahre Christi 273 an, bekam Dacien von den Römern den Nahmen Mösiens.

Das alte Dacien wurde unter dem Valens von den Taifalen, Gothen, Hunnen und Alanen besessen. Der Kaiser führte mit ihnen einen unglücklichen Krieg. Er wurde selbst von einem Pfeile verwundet und in eine Hütte gebracht; allein ein Hause Gothen fand ihn, legte Feuer an die Hütte und verbrannte ihn. Dieß war ein bey diesen Barbaren gewöhnlicher Gebrauch; die nordische Geschichte ist voll von dergleichen Grausamkeiten. Theodosii Tapferkeit hielt die Barbaren im Zaume. Er schlug sie in mehrern Gefechten; allein unter der Regierung seiner Söhne, dieser schwachen und blödsinnigen Fürsten, welche die vornehmsten Sclaven lasterhafter Minister, gierig und grausam waren, wurde das Reich zertrümmert, und der ganze Occident unter den

gothischen Völkern getheilt. Der Orient erhielt sich noch, und es war den Saracenen und Tartarn vorbehalten, sich auf dessen Trümmern zu erheben, welche an den mit Religionsstreitigkeiten beschäftigten Beherrschern nur einen schwachen Widerstand fanden. Die Einwohner des alten Daciens vereinigten sich ohne Zweifel mit denjenigen bewaffneten Horden, welche ganz Europa durchzogen, das römische Reich verheereten, und sich um dessen Trümmer schlugen. In den folgenden Jahrhunderten findet man in diesen Gegenden mancherley Völker von verschiedenen Nahmen, Patzinaciten, Gepiden, Sachsen, Zeckler, welche Hunnen oder Ungarn zu seyn scheinen, und wirkliche Ungarn. Diese drey letzten Völker besitzen noch jetzt denjenigen Theil, welcher Siebenbürgen genannt wird.

In dem ganzen Lande findet man überall Trümmer von Städten und Amphitheatern, Grabmählern, Aufschriften, Münzen, Stücke von Wegen und Wasserleitungen, lauter alte Ueberbleibsel Roms und seines Ehrgeitzes. Wenn man einen Blick auf diese Denkmahle werfen will, so findet man bey Varhel, einem Dorfe im Siebenbürgen die Ueberbleibsel von Sarmizegethusa [r]), mit vielen Aufschriften. Hier

r) S. Jamosii Analecta lapidum vetustorum et nonnullarum in Dacia antiquitatum, Padua 1593. in 8. Dieser Schriftsteller, der sonst nicht ohne Beurtheilungskraft ist, erdenkt einen alten dacischen König Nahmens Sarmis und glaubt dessen Daseyn mit einer alten silbernen in diesem Lande gefundenen Münze hinlänglich beweisen

verewiget eine Colonie durch ein Denkmahl das Andenken der Wohlthaten des Kaisers, oder der Dienste seiner den Brücken, Straßen und Wasserleitungen vorgesetzten Befehlshaber; bey der Kapelle zu Ostroh, nicht weit von Varhel, ist es ein Präfectus der Legion, welcher die von dem Feinde und von dem Flusse verwüstete Brücke zu Sergitava wieder herstellete; zu Alba Julia ist es ein Einnehmer, welcher dem Aeskulap für die Genesung seiner Frau dankt; an einem andern Orte ist es Trajan, welcher dem Jupiter Zeuger und dem Herkules dem Ueberwinder seine Erkenntlichkeit bezeuget; anderer dem Merkurius, der Minerva, dem Castor und Pollux, der Hoffnung, der Herzhaf-

zu können, auf welcher Münze weiter nichts als die Sylben ΑΡΜΙΣ ΣΙΑΕ leserlich sind. Jamosius lieset, ohne sich zu bedenken σαρμις βασιλευς, und muthmaßet, daß es der von dem Alexander überwundene Sirmus sey. Damit ist denn auch die erste Hälfte des Nahmens der Stadt erkläret. Die zweyte Hälfte muß man ihm zu Folge, weiter suchen. Ein gewisser Aegäus, welcher König oder Haupt der Colonie war, gab ihr ihren ersten Nahmen, und da das griechische Wort δυσσων eine Halle bedeutet, so ist der ganze Nahme Sarmiß-Aege-Thusa nichts anders als Halle oder Pallast des Aegäus und Sarmis. Es ist hierbey weiter nichts nöthig, als das Daseyn des Sarmis und Aegeus zu beweisen, dann zu zeigen, daß diese Münze von einem Könige des alten Daciens geschlagen worden, ferner, daß die gefundene Münze wirklich im Lande geschlagen und nicht anders woher dahin gebracht worden. Solche Beyspiele des etymologischen Wahnwitzes sollten diejenigen, die dazu geneigt sind, billig behutsam machen. Pelloutier hat diesen Nahmen weit natürlicher aus der celtischen Sprache erklärt. Er schreibt Sarmis-get-hus, d. i. Wohnung der Sarmaten und Geten. Wenigstens ist diese Ableitung die wahrscheinlichste.

tigkeit und dem Siege errichteten Denkmähler zu geschweigen. Ich will nur folgende anführen:

FEBRI. DIVAE. FEBRI
SANCTAE. FEBRI. MAGNAE
CAMILLA. AMATA. PRO.
FILIO. MALE. AFFECTO. P.

Der Ursprung des Nahmens **Alba Julia** hat viele Schriftsteller beschäftiget. Ich will ihre Muthmaßungen nicht hersetzen, sondern nur auf ein Gerathewohl bemerken, daß wenn man von diesen beyden Worten die lateinische Endung wegnimmt, **Alp-Jul** übrig bleibt, welches **Freuden-Berg** bedeutet. Ungefähr tausend Schritte von diesem Orte siehet man die Trümmern einer großen Stadt, deren alter Nahme **Apulum** war. Der **Marosch** floß in ihre Gräben, und man findet noch hier und da Spuren von seinem alten Bette. Es ist nach und nach mit dem Sande und Schlamme ausgefüllet worden, welchen dieser Fluß von den Bergen mit sich führet, worauf er einen andern Lauf genommen hat. **Apulum** wurde von einer römischen Colonie bewohnt, und unter ihren Trümmern findet man noch viele Aufschriften. Die eine, welche sich in dem Pallast der großen Kanzelley von **Alba Julia** befindet, ist ein Gelübd an die Nymphen für die Gesundheit **Antonins** des gütigen. Man flehete die Göttinnen des Wassers an, weil dasselbe heilsam ist, oder weil es zum Leben nothwendig ist,

oder auch, weil es das Feuer löschet, daher Cicero sagte: „Das Feuer hat den Tempel „derjenigen Gottheiten verzehret, welche dasselbe „löschen.„

Man findet hier noch viele Ueberbleibsel von Wasserleitungen, sowohl unter der Erde als auf Bögen. Das Wasser kam von Zalakna, wo sich auch Trümmer einer alten Stadt befinden, welche von einigen für das Zermisirga des Ptolemäus gehalten werden. Die Ueberbleibsel einer andern Stadt findet man bey Deva, vielleicht das alte Decidava. Man siehet daselbst ein großes Grab in Gestalt eines kleinen Hügels, so wie die Grabmähler der ältesten Völker sind. Aus der Größe dieses Denkmahles läßt sich muthmaßen, daß es das Grab des Decebalus ist.

Die Colonie Ulpia Trajana hatte ein Amphitheater, dessen Ueberreste noch auf der Seite nach den Thälern zu vorhanden sind. Der innere Platz desselben ist mit rothem Sande bedeckt, welchen die benachbarten Flüsse in großer Menge mit sich führen. An statt dieses Sandes liessen die Römer auch Mennige auf die Kampfplätze streuen, vielleicht, damit das Blut der Fechter nicht so sehr in die Augen fallen möchte. Aus der entgegen gesetzten Ursache ist zu bewundern, daß dasjenige Ungeheuer, welches man Caligula nannte, nicht die Kampfplätze mit weissem Sande hat bedecken lassen.

Eine ehemahlige römische Stadt, Nahmens Salinä, heißt jetzt Torda, und noch jetzt sind

daselbst sehr beträchtliche Salzwerke befindlich. Die Trümmer der alten Stadt stellen ein Viereck vor. Auf der einen Seite siehet man ein halb verwüstetes Thor, auf welchem sich eine Minerva mit ihrem Schilde befindet. Man stellete sie, sagt amosius, bewaffnet vor, um dadurch anzudeuten, daß die Klugheit die Waffen der Könige leiten müsse. Man muß, sagt eben dieser Verfasser mit allem Enthusiasmus eines alten Römers, noch die Gerechtigkeit hinzufügen; denn Könige, welche ohne Gerechtigkeit regieren, sind keine Könige, sondern ein fressender Krebs der Republik. Eine Aufschrift auf dem Pflaster der Kirche eben dieser Stadt berichtet uns, daß Gordian daselbst ein öffentliches Haus bauen lassen, und eine andere erwähnet eines Pallastes des Aurelian.

Noch sind viele Stücke von Wegen als Beweise von der Klugheit der Römer übrig, welche überall das Nützliche dem Angenehmen vorzogen. Eine dieser Straßen geht von Ulpia zu dem Gebirge Murcazu, d. i. das eiserne Thor, die andere längs dem Sargeßa nach Alba Julia, und diese bestehet ganz aus Quaterstelnen. Zwischen Apulum und Salinä befand sich gleichfalls eine, wovon aber nur noch einige Trümmer übrig sind. Zwey andere gingen von Salinä, die eine längs dem Marosch, und die andere zu den Jazygern und nach Pannonien.

Wenn man von dem Gebirge hinabwärts noch

nach dem Jster zu gehet, so sieht man ein wenig unterhalb des Ortes Zernes, jetzt Tschernez, noch die Ueberbleibsel von Trajans Brücke. Man erkennet noch die zwanzig vom Dio angegebenen Bögen. Die zwischen den Pfeilern genommenen Maße geben eine Länge von 515 oder 520 Toisen [s]), welches mit den von dem Dio angegebenen Maßen genau übereinstimmt.

Ein anderes berühmtes Werk trägt noch den Nahmen eben dieses Kaisers. Es gehet durch den ganzen Raum zwischen dem Jster und der Tyra, und nimmt seinen Anfang bey der Mündung des Ararus, jetzt Siret, wo jetzt Bender liegt. Diese Ueberbleibsel heissen der trajanische Weg. Man siehet daselbst an einigen Orten einen Graben, welcher noch jetzt drey oder vier Toisen tief ist. Aus diesen Ueberbleibseln und einer Art einer Brustwehre scheinet zu erhellen, daß es eine Verschanzung gewesen, diese neue Provinz vor den Streifereyen der Einwohner Bessarabiens zu decken [t]).

Die ganze Provinz ist voll Aufschriften und Grabsteinen, welche man von dem flachen Lande in die Städte gebracht hat. Die Alten litten keine todten Körper weder in den Städten noch in den Tempeln. Die Gesetze des weisen Solon und der zwölf Tafeln verbothen solches. Eben diese Vor-

s) D'Anville Geographie ancienne abregée. Par. 1768. 12. t) Eine geographische Beschreibung der Moldau, welche 1770. zu Petersburg heraus kam, gibt diesem trajanischen Wege einen ungeheuren Umfang, den er nicht hat, noch haben kann.

sicht herrscht so zu sagen noch jetzt in der ganzen Welt; nur bey uns nicht, die wir noch in diesem Stücke die einigen Barbaren sind. Ich will nur einige wenige von diesen Aufschriften anführen. Unter zwey Figuren in halb erhabener Arbeit zu **Alba Julia** lieset man diese Worte:

NISI. VTILE. EST. QVOD. FACIMVS
STVLTA. EST. GLORIA.

„Wenn unsere Handlungen nicht nützlich „sind, so ist die Ehre die wir davon haben, thö„richt.„

D. M.
QVAE. PRIOR. DEBVI. MORI. VRGEN
TIBVS. FATIS. FILIVS. VNICVS. ME
PRAEVERTIT. QVOD. MISERRIMVM
FATV. EST. LELIA. SOLA. MATER
INFELICISSIMA. HERCVLI. FILIO
CARISSIMO. P. VIXIT. ANNIS. IX
M. V. D. XIII.

„Mir, die ich zuerst hätte sterben sollen, ge„het auf Befehl des Schicksals mein einiger „Sohn im Tode voran. Trauriges Verhäng„niß! Die kinderlose **Lälia**, eine unglückliche „Mutter, setzte dieses ihrem einigen Sohne **Her„kules**. Er lebte neun Jahr, fünf Monathe „und dreyzehn Tage.„

VIXI. DVM VIXI. BENE. IAM
MEA. PERACTA. MOX. VESTRA
AGETVR. TABVLA. VALETE. ET
PLAVDITE. VIX. ANNIS. LXVII
SVLPITIAE. AVIAE. C. PLAVTIA
NVS. E. M. P.

„Ich lebte, denn ich lebte tugendhaft. Mei„ne Rolle ist beschlossen, bald kommt die Reihe an „euch. Lebet wohl und rühmet mir Beyfall nach. „Ich lebte sieben und sechzig Jahr. Seiner Groß„mutter Sulpitia setzte dieses Denkmahl für ihre „guten Dienste C. Plautianus.„

Endlich findet man hier Grabschriften von vielen Officiers und Soldaten von der ersten, siebenten, dreyzehenten und dreyßigsten Legio. Es scheinet, daß die dreyzehente zu Ulpia, die erste und siebente aber zu Alba Julia gelegen. Was die griechischen und römischen Münzen betrifft, so gewähren sie der alten Geschichte dieses Landes nicht die geringste Aufklärung.

Die neuere Geschichte dieses Landes ist von sehr vielen Schriftstellern bearbeitet worden. Ich will hier nur die vornehmsten Umstände berühren, damit aber solches mit Ordnung und Deutlichkeit geschehe, so will ich die zwey Provinzen beschreiben, welche jetzt den Nahmen der Moldau und Wallachey führen, und der Schauplatz des Krieges sind, welcher den Gegenstand dieses Werkes ausmacht.

Die Moldau.

Die Moldau ist eine Art eines langen rechtwinkeligen Vierecks, welches sich von Nordwest nach Südost ungefähr 300 Meilen in die Länge und 70 Meilen in die Breite erstrecket, und zwischen dem 45ten, und 49ten, Grade der Breite, und 42ten, und 49ten, der Länge liegt. Ihre mitternächtigen

tigen Gränzen sind die Gebirge von **Pokutien**, einer pohlnischen Provinz, und ein Theil des **Dnieſters**, welcher sie von **Podolien**, einer andern Provinz **Pohlens** scheidet. Eben dieser Fluß trennet sie in Nordost von einem Theile **Podoliens**, von der Woywodschaft **Braclau**, und von den in Norden des schwarzen Meeres befindlichen wüsten Ebenen. Ihre Gränzen in Südwest sind die Berge **Siebenbürgens**, welcher Nahme eine bloße Uebersetzung des **ungarischen** Nahmens **Erdeli** ist. Diese Berge machen einen Theil der großen Bergkette aus, welche sich zwischen **Pohlen** und **Ungarn** von Nordwest nach Südost erstreckt. Man nennet sie **das krapaczische** oder **karpatische Gebirge**. Auf dieser Seite beschließt der Fluß **Milkov** die Gränze, welcher in eben diesem Gebirge entspringet, einen Arm des **Siret** an sich nimmt und die **Moldau** von der **Wallachey** scheidet. Endlich hat sie in Südost **Budzak** oder **Beſſarabien**, ein dürres unfruchtbares Land, welches ehedem von den **Geten** und **Beſſen** bewohnt wurde, und von dem **Strabo** die **getische Wüste** genannt wird. Auf sie folgten die **Tartaren**, ein zwar verschiedenes Volk, welches aber ähnliche Sitten hatte. Man hält diese Gegend jetzt für einen Theil der **Moldau**. Der höchste Theil stößt an die **pokutischen** Gebirge, auf deren Gipfeln drey grosse Flüsse entspringen, welche die **Moldau** der Länge nach durchströmen. Der vornehmste ist der

Dnieſter, oder der alte Tyras, welchen die Türken noch jetzt Turla nennen. Er entſpringet aus einem großen See über Leopol auf einem Arme des krapatiſchen Gebirges, und ſtrömet zwiſchen Bergen und ſteilen Ufern ſehr ſchnell in das ſchwarze Meer. Auf ſeiner linken Seite, beſonders aber in Podolien nimmt er noch einmahl ſo viel Flüſſe auf, als auf ſeiner rechten. Die vornehmſten ſind auf dieſer Seite der Reut, der Botna und der Cogalnik.

Der zweyte Fluß rechter Hand iſt der Pruth. Er iſt der alte Porata der Scythen, welcher bey den Griechen Pureton und nachmahls Hierafos hieß. Er kommt von dem Gipfel des pokutiſchen Gebirges und fließt bis Dobrilov ungefähr 50 Meilen lang nach Nordweſt, hierauf nach Oſten durch Sniatin, welches das alte Ulentidava ſeyn ſoll, und von da bis unter Tchernaucii, und faſt mit dem Dnieſter parallel in einem Raume von ungefähr 12 Meilen. Hierauf wendet er ſich nach Mittag und ergießt ſich über Obliciza in die Donau. Auf ſeinem Wege, der ſo lang iſt wie der Dnieſter, nimmt er mehr als zwanzig Flüſſe an ſich, wovon ſich die meiſten auf der rechten Seite in ihn ergießen.

Der dritte Fluß zur Rechten der beyden vorigen iſt der Siret, welcher in eben denſelben Gebirgen entſpringet. Er fließt anfänglich nach Morgen, wendet ſich aber bald nach Mittag, und ergießt ſich, nachdem er viele Flüſſe und Bäche

an sich genommen, welche besonders von den siebenbürgischen Gebirgen kommen, in die Donau, wo dieselbe einen Winkel macht und sich ostwärts nach dem schwarzen Meere zu wendet. Der Barlat ist der beträchtlichste Fluß, welcher sich zur Linken in ihn ergiesset, weil er fast alle andern Flüsse, zwischen ihm und dem niedern Theile des Pruth, deren ungefähr siebzehen sind, an sich nimmt. Der größte zu seiner Rechten ist die Moldau; sie ist wahrscheinlicher Weise der Siret, welchen die Griechen Ararıs nannten.

Man kann die Moldau in die obere und untere theilen, wenn man eine Linie ungefähr durch Soroka, Jassy, und Bakov ziehet. Jeder dieser beyden Theile ist in Kreise getheilet, worin die vornehmsten Orte, die Hauptstädte sind.

Die obere Moldau oder Tchara von Sous enthält ihrer sieben. Der erste ist der Kreis Kotchim an dem Dnieſter. Kotchim ist eine befestigte Stadt, welche auf einer Anhöhe an dem rechten Ufer des Flusses liegt. Sie ist eine Art von Quadrat, welches ungefähr 300 Toisen lang und 140 breit ist. Sie hat einen Wall, der auf der Seite nach dem Felde zu, von einer Entfernung zur andern heraus ragende runde Thürme, einen Graben und einen bedeckten Weg hat. Vier dieser Thürme befinden sich auf der langen Seite, welche mit dem Flusse parallel geht, und einer auf jeder der kürzern Seiten. Die Seite nach dem Dnieſter zu ist sehr steil;

die Türken hatten daselbst in dem vorigen Kriege eine sehr gut eingerichtete Verschanzung angelegt.

Durch die Stadt gehet ein kleiner Bach, welcher in den Fluß fällt. Der Boden ist sehr ungleich, und eben so ungleich und unordentlich sind die Häuser hier und da hingebauet. Auf der Seite nach dem Dnieſter zu befindet sich ein kleines Fort, welches man die Citadelle nennet. Man siehet daselbst eine alte griechische Kirche, welche ehedem eine Moschee gewesen ist; es befindet sich auch noch eine Moschee in der Stadt. Die Vorstädte waren ziemlich groß; allein sie wurden 1769 von den Türken selbst abgebrannt.

Der Boden zwischen Kotchim und dem Pruth ist sehr bergig und von kleinen Flüssen durchschnitten. Diejenigen, welche auf der linken Seite in den Dnieſter fallen, sind grösser und zahlreicher. Man hat ungefähr 15 Meilen über Kotchim den Siret, welcher sich bey Groudek in ihn ergießet, zehen Meilen weiter die Nichlawa, bey den Pohlen Niczlawa, welche zwischen Ouſtia und Mikalkib in ihn fällt, die Spruch, Pohln. Sbrucz, welche bey der kleinen Stadt Okopi in ihn fließt, die Zwanek oder Zvanik, bey der kleinen Stadt Zwanets und bey Kotchim, vier Meilen unter der Stadt die Smotrich, welche von Kaminieck kommt, drey Meilen weiter die Munka, welche Makarevka gegen über in ihn fällt, noch zwey Meilen weiter die Ternava bey Desloborka, sechs Meilen weiter die Studenitsa bey dem Dorfe gleiches Nahmens,

drey Meilen davon die Uchitsa bey einem Dorfe gleiches Nahmens, noch drey Meilen weiter unter Donklava und nahe bey Crebtievka, den Kalus, welcher durch die Stadt gleiches Nahmens fließt.

Auch der Pruth wird von vielen kleinen Flüssen vergrössert; allein man hat kein genaues Verzeichniß von denselben. Indessen findet man auf der linken Seite der Nichlava fast gegen über einen Nahmens Thoiuchina; auf der rechten Seite und zwey Meilen weiter unterwärts die Hokichka; nach drey Meilen weiter den Derglin, welcher sich Novoselitsa gegen über in ihn ergießt. Die Nahmen der übrigen sind mir unbekannt, bis zu dem Taban, welcher zwey Meilen von Kotchim, dieser Stadt gegen über, über Tankivsi entspringet. Er fließt hierauf mit dem Pruth parallel bis nach Taban, worauf er sich in ihn ergießet.

Der zweyte Kreis der obern Moldau heißt Dorohoi, in welchem sich die kleinen Städte Dorohoi und Stephanestii befinden.

Der Kreis Harlev ist der dritte. Er faßt drey kleine Städte in sich, welche Harlev, Botachami und Cotmar, heissen, von welchen die letztere wegen ihres Weines berühmt ist.

Die Stadt Tschernaustii ist die Hauptstadt des vierten Kreises. Der fünfte heißt Sutchava, dessen Hauptstadt gleiches Nahmens an dem rechten Ufer des Siret liegt. Ist es etwa das Susidava der Alten? Dieses war ehe-

dem die Hauptstadt der ganzen Moldau, ehe Fürst Stephanus der Große Jassy zur Residenz machte. In eben diesem Kreise und an eben diesem Flusse, findet man auch die kleine Stadt Radauts, welche einen Bischof hat, und weiter hinauf nach dem Gebirge zu, das Dorf Dorna, welches das Docirana der Alten seyn kann.

Der Kreis Niamts liegt zwischen den Flüssen Bistritsa und Moldava. Niamts ist eine Festung an dem Flusse gleiches Nahmens und weiter hinunter an der Bistritsa liegt Piatra, welches von einigen Schriftstellern für das Petrodava des alten Daciens gehalten wird.

Der siebente Kreis heißt Bakov. Die kleine Stadt gleiches Nahmens liegt auf einer Insel Bistritsa, welche wegen ihrer vielen und schönen Früchte berühmt ist. Man findet daselbst auch die beyden kleinen Städte Oena und Totruch, welche wegen ihrer Salzwerke berühmt sind.

Die untere Moldau oder Thara von Attios bestehet aus zwölf Kreisen, wovon Jassy der erste ist. Diese Stadt, deren Nahme seit Augusti Zeiten unverändert geblieben ist, ist jetzt die Hauptstadt der ganzen Moldau. Sie liegt an dem Flusse Bahlui, zwölf Meilen von dessen Ausflusse in den Pruth. Sie ist eine ganz beträchtliche Stadt, welche eine Citatelle hat; die meisten Einwohner bekennen sich zur griechischen Religion, doch befinden sich daselbst auch einige Juden. Die umliegende Gegend trägt guten Wein, und die Stadt hat Cannefaß-Fa-

briken, wovon das meiste nach Constantinopel geht.

Diesem ersten Kreise gegen Mittag findet man den zweyten, welcher Carligatur oder Tyrgulformos heißt.

Der dritte heißt Roman, dessen Hauptstadt gleiches Nahmens an dem Zusammenflusse des Siret und der Moldava liegt. Einige Schriftsteller halten sie für das alte Prätoria Augusta.

Die Stadt Vaslui an dem Ausflusse gleiches Nahmens in den Barlad gibt dem vierten Kreise den Nahmen.

Wir finden den fünften in der Gegend der Flüsse Barlad und Teutova, von welchem letztern er den Nahmen hat. Die Stadt Barlad gehöret zu demselben. Man glaubt, daß sie das Palloda des Ptolemäus ist.

Der sechste Kreiß heißt Takut; er hält die kleine Stadt gleiches Nahmens an dem Barlad in sich.

Der folgende heißt Putne nach dem Flusse Putna. Man findet daselbst die kleinen Städte Fotchanii an der Milkov und an den wallachischen Gränzen, und Artsud an dem Siret.

Der Kanal Cohurlui, welcher 24 Meilen lang ist, gibt dem achten Kreise seinen Nahmen, worin sich Galats, eine gute Handelsstadt an der Donau befindet. In dem neunten Kreise, Nahmens Faltchi findet man die Stadt

Faltchi an dem Pruth, und wenn man diesen Fluß hinauf gehet, die kleine Stadt Huch.

Gegen Mittag liegt der Kreis Lapuch, worin Bender und die kleinen Städte Lapuchna und Ruhav liegen.

Der eilfte Kreis Orhei hat seinen Nahmen von einer kleinen Stadt an dem Reut.

Der letzte endlich ist der Kreis Soroka, welcher an dem Dnieſter liegt, und seinen Nahmen von dem Fort Soraka an eben demselben Flusse hat.

Beſſarabien, welches man als den dritten Theil der Moldau ansehen kann ist ein Land ohne Berge, ohne Holz und fast ohne Wasser. Die Donau begränzet dasselbe in Süden, der Dnieſter und das Meer in Osten. Es hat nur einige sehr kleine Flüsse, welche fast gar keinen Zufluß von Bächen bekommen. Diese Flüsse sind der Cahul, die Salze, der Jalpuch, der Cogalnik und die Botna.

Beſſarabien besteht aus vier Kreisen, welche sind; der Kreis Budjac, welcher von nogaiſchen Tartarn bewohnet wird, welche auch Bielo-Gorodſche Tartarn heissen. Sie wohnen an dem Meere zwiſchen dem Dnieſter und der Donau.

Der Kreis Akermann, deſſen Hauptort von den Türken Akermann, von den Russen Biel-Gorod und von den Moldauern Tchetat Alba genannt wird.

Der Diſtrict Kili an der Donau, welcher

seinen Namen von der Stadt Kili an der nördlichen Mündung dieses Strohmes hat.

Der District Ismail an der Donau, enthält das Fort gleiches Nahmens, das Fort Cartal an dem Ausflusse des Cahul, und Cimarov oder Reni an der Mündung des Pruth.

Auch die vornehmsten Seen in der Moldau erfordern einige Aufmerksamkeit. Zuvörderst findet man den See Dorohoi, welcher der fischreichste ist, dann den See Orhei, welcher achtzehn Meilen lang und sechs breit. In der Gegend von Ackermann befindet sich der See Ovidului, welcher seinen Nahmen von dem Ovidius haben soll. Von hier kommen wir an den See Bratech nahe bey Galats, von welchem wir uns in die benachbarte Provinz begeben wollen.

Die Wallachey.

Wenn man sich eine Ellipse oder ovale Figur vorstellet, deren längster Durchmesser unter dem 45ten Grad der Breite und zwischen dem 40ten und 45½ der Länge liegt: so hat man einen allgemeinen Begriff von der Lage und Gestalt der Wallachey. Die Donau macht die Hälfte von ihrer mittägigen Gränze aus, die siebenbürgischen Gebirge machen die nördliche. Hier entspringen eine große Menge Ströhme, Flüsse, Bäche und Quellen, welche sich nach einem schnellen und kurzen Laufe in die Donau stürzen. Die größte Breite von diesem Flusse bis an die Ge-

birge an der andern Gränze ist ungefähr 135 Meilen und die Länge 270 Meilen.

Die beträchtlichsten Flüsse sind der Olt oder Alut, welcher die Aluta der Alten ist, der Argis oder der Ardis der Alten, und der Proara, welcher der Naparis des Herodotus seyn soll.

Man siehet dieses Land gemeiniglich so an, als wenn es von der Aluta in zwey Theile getheilet würde. Der Theil diesseits der Aluta, das ist, derjenige, welcher an dem rechten Ufer des Flusses liegt, hat keine merkwürdige Stadt. Ich erwähne nur der Orte Bistrits und Tchernes, wo Wein gebauet wird. Der letzte ist das alte Zernes, wo der Wein unter dem Könige Decebalus noch nicht bekannt war. Man glaubt auch, daß das alte Castra Trajana das heutige Kibnik an der Aluta ist. Wenn man nach Siebenbürgen gehet, so zeigen uns einige Spuren nebst der Aehnlichkeit der Nahmen das alte Utidava in dem heutigen Udvar, Ruconium in dem heutigen Regen, Napoca in Deboca; aus Ulpianum soll, nach einigen Kalowar geworden seyn. Doch das sind nur Muthmaßungen. Man würde auf den Sand bauen, wenn man Lehrgebäude auf die Aehnlichkeit der Klänge bauen wollte, welche sich unaufhörlich verändern, welche oft in mehrern Sprachen, und nicht selten in einer und eben derselben Sprache ganz entgegen gesetzte Begriffe bezeichnen. Ein und eben dasselbe Wort bezeichnet in Süden

heiß und in Norden kalt. Ein Wort, welches bey uns weiß bedeutet, bedeutet bey unsern Nachbarn schwarz. Das Wort Ud, welches bey den Lateinern die Feuchtigkeit bezeichnete, bedeutet bey den Schweden eine Spitze. Wenn man ein Verzeichniß aller der Begriffe machen wollte, welche durch einen und eben denselben Laut ausgedrückt werden, so würde die Zahl der einander entgegen gesetzten Begriffe vielleicht größer seyn, als die Zahl der ähnlichen. Ich bin sehr entfernt, die Etymologie völlig zu verwerfen. Sie ist zu einer gründlichen Kenntniß der Sprachen unentbehrlich, und kann zuweilen historischen Beweisen zur Bestätigung dienen. Allein da sie sehr leicht zu mißbrauchen ist, so muß man sich ihrer nur selten und mit Behutsamkeit bedienen. Es befand sich ehedem in Dacien oder an dessen Gränzen ein Volk, welches die Burher hieß. Was sollte uns hindern, es nach Bukharest zu setzen? Und könnten wir nicht auch eben so leicht die Teurisker des Ptolemäus nach Tergoviste setzen? Da es indessen nicht so schwer ist, von demjenigen zu reden, was wirklich vorhanden ist, so will ich das wenige, was ich davon erfahren können, hersetzen. Tergoviste ist die Hauptstadt der Wallachey. Sie hat einige Festungswerke und die Türken treiben daselbst Handlung. Indessen ist doch Bukharest jetzt die vornehmste Stadt im Lande. Sie ist ein erzbischöflicher Sitz der griechischen Religion. Alle andere Städte, als Chimpina, Campo-

longo oder auf Deutsch Langenau, Argis, Ribnik, Tergozyl, sind schlechte Orte. Einige Forts sind hin und wieder in der Wallachey so wie in der Moldau zerstreuet; allein sie bestehen aus sehr hohem alten Mauerwerke mit kleinen Thürmen, und haben keine Werke, woraus man ein aufgeklärtes Volk erkennen könnte; alles verkündiget noch die Barbarey der alten Geten und Dacier. Der Nahme der letztern lebt noch in Siebenbürgen, wo sich die Einwohner Detsen oder Detchen nennen.

Die Einwohner der Wallachey nennen sich selbst nicht Wallachen, sondern Rumuni und viele Schriftsteller haben daraus geschlossen, daß sie Ueberbleibsel der römischen Colonien sind. Der Nahme Olah, welchen die Ungarn ihnen geben, hat diese Meinung unterstützet. Er scheint so viel als Olasz zu seyn; womit sie die Italiener bezeichnen. Der Nahme Wallach kann ohne Mühe von Olah abgeleitet werden, und gleicht überdieß dem Nahmen Wahle oder Walch, womit die Deutschen einen Italiener bezeichnen. Ueberdieß sagt man, daß die wallachische Sprache voll Wörter ist, welche augenscheinlich aus dem lateinischen herstammen. Allein alles dieses beweiset in meinen Augen den römischen Ursprung noch nicht. Die Geschichte versichert uns, daß unter dem Aurelian alle in Dacien ansässigen Römer nach Mösien versetzt wurden. Wenn ja einige zurück geblieben sind, so war ihre Anzahl gegen die dacische

Nation gewiß unendlich klein, und sie mußten sich nothwendig mit derselben vermischen. Was diejenigen betrift, welche sich in dem Lande niedergelassen hatten, als es noch unter der Herrschaft der Römer war: so waren sie schon Dacier geworden. Die Eroberer pflegen eine Nation nicht auszurotten und sich an ihre Stelle zu setzen. Sie geben ihr zwar Gesetze und diese oder jene Regierungsform, müssen aber dafür ihre Sitten und Sprache annehmen. Die Gewalt, welche sie dazu zwinget, und welche ihrer Macht weit überlegen ist, ist die Gewalt der Natur selbst. Die Formen der öffentlichen Urkunden können vorgeschrieben werden, aber nicht die Sitten und die Sprache. Die Bedürfnisse des Eroberers machen ihn hierin den Weibern und Künstlern unterwürfig. Haben wohl alle in Gallien wohnhaft gewesene Römer, alle lateinischen Worte, welche unsere Sprache von ihnen bekommen hat, alle Eroberungen der Franken in unserm Lande unsern Ursprung fränkisch oder römisch machen können? Gewiß nicht; er ist gallisch oder vielmehr celtisch so wie unsere Sprache. Wenn es in der wallachischen Sprache viele lateinische Wörter gibt, so gibt es in derselben auch eben so viel ungarische, deutsche und tartarische. Die Moldauer am Dniester haben viele pohlnische Wörter, die nach Siebenbürgen geflüchteten Wallachen viele ungarische, die an der Donau und dem schwarzen Meere viele grie-

chische, türkische und tartarische. Das ist eine nothwendige und allgemeine Wirkung des Umganges der Nationen mit einander. Die wallachische hat ihre eigenen Wörter, welche keiner einigen andern Sprache zuzugehören scheinen. Es scheint mir daher wahrscheinlicher, daß die Wallachen und Moldauer von den alten Einwohnern des Landes der Geten und Dacier abstammen, und daß ihre Sprache im Grunde noch eben dieselbe ist, ob sie gleich in Ansehung der Materie, das ist der Worte, auf mancherley Art verändert worden.

Die wallachische Kleidung, sowohl die männliche als die weibliche hat nichts Römisches. Sie hat sich seit der trajanischen Säule fast gar nicht verändert. Man erkennet noch das lange Oberkleid, ob es gleich etwas kürzer ist, den kleinen Mantel und die Unterkleider oder Brüche, welche heut zu Tage nur ein wenig weiter sind, die Mütze, welche aber ihr Ansehen verlohren hat, und nicht mehr das Merkmahl der Hoheit ist. Die Schuhe sind eine Art lederner Halbstiefeln, welche mit Riemen oder Schnüren befestiget sind. Der Kopfputz und die Tracht des andern Geschlechtes ist eben auch nicht mehr verändert worden.

Ehedem begriff man unter dem allgemeinen Nahmen der Wallachey auch die Moldau, und um sie zu unterscheiden, nannte man diese die große und jene an der Donau die kleine Wallachey. Die Einwohner beyder Für-

stenthümer sind einander in den Sitten beynahe gleich. Sie sind frey, zornig und unbeständig, wie Barbaren u). Ihr Haß und ihre Feindschaft, welche bloße Wirkungen vorüber gehender Leidenschaften sind, verschwinden mit diesen. Der Zweykampf ist unter ihnen selten und wird strenge bestraft. Unter den **Moldauern** und **Wallachen** herrscht eine heftige Eifersucht. Beyde bekennen sich zur **griechischen** Religion, indessen haben sie noch viele heidnische Gebräuche und besonders manche Lieder auf alte **Dacische** Gottheiten beybehalten, welche sie bey ihren Hochzeiten und Leichenbegängnissen singen. Von den alten **römischen** Gottheiten sollen sie, wie man sagt, nicht den geringsten Begriff haben. Die Muselmänner verstatten ihnen die freye Religionsübung, wenn sie nur den **Karai** richtig bezahlen, das ist, dasjenige Kopfgeld, welches jeder Ungläubiger, der in dem Gebiete der Pforte wohnet, erlegen muß. Diese Freyheit flößt ihnen einen Haß gegen alle diejenigen ein, welche nicht eben so duldend sind. Sie nennen die Christen von der römischen Kirche Papisten und nicht Katholische, sondern halten sich für die einigen, welche dieses letztern Nahmens würdig sind.

u) Beschreibung der **Moldau**, welche zu Petersburg 1770 in deutscher Sprache heraus kam. Dieses Werk ist ein Auszug aus einer handschriftlichen Beschreibung der **Moldau** von dem Fürsten Dmitri Cantemir, welcher Hospodar derselben war. Diese hat den Titel: Descriptio antiqui et hodierni status Moldauiae, und befindet sich in der Handschrift in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg.

Ueberhaupt denken sie wie Notaras einer der vornehmsten Befehlshaber des Kaisers Constantini Drakosus. Als die Streitigkeiten zwischen der griechischen und lateinischen Kirche mit der größtea Heftigkeit wütheten, und der geschickte und tapfere Mehemed während derselben Constantinopel belagerte, sagte Notaras: ich will lieber den Turban, als die Bischofsmütze in dieser Stadt herrschen sehen.

Die Gastfreundschaft ist in der untern Moldau sehr gangbar. Dieses Land, welches immer den Streifereyen der Tartarn ausgesetzt ist, ist ausserordentlich arm. So wenig indessen auch ein Moldauer hat, so gern theilat er es doch mit einem Fremden, nimmt ihn mit Vergnügen auf und unterhält ihn und sein Pferd drey Tage lang. Die Geten oder Gothen hatten eben den Gebrauch, der sehr menschlich ist, und ein Beweis eines gesitteten Volkes ist; allein zu gleicher Zeit beweiset er auch den Mangel der Bevölkerung, des Handels und des Reichthums. Ihre Waffen sind die Lanze und das Schwert. Sie lassen das Schießgewehr den Jägern, und verachten ein Gewehr, welches weder Muth noch Geschicklichkeit erfordert. Ihr erster Angriff ist allemahl ungestüm, die folgenden sind nicht so lebhaft. Die Tartaren haben sie die Kunst der verstellten Flucht gelehret. Gegen ihre Gefangenen sind sie bald menschlich, bald barbarisch und halten es für eine Pflicht der Religion, einen Türken oder Tartar umzubringen. Das

vorher

vorher bestimmte Schicksal ist bey ihnen so wie bey den Türken eine allgemeine Meinung; diejenigen, welche vollkommen davon überzeugt sind, sollten auch mit dem größten Muthe in das Treffen gehen. Allein es gehet mit dieser gottesdienstlichen Meinung, wie mit so vielen andern; man behauptet sie mit dem Munde, übet sie aber nicht aus.

Die Nachbarschaft der **Tartarn** macht die untere **Moldau** kriegerischer als die obere ist, und die öftern Gefechte machen die Einwohner tapfer, unruhig und aufrührisch. Sie machen sich wenig aus der Religion und aus dem Gottesdienste. Wenn sie auswärts Frieden haben, so wenden sie ihre Waffen oft wider ihre eigenen Landesleute oder wider ihre Fürsten.

In der obern **Moldau** artet die Andacht oft in abergläubige Gebräuche aus. Man findet daselbst über zweyhundert beträchtliche Klöster; alle Berge sind voll Mönche, und ehedem zählete man in der kleinen Stadt **Sutchava** sechzig Kirchen. Die **Moldauer** in diesem Theile sind arbeitsam, geschickt bürgerliche Geschäfte zu verwalten, gute Wirthe und gastfrey.

Uberhaupt verachten die **Moldauer** und **Wallachen** die Künste und Wissenschaften. Sie denken, wie ihre Vorfahren **die Gothen**, daß sie die Gemüther weibisch machen und sich nur für Sclaven schicken. Sie lassen das weibliche Geschlecht nicht viel aus den Häusern gehen, besonders die, welche ein wenig über den gemeinen Stand sind. Die gemeinen Frauenzimmer

sind schöner und freyer. Einige trinken gerne Wein. Bey Tische sind sie insgesammt sehr schüchtern, verbergen allemahl den Mund, wenn sie essen, und öffnen ihn besonders nie so weit, daß man ihre Zähne sehe. Mit bloßem Kopfe einher gehen, ist bey den verheuratheten Frauen oder Wittwen eine große Schande, und einer Frau öffentlich den Kopfputz abreissen, ist ein Verbrechen, welches am Leben gestraft wird. Hingegen würde es einem unverheuratheten Mägdchen schimpflich seyn, wenn sie etwas auf dem Kopfe trüge; die Blöße des Kopfes ist für sie ein Zeichen der Jungfrauschaft. Was die Männer betrift, so schneiden sie sich das Haar ab, und tragen einen Bart, wie die meisten morgenländischen Völker, dagegen alle Abendländer den Bart abscheren und das Haupthaar wachsen lassen. Diejenigen **Wallachen**, welche in Siebenbürgen wohnen, tragen selten Mützen, auch bey der größten Kälte nicht; sie gehen mit völlig geschornem Kopfe in derselben einher und empfinden davon nicht die geringste Unbequemlichkeit.

Diese **Wallachen** sind die ältesten und armsten. Es ist wahrscheinlich, daß sie von denjenigen **Geten** und **Daciern** herstammen, welche von den **Hunnen** und **Tartarn** aus ihrem Lande getrieben wurden, und sich in die Gebirge flüchteten. Sie haben weder Städte noch Flecken. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, welche in den unfruchtbarsten Gegenden liegen; die meisten dienen den **Ungarn**, Zeck-

lern und Sachsen. Bey diesen bedeutet Vlak oder Vlok so viel als einen Knecht.

Mitten unter den Wallachen, Ungarn und Moldauern, welche heut zu Tage das ganze Land der alten Dacier bewohnen, findet man noch eine besondere Gesellschaft von Leuten, welche man Cyngaren nennet. Man gibt ihnen auch den Beynahmen d' Faroner. Die Italiener nennen sie Tsingari, die Deutschen Ziegeuner, d. i. Landstreicher, die Franzosen Böhmen, weil sie aus Böhmen nach Frankreich kamen, die heutigen Griechen Attinganes und die Lateiner der spätern Jahrhunderte Tsigarn, Tartarn, Nubier, Wallachen, Sarracenen, Cilicier, Ubier. Sie sind diejenigen, welche ehedem in unwissendern und unglücklichern Zeiten, als die unsrigen sind, da man noch an Wahrsagereyen glaubte, ganz Europa durchstrichen. Vornehmlich gaben sie vor, die menschlichen Schicksale aus den Linien in der Hand weissagen zu können. Alberne Vorhersagungen, welche ihnen weder Arbeit noch Mühe kosteten, wurden ihnen theuer bezahlet; diese Lebensart war leicht. Seitdem aber der Wachsthum der Einsichten solche, so zu sagen, vernichtet hat, kommen diese Betrieger nicht mehr aus ihren Gebirgen. Dort treiben sie dieses alte Handwerk noch zuweilen, leben aber übrigens von ihrer Arbeit.

Sie kamen unter dem Kaiser Sigismund von 1411 bis 1437 nach und nach in allen euro-

päischen Ländern zum Vorschein. In Hessen sahe man sie 1414, in Meissen 1416, in Schwaben 1418, in Augspurg 1419, in Basel 1422, in Frankreich 1427, und kurz darauf auch in Spanien. Sie gaben sich anfänglich für Aegyptier aus, und vielleicht waren die ersten, welche nach Europa kamen, Nubier oder Kopten. Allein nachmahls wurde ihr Hause von Bettlern aus allen Nationen verstärkt. Anfänglich redeten sie eine in den Abendländern unbekannte Sprache; nachmahls aber hat man gefunden, daß sie deutsch, ungarisch und slavonisch sprachen. Sie waren von sehr gelber Gesichtsfarbe, schlecht gekleidet, und hatten einen Anführer. Diejenigen, welche die reichsten unter ihnen waren, und für adelich gehalten wurden, hielten sich Jagdhunde. Einige hatten Pferde; allein die meisten gingen zu Fuße, und führeten ihre Weiber und Kinder auf Pferden mit sich. Sie gingen aus einer Provinz in die andere, blieben nicht lange an einem Orte, und kamen erst nach langer Zeit wieder dahin. Man fürchtete sie überall, weil sie verschlagene Diebe waren. Besonders waren die Weiber sehr geschickt im Stehlen und ernährten dadurch ihre Männer. Man versichert, daß sie zuweilen Kinder geraubt haben; allein mir scheint, daß so arme und herum schweifende Leute als diese waren, lieber werden gesucht haben, ihrer eigenen Kinder los zu werden, als sich mit fremden zu beladen. Der Kaiser Sigismund und viele

andere Fürsten gaben ihnen Pässe. Allein, da ihre Anzahl und Ausschweifungen täglich zunahmen, sie sogar die Landstraßen unsicher machten, und man sie, obgleich ohne Grund in Verdacht hatte, daß sie türkische Spione wären, so verbannete Kaiser Maximilian sie durch ein eigenes Edict aus allen Ländern des Reiches, welche Verordnung in den folgenden Jahren mehrmahls bestätiget und wiederhohlet wurde. Es wurde verboten, ihnen einigen Aufenthalt zu geben, und befohlen, sie zu vertreiben und zu verfolgen, und sich dabey, wenn es nöthig wäre, so gar der Waffen zu bedienen. Ein Edict Herzogs Johann George von Sachsen sagt, daß sich Befehlshaber reformieter Religion bey diesen Elenden befunden, welche sich mit Gewalt in die Dörfer einquartierten, Jagdhunde bey sich führten, und überall jagten. Um eben dieselbe Zeit wurden sie auch aus England, Spanien und Frankreich vertrieben.

Die in der Wallachey befindlichen Zingarn geben sich für griechische Christen aus; allein man sagt, daß sie in dieser Religion sehr unwissend sind, und erzählet folgende Geschichte davon. Ein Zingar schickte seinen Sohn in eine christliche Schule. Der junge Mensch, welcher Fähigkeiten hatte, lernete etwas, und seine Familie schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihn einmahl in einer Pfarre die Messe lesen zu sehen. Allein der junge Mensch starb, und die Zingarn verlangten, daß er mit den in der griechischen

Kirche gewöhnlichen Gebräuchen begraben werden sollte. Die Priester wollten wissen, ob diese Leute auch wirklich einigen Begriff von den Lehren des Christenthums hätten, und fragten sie, ob sie denn auch glaubten, daß ihr Landsmann einmahl auferstehen würde. Was? riefen sie; auferstehen? Ein todter Mensch sollte wieder lebendig werden? das wird wohl nicht eher geschehen, als bis das Pferd, welches wir gestern geschlachtet haben, wieder lebendig werden wird.

Sie haben keine Priester unter sich Ihre Kinder werden in der ersten der besten Herberge getauft. Kaum sind sie aus den Kinderjahren, so nehmen sie Weiber, die sie aber um geringer Ursachen willen, wieder verstoßen. Sie sind sehr fruchtbar und haben fast immer eine Herde Kinder um sich. Sie leben in dem größten Elende; die Väter sind mit Lumpen bedeckt, die Knaben und Mädchen gehen halb, und die Kinder völlig nackend. Viele wohnen auf freyem Felde und leben unter Zelten. Einige halten sich in den Städten auf. Man siehet oft, daß drey bis vier Familien mit allem was sie haben, einen Raum von nicht mehr als funfzehen oder zwanzig Schritt im Umfange einnehmen. Da die zingarischen Weiber häßlich und sehr schwarz sind, so haben die Wallachen und Siebenbürgen nicht den geringsten Umgang mit ihnen; ihr Geschlecht dauert also in seiner ganzen ursprünglichen Reinigkeit fort.

Es gibt unter ihnen alte Familien, welche bey ihnen in Ansehen stehen und **wojwodalische** Familien genannt werden; aus diesen nehmen sie ihre Anführer. Sie weihen sie dadurch ein, daß sie solche dreymahl mit großem Geschrey in die Höhe heben, auf welche Art auch ihre Fürstinnen eingeweihet werden. Die Gewalt dieser Fürsten ist sehr eingeschränkt. Einer von ihnen hat noch die Vorrechte, welche die **Bathori** ihrer Nation bewilliget haben.

Die **Zingaren** sind der Gerichtsbarkeit des Landes unterworfen und haben keine eigene. Man schildert sie uns mit solchen Farben, welche ein halb wildes und fast viehisches Volk bezeichnen. Sie sind, sagt man, lebhaft, hitzig, zornig, verschlagen, lügenhaft, schwatzhaft, dem Trunke ergeben und betrügerisch. Einige ihrer Familien versehen das ganze Land mit Henkern, und werden daher von jedermann verabscheuet, selbst von den übrigen **Zingaren**. Ueberall empöret sich die menschliche Natur bey dem Anblick eines Menschen, welcher im Stande ist, einen andern Menschen mit kaltem Blute umzubringen. Sie scheinet uns zuzurufen: hebet doch einmahl die Blutgesetze auf, welche euren Empfindungen, und eurer Vernunft so sehr widersprechen, diese Gesetze, welche euch zwingen, daß einer eures gleichen sich durch ein Geschäft entehre, welches eines Tigers oder Panterthieres würdig ist. Wenn ihr ein boshaftes Thier habet, so erwürget ihr es nicht, sondern wisset es zu zähmen, und es nütz-

lich zu machen. Ihr habt einen boßhaften, einen lasterhaften Menschen in eurer Gewalt, und wißt nichts mit ihm anzufangen, als ihn zu tödten? Fehlt es euch an Gewalt? Was vermag wohl ein gefesselter Mensch wider eine Million freyer Menschen? Wendet also eure Macht, eure Geschicklichkeit, eure Wachsamkeit dazu an, dieses wilde Thier zu zähmen, und zwinget es, euch zu dienen. —— Aber es ist billig, daß der Mörder wieder sterbe, und daß das von ihm vergossene Blut gerochen werde. — — Ich sehe in diesem Satze nichts, als eine kleine Privat-Leidenschaft. Die menschlichen Gesetze müssen nicht nach Rachgier schmecken; sie ist bloß der ersten Bewegung der thierischen Wuth erlaubt. Der Tiger greift einen Löwen an, dieser tödtet und zerreißt ihn, denn er hat dazu Recht und Gewalt. Wenn ein Mensch in die Classe der Thiere zurücktritt und einen andern Menschen angreift, und dieser ihm zuvorkömmt und ihn umbringt, so hat er Recht dazu. Aber wenn dich einer oder der andere Umstand zum Herren deines Gegners macht, wenn du hoffen kannst, daß du ihn ausser Stand setzen werdest, zu schaden: so ist es unbillig, und niederträchtig, ihn zu tödten. Sollte denn das, was keiner allein ohne Schande thun darf, für die ganze Gesellschaft zur Gerechtigkeit werden, deren ungeheure Macht ohne die geringste Anstrengung dem gefesselten Verbrecher das Vermögen zu schaden benehmen kann? Hier ist der Widerspruch zwischen der Empfindung und

dem Gebrauche augenscheinlich und allgemein. Der Abscheu vor einem überlegten Morde, der Haß gegen die Henker, befindet sich bey den schlechtesten, elendesten Menschen, welche der thierischen Natur am nächsten sind, daher man solchen nicht von einem Umgange mit gesitteten und menschlichen Völkern herleiten kann; ein Beweis davon sind unsere Zingaren.

Es haben sich viele Schriftsteller bemühet, den Ursprung dieses Volkes aufzusuchen. Einige lassen sie von denjenigen Juden abstammen, welche im vierzehenten Jahrhunderte einer gewissen Art Banditen entgiengen x), und behaupten, daß die zingarische Sprache von der hebräischen abstammet. Ein anderer macht sie zu Manichäern y), und versichert, daß sie ihren Nahmen von den Athinganiern haben, welche unter dem Michael in Armenien zum Vorscheine kamen z). Es ist wahr, daß wenn man nach den Regeln der Wortforschung einige Buchstaben verändert, man aus Athinganier das Wort Zingaren bekommen kann; allein man muß bessere Beweise und mehr Kenntniß von den Sitten und der Sprache dieses elenden Volkes haben, wenn man es für jüdisch oder ketzerisch erklären will.

x) J. Neumann Geist der Gesetze der Teutschen.
y) Peissonel Observation histor. sur plusieurs peuples qui ont habité les bords de Danube.
z) Im Jahr 820. S. Paul. Diac. Zonar. Cedr. Theol. Sollten es nicht eben die Zigeuner seyn, welche Tibull. B. 4. ad Massal. unter dem Nahmen der Siunes den Geten beygesellet?

Es wird in dem ganzen Lande mehr verachtet, als anderwärts die Juden. Die Moldauer haben gegen einen Zingaren nicht das geringste von derjenigen Achtung, welche sonst Menschen gegen einander hegen. Sie grüßen sie niemahls und reden selten mit ihnen; sie begegnen ihnen gerade so wie wilden Thieren, und die Elenden fliehen so sehr als sie können in einsame Gebirge. Man sagt, daß sie in den Flüssen, welche aus diesen Bergen kommen, eine Menge Goldsand finden, daß sie solches zu Blechen schmelzen, und damit den Tribut, welchen man ihnen aufgeleget hat, bezahlen.

Der Höchste unter diesen Bergen heißt Tchaslov Er liegt nach dem Winkel zu, welchen die Moldau und Wallachey machen, und welchen Siebenbürgen ausfüllet. Man entdeckt seinen weissen mit Schnee bedeckten Gipfel in einer großen Entfernung. Sollte er nicht der Berg Kachon oder der alte Kogaionon seyn? Man sagt, daß derjenige Theil, welcher an Pohlen stößt, eine ähnliche Erscheinung gewähre, als die Berge in Nieder-Aegypten; nähmlich einen Thau, welcher zur Nahrung dienet. Wenn man ihn in Gefäße sammelt, so wird die Oberfläche sehr bald mit einer Art von Rahm überzogen, woraus man sehr gute Butter machen kann. Besonders findet man ihn an dem Flusse Tchirimous, welcher nicht weit von seiner Quelle unter Kimpulong in den Pruth fließet. Er fällt nur im Frühling, auf den nie-

drigern Bergspitzen. Die Schafe, welche in dieser Gegend weiden, werden davon so fett, daß sie kaum gehen können.

Man findet in vielen Gegenden der **Moldau** und besonders in dem Districte **Raskow** Steinsalz. Ausser dem, was die **Moldauer** verbrauchen, führen sie auch vieles davon aus. Das ganze Land hat einen Ueberfluß an Getreide und an Wein. Das Korn trägt zwanzigfältig, der Weitzen dreyßig- und die Gerste funfzig- biß sechzigfältig. Haser wird daselbst nicht gebauet, sondern man ziehet die Gerste zum Pferdefutter vor. Der beste Wein wächset in dem Districte **Harlav** um **Cotnar**; er gleicht, wie man sagt, dem **Tockaier**, seine Farbe ist grünlich, und er wird immer grüner, je älter er wird, so wie er zugleich an Stärke und Körper zunimmt. Nach ihm schätzet man den Wein von **Huch**, von **Tekut**, von **Kutov**, von **Putne** und von **Milkov**. Die übrigen Weine wachsen in großer Menge, und sind folglich sehr wohlfeil. Man verführet sie häufig nach **Siebenbürgen**, **Pohlen**, die **Ukräne**, **Rußland**, und die **Türkey**, wo sie von den **Griechen** gekauft werden.

Man findet hier wenig Gärten, wohl aber ganze Gehölze, welche mit den besten Obstbäumen besetzet sind. Die Berge sind voll davon, und wenn man sie in die Ebenen pflanzet, so tragen sie die besten Früchte.

Die Wälder sind hier sehr häufig. Die Eiche ist daselbst ausserordentlich hart, und liefert

vortreffliches Holz zum Schiffsbaue. Man verführet dessen eine große Menge nach **Constantinopel** und in andere Häfen des schwarzen Meeres.

Die Wälder sind voll von wilden Thieren aller Art, z. B. Gemsen, wilden Ziegen, Hirschen, Damhirschen, Füchsen, Hasen, Mardern, Wölfen, Bären, u. s. f. An den Gränzen der Wallachey und Tartarey findet man ganze Herden von wilden Pferden, welche kleiner sind, als die zahmen, aber einen noch einmahl so breiten Fuß haben. Die **Budjakischen Tartarn** jagen diese Thiere vornehmlich in einem nassen Herbste. Sie treiben sie mit großem Geschreye nach den Morästen, und tödten sie mit Pfeilen, um sie zu verzehren, oder sie fangen selbige auch lebendig und zähmen sie. Diese Pferde sind ausserordentlich lebhaft. Ueberhaupt werden die **moldauischen** Pferde sowohl wegen ihrer Geschwindigkeit, als auch wegen ihrer Dauer von den **Pohlen**, **Tartarn** und **Türken** sehr geschätzt. Die Weide ist daselbst sehr fett und ernähret vortreffliches Rind- und Schafvieh. Man führet jährlich viele Schöpse nach **Constantinopel** vornehmlich für das Serail.

In den Wäldern befindet sich eine Art wilder Ochsen, welche man **Tsimber** nennet. Dieses Thier ist so groß als ein gewöhnlicher Ochse hat aber einen schlankern Leib, längere Füße und gerade Hörner. Dieses Thier klimmet und kletert die Felsen mit eben der Leichtigkeit hinan,

wie die Gemsen. Man findet daselbst auch einen Vogel, welcher diesem Lande nur allin eigen seyn soll. Er ist kleiner als der Auerhahn; sein Fleisch ist weiß und zart, und schmeckt wie Fasanenfleisch. Man nennet ihn **Jerunla** und in Pohlen **Gluchka**. Die **Moldau** hat noch andere Arten von Wildbret; ihre Flüsse und Seen sind sehr fischreich; ihre Wälder, besonders die Lindenwälder liefern Honig und Wachs im Ueberflusse. Ausser dem was die zahmen Bienen den **Moldauern** eintragen, haben sie auch noch eine besondere Art Wachs, welches sie in den Wäldern finden. Es ist schwärzlich von Farbe und riecht wie Ambra; die **Türken** bezahlen es sehr theuer.

Dieses Land wurde von den Tartarn verwüstet, welche von dem Gebirge **Caucasus** kamen, **Georgien** und **Armenien** durchstreiften und den östlichen Theil von **Europa** überschwemmten. **Bath**, einer der Verwandten des **Gengis** verwüstete die **Wallachey**, die **Moldau**, **Siebenbürgen**, und **Ungarn**. Die **Moldauer** und **Wallachen** wurden getödtet oder zu Sclaven gemacht. Eine kleine Anzahl verkroch sich in die Gebirge. Als sich der Schwarm wieder an die Ufer des schwarzen Meeres gezogen hatte, begaben sich die Flüchtlinge wieder in ihre alten Wohnungen. Sie wurden von dem **Dragoch** zurück geführet, welcher ihr Anführer wurde, und die unabhängige Herrschaft auf seine Familie brachte.

Gegen das Ende des funfzehenten Jahrhunderts regierte **Stephanus**, ein kriegerischer Fürst, in der **Moldau**. Er hatte sich **Bessarabiens**, der **Wallachey**, **Pokutiens** und **Podoliens** bemächtiget, und dem Könige von **Ungarn**, **Matthias Corvinus**, fast ganz **Siebenbürgen** abgenommen. **Soliman Bacha**, Feldherr **Mahomeds** 2, verlohr wider den **Stephanus** ein Treffen, welches bey **Kaltchi** am **Pruth** geliefert wurde. **Bayazeth** 2, welcher von eben diesem Fürsten war geschlagen worden, nahm ihm endlich **Akiermann** und **Kilia** ab. **Stephanus** regierte 47 Jahr. Als er merkte, daß er sterben würde, so ließ er seinen Sohn **Bogdan** rufen, und stellete ihm vor, daß die Macht der **Moldau** nicht hinreichend sey, der Macht **Solimans**, welcher damahls in der **Türkey** regierte, das Gleichgewicht zu halten, und daß die Klugheit erfordere, daß er sich des Schutzes dieses mächtigen Fürsten versichere, und ihm ein jährliches Geschenk anbiete. **Stephanus** starb a), **Bogdan** folg-

a) Im Jahr 1523. die Geschichtschreiber dieser Zeit und der Fürst Cantemir reden von zwey Stephanis, Fürsten der Moldau, welche alle beyde 47 Jahre regieret, alle beyde einen Sohn Nahmens Bogdan gehabt, und alle beyde den Zunahmen des Großen geführet haben. Es ist augenscheinlich, daß beyde nur eine und eben dieselbe Person sind, und daß dieser Irrthum daher rühret, weil man das schlechte Glück Bajazeths wider den Stephanus dem ersten Sultan dieses Nahmens zugeschrieben hat. Legt man es hingegen dem zweyten bey, so kommt alles in die gehörige Zeitordnung, die Begebenheiten stimmen überein und die beyden Stepha-

ke seinem Rathe. Er schickte Gesandte an den Sultan, ließ ihm ein Bündniß antragen, und erbot sich, nicht als einen Tribut, sondern bloß zu einem jährlichen Geschenke von 400 Goldstücken, vierzig Pferden und vier und zwanzig Falken. Er machte sich ferner anheischig, dem Kaiser, wenn er Krieg zu führen hätte, mit 40000 Mann beyzustehen. **Soliman** nahm diese Anerbietungen an, und bewilligte den **Moldauern** sehr große Freyheiten, und besonders die Aufrechthaltung ihrer Gesetze und die freye Ausübung der Religion ihres Landes, welches nunmehr den Nahmen **Bogdanien** bekam.

Das Fürstenthum lebte nunmehr in Frieden bis auf die Zeit, da sich **Johann der Armenier** der Herrschaft bemächtigte. Die **Türken** bedienten sich wider ihn der List, bekamen ihn gefangen, und liessen ihn durch Kamele in Stücke zerreissen. Der Sultan forderte nunmehr nicht das bisherige Geschenk von 400 Goldstücken, sondern einen jährlichen Tribut von 1200. Die **Bojaren** oder die Großen des Landes, mußten der Gewalt nachgeben. Als **Peter**, welcher auf den **Johann** folgte, sahe, daß sein Land durch innere Spaltungen zerrüttet wurde, und er sich nicht zu dem Tribute entschließen konnte, so legte er die Regierung nieder und begab sich auf seine Güter in **Siebenbürgen**.

ni welche bey den Geschichtschreibern den beyden Amphitryonen gleichen, sind nur eine und eben dieselbe Person.

Nach ihm kam ein gewisser **Jancul** zur Regierung, welcher ein **Sachse** aus **Siebenbürgen** war, und sich für einen Abkömmling von dem **Dragoch** ausgab. Er ließ sich alle Bedingungen gefallen, welche der Sultan ihm vorschrieb; allein seine schlechten Sitten und Grausamkeiten machten ihn bey jedermann verhaßt, so daß auch die Bojaren sich wider ihn verschworen, und ihn um das Leben brachten.

Ihm folgte **Zero** oder **Aron**, welcher nichts besser war. Er trat den Türken die Stadt **Tigin** ab, welche sie befestigten und sie **Bender** nannten. Nach ihm regierten drey Fürsten aus der Familie **Movila**, welche bey den **Pohlen** Schutz suchten; weil sich aber die Bojaren wenig Nutzen von diesem Bündnisse versprachen, und über die Ränke ihrer Fürsten mißvergnügt waren, so setzten sie selbige ab.

Einige Zeit darauf wurde ein **Italiener**, Nahmens **Gaspar**, Fürst der **Moldau**. Er war Dolmetscher bey der Pforte gewesen; allein die Landstände jagten ihn fort, weil er die katholische Religion einführen wollte. Sie wählten hierauf einen Pohlen, **Miron Barnuski**, welcher dem Lande wichtige Dienste geleistet hatte, und daher war naturalisiret und unter den Landesadel aufgenommen worden. Zu seiner Zeit traten die Stände, welche bisher das Recht gehabt hatten, ihren Fürsten selbst zu wählen, dasselbe dem Sultan ab. Als der Krieg zwischen den **Türken** und **Pohlen** ausbrach, suchte

Bar-

Barnuski die Moldauer zu bewegen, daß sie sich wider die Türken erklären möchten; weil er sie aber dazu nicht bringen konnte, so dankte er 1621 ab und ging wieder nach Pohlen. Indessen zog Osman mit einem zahlreichen Kriegesheere durch die Moldau; allein Ladislaus und Zobiesky erwarteten ihn an dem Dnieſter. Viele nachtheilige Schlachten, der Hunger und die Krankheiten nöthigten ihn, Friede zu machen. Kurz darauf verwüstete ein Schwarm Tartaren die Moldau. Um nun solche Verwüstungen aufs künftige zu verhindern, traten die Stände den Türken das Wahlrecht ab, doch mit der Bedingung, daß der Fürst aus königlichem Geblüte gewählet werden und griechischer Religion seyn sollte. Von dieser Zeit an hat der Großherr allemahl die Fürsten ernannt, aber ohne Rücksicht auf die Verträge oft Fremde dazu gewählet. Die Wahl ist eine Art von Verkauf an die Meistbiethenden geworden; derjenige, welcher das meiste bezahlt, wird zum Fürsten erklärt und nimmt den Titel eines Hospodars an. Aber oft wird er um einer geringen Ursache willen, und oft ohne alle Ursache abgesetzt. Die Moldauer haben dasjenige erfahren, was ein alter Dichter sagt: „Man muß keinen jungen Löwen in einer Stadt „ernähren, und noch weniger einen Löwen; hat „man aber einmahl diese Unbesonnenheit begangen, so muß man seinen Willen thun b).„ Als der Fürst Cantemir Hospodar war, so betrug

b) Aristoph. Ranae Act. 5. Sc. 4.

der Tribut 60000 Goldstücke, und die Geschenke für den Sultan und seine gierigen Hofleute verdoppelten diese Summe oft.

Die Moldau war fast allemahl der Schauplatz der blutigen Kriege, welche die Türken gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wider Pohlen führeten. In einem dieser Kriege wurden die Archive des Landes verbrannt, und mit demselben ging auch der Freyheitsbrief verlohren, welchen Soliman den Söhnen des Stephanus ertheilet hatte. Dieses unglückliche Land ist nun seit mehr als achtzehn Jahrhunderten von kriegenden Armeen verwüstet worden. Wir würden Bedenken tragen, und vielleicht gar abgehalten werden, uns unter einander zu erwürgen, wenn wir aufmerksam erwägeten, wie viel Blut von den Zeiten Augusti an bis auf die gegenwärtige Zeit in diesem Winkel der Erde vergossen worden, wie viele Millionen Menschen daselbst durch Feuer und Schwert verwüstet worden, bloß um die Ausschweifungen einiger wenigen Köpfe zu befriedigen.

Geschichte
des Krieges
zwischen den Russen und Türken,
in dem Jahre
1769.

Die meisten Unruhen in Pohlen, welche die nächste Ursache des gegenwärtigen Krieges Rußlands mit der Pforte waren, sind eine Wirkung vieler andern Ursachen, welche schon seit langer Zeit wirken. Wir müssen nothwendig darauf zurückgehen, ehe wir auf die Begebenheiten dieses Krieges selbst kommen, und zugleich den allgemeinen Zustand desjenigen Königreiches kennen lernen, welches die Ursache desselben war, dessen Verhältnisse gegen die Krieg führenden Mächte und dessen besonderer Zustand kurz vor der Kriegeserklärung.

Pohlen ist seit mehr als zwey tausend Jahren durch den Ehrgeitz und die Habsucht seiner Könige und der benachbarten Fürsten beunruhiget und verheret worden, da indessen Religions- und National-Vorurtheile den Haß und die Spaltungen im Innern unterhielten.

Dieses Land, welches ehedem das europäische Scythien genannt wurde, wurde von einem sarmatischen Volke erobert, welches aus denjenigen Gegenden kam, welche jetzt unter dem Nahmen Georgiens und Circassiens bekannt sind. Es ließ sich daselbst nieder, und wurde um das Jahr 550 von einem Heere Slaven unterjochet, dessen Anführer Lack war, daher sie Lakoviter, und hernach Polak, d. i. Begleiter, Gefährten des Lak, genannt wurden. Nachdem diese neuen Eroberer das Land unter sich getheilet hatten, so nahmen sie nach dem Gebrauch

dieser Zeiten den Titel der Edlen an, d. i. kriegerischer, freyer und unter sich gleicher Besitzer des Landes, und die alten Einwohner, welche ihres Eigenthumes beraubt wurden, wurden Knechte oder Sclaven. Nunmehr wurden der Ackerbau und die Künste für eine Beschäftigung der Feigen gehalten, und die kriegerischen Bedienungen waren allein mit Ehre verbunden. Man mußte sich bewaffnen, entweder Eroberungen zu machen, oder die gemachten Eroberungen zu vertheidigen. Nachmahls wurden diejenigen von den Ueberwundenen, welche sich zu den Ueberwindern schlugen und mit ihnen fochten, ihres Gleichen.

Noch war keine Regierungsform festgesetzt. Jeder Edle regierete auf seinen Gütern. Der König oder das Oberhaupt hatte keinen andern Vorzug, als daß er im Kriege commandierte. Dieses Vorrecht blieb bey den Nachkommen des Lak bis dieses Geschlecht ausstarb, da sich denn der Adel versammelte, die Regierungsform fest zu setzen. Es mochte ihnen nun die Nation damahls allzu zahlreich und die innern Angelegenheiten allzu verwickelt scheinen, als daß ein einiger ihnen gewachsen seyn könnte, oder man mochte befürchten, daß die erbliche Monarchie in einen Despotismus ausarten möchte: genug der Adel verglich sich, einen verbundenen Staatskörper zu errichten, der unter zwölf Woiwoden oder kriegerische Häupter vertheilet seyn sollte.

Ihre Regierung war grausam und von kur-

zer Dauer. Der Adel versammelte sich von neuem an eben demselben Orte, setzte diese Tyrannen ab, vertrauete die Regierung einem einigen unter sich, Nahmens **Cracus** an, und schien Willens zu seyn, den Thron erblich zu machen. Der zweyte Sohn des **Cracus** wollte sich desselben bemächtigen und ermordete seinen ältern Bruder; allein der Adel verbannete den Mörder aus dem Reiche, und setzte bey dem Tode des **Cracus** dessen Tochter **Vanda** auf den Thron.

Als diese Prinzessin ohne Kinder starb, so suchte der **pohlnische** Adel, der der Regierung eines einigen überdrüssig war, die Regierung von zwölf Personen aufs neue einzuführen, allein sie hatte diesmahl eben den Erfolg und eben das Ende, als die erste Mahl. **Premislas** wurde zum Könige erwählt und seine Nachkommen folgten ihm in absteigender Linie bis auf **Popiel 2**, welcher ohne Erben starb. Hierauf wurde **Piast** erwählet, und obgleich die meisten folgenden Fürsten ihren Vätern folgten, so geschahe doch solches allemahl mit Einwilligung des versammelten Adels. Es hatte also seit der Eroberung der Adel, welcher zusammen genommen allein die unabhängige Gewalt besaß, das Recht, seine Gesetze zu machen, und seine obrigkeitlichen Beamten zu erwählen, worunter der König der erste und vornehmste war. Seine Gewalt war durch einen Senat eingeschränkt, welches obrigkeitliche Collegium zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten errichtet wurde. Es wurde in vier kleinere Collegia vertheilet, in

deren jeden ein Minister den Vorsitz hatte, welcher mit den ihm zugegebenen Senateurs sein eigenes Fach von Angelegenheiten bekam, welche nachmahls dem gesammten Collegio vorgelegt werden mußten. Sie wurden daselbst in Schriften, welche man **Universalien** hieß, untersucht und vorgetragen, und hernach dem gesammten Adel vorgelegt. Zwischen den allgemeinen Versammlungen des Adels hatte der Senat die Gewalt provisorische Verordnungen zu machen, von welchen aber, so wie von allen ihm anvertrauten Sachen er dem ganzen versammelten Staatskörper Rechenschaft geben mußte.

Da bey dem Anfange dieser Republik der Adel nicht sehr zahlreich war, so konnte er sich leicht vereinigen und ohne Verwirrung rathschlagen; allein als ihre Besitzungen größer wurden, so wurden auch ihre Versammlungen unruhiger, so daß eine neue Ordnung nothwendig war. Die Adeligen hielten nach den Districten kleinere Versammlungen oder Landtage, um die von dem Senate in Vorschlag gebrachten Gesetze mit Ordnung und Geschwindigkeit zu untersuchen. Die Senatoren mußten dieser Versammlung beywohnen, um alle Artikel der Universalien zu erklären. In der Absicht, die letzten Berathschlagungen dadurch zu beschleunigen, daß man die Stimmen auf eine kleinere Zahl einschränkte, errichtete man für die Provinzen und einige Woiwodschaften allgemeine Landtage, wo man die Meinungen der besondern Landtage vortrug um sie zu untersuchen,

zu berichtigen und von neuem zu entscheiden. Jede dieser Versammlungen sollte die ihren District, ihrer Woiwodschaft oder Provinz angehenden Angelegenheiten in Ordnung bringen, und die für nöthig befundene Anzahl von Abgeordneten oder Landbothen erwählen, um ihre Beschlüsse der allgemeinen Versammlung oder dem Reichstage vorzutragen, wo die Sachen, so wie auf den Landtagen, nach der Mehrheit der Stimmen entschieden wurden. Es wurde diesen Landbothen eingeschärft, ihre Verhaltungsbefehle auf das genaueste zu befolgen, so wie sie denn auch von ihrem Betragen auf dem Landtage ihres Districtes oder ihrer Provinz, welcher nach dem Reichstage gehalten wurde, Rechenschaft ablegen mußten. Sie waren also bloße Geschäftsträger und Gevollmächtigte der höchsten Gewalt, d. i. des ganzen Adels. Wenn sich einige Landbothen von ihren Verhaltungsbefehlen entferneten, so conföderirten sich die Adeligen nach den Woiwodschaften, um hernach eine allgemeine Conföderation zu errichten, und sich den wider ihren Willen gemachten Gesetzen gemeinschaftlich zu widersetzen. Der König war verbunden, derselben beyzutreten, wenn die Conföderation nicht wider ihn gerichtet war.

Was die Handhabung der Gerechtigkeit betrifft, so gab es zwey Gerichtshöfe für den Adel. Der eine erkannte in bürgerlichen Sachen, und dessen Mitglieder wurden von dem Adel erwählet. Der andre hatte mit Verbrechen zu thun, und dessen

Beysitzer, welche Staroſten hieſſen, wurden von dem Könige ernannt. Das Volk hatte seine eigenen Gerichtshöfe.

So war überhaupt die alte Regierungsform Pohlens, welche verschiedene sehr gefährliche Mängel hatte. Da durch die Knechtschaft des Volkes in diesem Staate zwey Drittheile der Nation von den Vorrechten der Bürger ausgeschlossen werden, so bestehet derselbe gleichsam aus zwey einander ganz entgegen gesetzten Nationen, wovon die eine die herrschende ist und sich bloß beschäftiget die andere im Zaume zu halten und zu schwächen, die andere aber aus Gliedern bestehet, welche für das allgemeine Beste keine Empfindung haben, sondern in Furcht vor ihren Herren, und im Mißtrauen gegen ihres gleichen leben. Da der Senat das ausschließende Vorrecht hat, Gesetze in Vorschlag zu bringen, so bekömmt die Nation keine andern Gesetze, als die dem Rathe gefallen. Endlich, das dem Könige gegebene Recht, die Richter in Criminal-Fällen zu ernennen, welches Recht der höchsten Gewalt wesentlich zustehet, ist ein Widerspruch in dieser Regierungsform, wo die höchste Gewalt in dem gesammten Körper des Adels bestehet. Ueberdieß kann es in den Händen eines grausamen Fürsten ein Werkzeug der Tyranney werden.

In der Folge der Zeit vernichteten die menschlichen Leidenschaften das Gute was diese Regierungsform an sich hatte, und führeten statt dessen

neue Gebrechen ein. So lange der Staat noch mit den Türken, mit dem deutschen Orden und mit den Herzogen von Rußland in Krieg befangen war, suchten die Könige ihre Gewalt in bürgerlichen Sachen nicht auszudehnen, weil sie immer in dringenden Bedürfnissen wegen der unaufhörlichen Kriege waren und überdieß durch die Anführung der Kriegsheere befriediget wurden. Allein Gemüther, welche an die Verwirrungen des Krieges gewöhnet waren, waren der Schätze des Friedens nicht fähig. Da die ehrgeitzigen und habsüchtigen Entwürfe auswärts nicht mehr beschäftiget wurden, so richteten sie sich wider das Innere der Republick.

Es gibt wenig Menschen, welche an einer obrigkeitlichen Person, deren höchstes Beyspiel und Gewalt ein ganzes Volk in einer gesetzmäßigen Ordnung erhalten, den Vorzug bloß nützlicher Tugenden von den glänzenden seinem ganzen Umfange nach einsehen. Die Könige, welche an die Gewaltthätigkeiten des kriegerischen Lebens gewöhnt waren, verachteten den ruhigen Vorsitz in einem Staatsrathe und wandten Gewalt und Geschicklichkeit an, ihre Macht zu erweitern. Allein der Adel, welcher auf seinen Gütern mit einem kriegerischen Despotismus herrschte, widersetzte sich den ehrgeitzigen Absichten der Könige. Wenn ein Reichstag die Gränzen der königlichen Gewalt erweiterte, so schränkte ein anderer sie wieder ein. Die Könige suchten daher die vornehmsten Glieder des Staates zu gewinnen. Die

Würden und Aemter der Republick konnten ihren Ehrgeitz reizen; allein diese hatte der gesammte Staatskörper zu vergeben. Nach verschiedenen glücklichen oder unglücklichen Versuchen, nach verschiedenen Abtretungen und Einschränkungen dieses Rechts war der größte Theil der Meinung, daß man es abtreten solle. Die Nation widersetzte sich um deßwillen so sehr, weil diese Ehrenämter, als Geschenke betrachtet, in den Händen des ganzen Staatskörpers zur Belohnung der größten patriotischen Tugenden dienten, dagegen gemeiniglich nur Schmeicheley und Unterwerfung nöthig ist, wenn ein einiger sie zu vergeben hat. So bald dieser Schritt geschehen war, richteten die Großen ihre eigne Bemühung dahin, demjenigen, welcher Ehrenstellen zu vergeben hatte, zu schmeicheln, seine guten Eigenschaften zu vernichten, damit sie selbige nicht nachahmen dürften, seinen lasterhaften Neigungen zu schmeicheln, sie zu unterhalten und zu vermehren, und besonders ihren Mitbuhlern zu schaden. Daher kommen denn die unaufhörlichen Aufopferungen der allgemeinen Wohlfahrt dem Nutzen einzelner Personen, daher die Eifersucht, die Spaltungen, die Erbitterungen, der Haß, das Mißtrauen, das Verderben in dem ganzen Körper der Republik, und die heftige Erschütterung bey jeder Erledigung eines Platzes von Wichtigkeit. Günstlinge haben seitdem regieret, und die Republick ist sehr oft von Fremden beherrschet worden. Die Mißvergnügten begaben sich auf ihre

Güter und weigerten sich zu gehorsamen, weil sie die königliche Gewalt für unrechtmäßig, und die höchste Gewalt der Republick für fast vernichtet hielten. Man bewaffnete sich so gar wider die bürgerlichen Gerichtshöfe, wider die Landtage und wider die Reichstage selbst.

Die Großen suchten diesen großen Gebrechen durch ein Mittel abzuhelfen, welches sie aber nur vermehren mußte. Sie wollten der königlichen Gewalt dadurch das Gleichgewicht halten, daß sie jedem Minister eine unumschränckte Gewalt ertheilten, und bedachten nicht, daß diese Männer, welchen sie ihre Beschützung anvertraueten, ihre Würde von dem Fürsten bekamen, und entweder seinen Willen oder auch den ihrigen an die Stelle der Gesetze setzen würden. Sie vermehrten die üblen Folgen dieses Zustandes der Anarchie und des innern Krieges noch dadurch, daß sie den alten Gebrauch, die öffentlichen Angelegenheiten nach der Mehrheit der Stimmen zu entscheiden abschafften, und das berüchtigte liberum veto einführeten, welches auf den Land- und Reichstagen die Einförmigkeit aller Stimmen erfordert, und jedem Minister, Senator oder Landboten das Recht ertheilet, die Berathschlagungen zu hemmen und die Versammlung zu zerreissen; ein sehr unvernünftiger Gebrauch, weil er voraussetzt, daß eine große Menge Menschen von sehr verschiedenen Absichten und Leidenschaften, einerley Meinung haben könnten; ein Gebrauch, welcher alle Freyheit zu Grunde richtet,

weil er jeden Minister, Senator oder Landboten zum Despoten macht; er hat daher auch alle Reichstage, welche die Grundstütze der Republick waren, fast aufgehoben. Wenn die fremden Mächte, welche geheime Ansprüche auf **Pohlen** hatten, die Errichtung dieses Gesetzes gleich nicht in Vorschlag gebracht haben, so haben sie es wenigstens mit Vergnügen errichten sehen, und dessen Fortdauer zu bewirken gesucht. Dieser Gebrauch, welcher um die Mitte des 17ten Jahrhunderts eingeführet wurde, wurde auf dem Reichstag 1717, der unter **rußischer** Mitwirkung gehalten, und der stumme Reichstag genannt wurde, eingeführet. Seit dieser Zeit hat eben diese Macht denselben durch drey andere Reichstage bestätigen lassen.

Der Despotismus hat die Art, daß er sich so weit ausdehnet, als er kann. Die Beherscher **Rußlandes**, welche von den **Türken** und **Chinesen** zu weit entfernet waren, und gegen Norden und Osten ein schon zu großes Land besaßen, richteten ihre Macht in Westen gegen **Schweden** und **Pohlen**. Allein, da es ihrem Ehrgeitze und dem Muthe ihrer Unterthanen an der Beyhülfe der Kunst, und der politischen Intrigue fehlte, so konnten sie sich bis auf das gegenwärtige Jahrhundert nur sehr wenig vergrößern. **Peter** 1. erleuchtete seine Unterthanen und gab dadurch seinen Nachfolgern bessere Mittel zu Eroberungen an die Hand.

Nach dem Tode **Augusts 3** suchte die **rußische** Kaiserinn dem Grundsatze ihrer Vorgänger oder vielmehr der Eigenschaft ihrer Regierungsart zu Folge auch ausser ihren Gränzen zu herrschen, und **Pohlen** einen König zu geben, welcher seine Krone ihr zu danken hätte. Man mußte die Stimmen der mächtigsten erkaufen, die Habgierde der Gierigsten befriedigen, und den größten Theil durch Hoffnung oder Furcht im Zaume halten. Die Anwesenheit eines Corps **rußischer** Truppen mäßigte den Eifer des Patriotismus. Mit Geschicklichkeit geflogene Unterhandlungen, mit Freygebigkeit ausgetheiltes Gold und Silber brachten das Werk zu Stande und unterwarfen aller Willen **Catharina 2.** Der neue Churfürst von Sachsen, ein Sohn **Augusts 3** bemühete sich vergebens, seinem Vater zu folgen. Der Wahltag wählte einen König, der ein Nachkömmling aus dem alten Hause der **Piasten** war. Verschiedene Mächte **Europens** mißbilligten diesen Schritt, weil er dem Glücke der **Pohlen** und dem politischen Systeme **Europens** zuwider lief. Allein sie konnten denselben nicht hindern und **Stanislaus Augustus Poniatowsky** bekam auf dem Wahltage alle Stimmen.

Noch nie hat die Wahl eines Königes von **Pohlen** so ruhig geschienen. Es schien, daß der Adel, seiner Spaltungen müde, sich zum allgemeinen Besten vereinigen würde. Allein die Ruhe war nur scheinbar. Der **pohlnische** Adel war gar bald ohne Haupt, und ohne kräfti-

geUnterstützung sowohl von innen als von aussen; einige wurden von ihren Sclaven gehasset, deren Tyrannen sie waren, sie hasseten ihres Gleichen, und wurden durch eine fremde Macht getheilet, welche einen Theil dadurch an sich zog, daß sie dessen Ansprüche vertheidigte, welche der andere Theil um der Religion willen bestritt.

Seit langer Zeit versagten schon die Katholiken, den Absichten des **römischen** Hofes gemäß, den Protestanten alle bürgerliche Vorrechte und Freyheiten. Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts (1413 und 1424) wurde ein Gesetz gemacht, nach welchem alle diejenigen, welche sich nicht zur römischen Kirche bekannten, oder von dem Papste und den Bischöfen in den Bann gethan worden, von allen Ehrenstellen, Würden und Rathsversammlungen ausgeschlossen wurden.

Unter der Regierung **Sigismundi** milderte der Adel diesen Eifer, und gab auf dem Reichstage zu **Wilna** den 16ten Jun. 1563, allen seinen Gliedern ihre natürliche Gleichheit wieder. Der König druckt sich in dieser Urkunde, deren Original noch in dem Archive des Herzogthums **Litthauen** aufbehalten wird, folgender Gestalt aus: „Es sollen nicht allein die„jenigen Adeligen und Herren, welche sich zur „**römischen** Kirche bekennen, sondern überhaupt „alle Ritterstandes und Adelige, sie mögen nun „**Litthauer** oder **Russen** ihrem Herkommen nach,

„nach seyn, **wenn sie nur Christen sind,** „überhaupt und auf gleiche Art, zu den Ehren„stellen und Würden sowohl im Senat, als bey „der Krone, kurz zu allen adeligen Ehrenämtern „zugelassen werden. „

Diese den Protestanten bewiesene Gunst beunruhigte die Gegenparthey, und sie führete die scheinbarsten Gründe für sich an. Man sagt sogar, daß einige das Volk wider den König aufgewiegelt haben, welchen sie für den vornehmsten Urheber dieses Gesetzes hielten, daß sie seine ausschweifenden Sitten vergrößert und ihn beschuldiget haben, daß er ins geheim die Ketzereyen begünstige. Aber aller dieser Bemühungen ungeachtet bestätigte der Reichstag zu **Grodno** den 1ten Jul. 1568, dennoch die zu **Wilna** fest gesetzte Gleichheit, und erklärete sogar noch bestimmter, daß jeder von Adel, **von welcher christlichen Religions-Parthey** er auch seyn möge, die Würden und Ehrenstellen der Republick bekleiden könne. Dieses Gesetz wurde unter eben demselben Könige 1569 auf den Reichstage zu **Lublin** bestätiget, welcher der Unions-Reichstag genannt wird, weil das Großherzogthum **Littauen** auf demselben auf immer mit der Krone vereiniget wurde. Der Adel erklärete daselbst, daß die von ihm gegebenen und jetzt bestätigten Freyheiten so angesehen werden sollten, als wenn sie den Gesetzen des gegenwärtigen Reichstages einverleibet, in die Acten jeder Kanzelley eingetragen, auszugsweise mit dem königli-

chen Siegel untersiegelt und allen Waiwoden zugesandt wären.

Nach dem Tode Sigismundi versammelte sich 1570 der pohlnische, griechische, protestantische und katholische Adel, einen neuen König zu wählen. „Wir werden keinen dafür „erkennen, sagten sie, der uns nicht alle unsere „Vorrechte, Gerechtsamen und Freyheiten eidlich „bestätigen wird. — — Vornehmlich muß „er schwören, daß er den Frieden unter den Dis„sidenten in Religionssachen erhalten wolle. „

Da der Unterschied der Religion, setzten sie hinzu, Unruhen in der Republick erweckt und wir nicht wollen, daß deßhalb unter uns ein Aufstand erfolge, wie in andern Reichen geschiehet, — — so verpflichten wir uns insgesammt eidlich bey unserm Glauben, bey unserer Ehre und bey unsern Gewissen, daß wir unter uns, die wir in der Religion verschieden sind, den Frieden und die Ruhe erhalten, kein Blut vergießen, und wegen der Verschiedenheit des Glaubens und des Gottesdienstes wider niemanden mit Einziehung seiner Güter, mit Entwürdigung, Gefängnißstrafe noch Verbannung verfahren wollen. — — — Und wenn sich jemand diesem widersetzen und den Frieden und die gute Ordnung in der Republick stören wollte, so wollen wir uns alle wider ihn vereinigen, und ihn ausrotten.

Unter der Regierung Sigismundi 3 verordnete der Adel auf dem Reichstage zu Pokrzy-

wenice 1587, „daß er, zur Erhaltung des „Friedens und der Eintracht, und zur Verhü„tung des Unglückes, welches die Verschiedenheit „der Religion in andern Reichen anrichtet, sich „um der Religion willen conföderiren wolle, und „sich Kraft des von den vorigen Könige, Hein„rich von Valois, und seinem Nachfolger „Stephanus Battori geleisteten Eides wirk„lich zu dieser Conföderation verbinde.„

Heinrich hatte eidlich angelobet, „daß er „alle sowohl allgemeine als besondere, sowohl „kirchliche als weltliche Rechte, Freyheiten und „Gerechtsame aufrecht erhalten, den Frieden un„ter den Dissidenten erhalten, keinen Bürger um „der Religion willen weder von seinen Gerichts„beamten, noch von den Kronbedienten beunruhi„gen noch unterdrücken lassen, ja auch selbst kei„nen Bürger um dieser Ursache willen beunruhi„gen oder unterdrücken wolle.„

Dieser Eid wurde von allen Königen von Heinrich an bis auf August 2 wiederhohlet. Es ist also die allen Bürgern bewilligte Religionsfreyheit, welche sie auch vor dem Jahre 1570 ungehindert besaßen, weil man in den öffentlichen Urkunden dieser Zeit Unterschriften von griechischen und protestantischen Woiwoden und Senatoren findet, mehr als ein Jahrhundert lang, nähmlich von 1563 bis 1699, als ein Reichsgesetz angesehen und bestätiget worden.

Die Gewähr fremder Mächte hatte demselben eine neue Kraft gegeben. Nach dem zweyten

Artikel des Friedens zu Oliva im Jahr 1660, sollten die Dissidenten an der allgemeinen Amnistie Theil haben, und bey dem Rechte, welches sie vor der Kriegeserklärung gehabt, geschützet werden. Der moskauische Friede vom 6ten May 1686, versicherte den Gliedern der griechischen Kirche in Pohlen die freye Uebung ihrer Religion und den Genuß aller Gerechtsamen, welche ihnen nach den Reichsgesetzen zukommen.

Indessen sind doch diese so günstigen Gesetze durch neue aufgehoben worden. Man hat denenjenigen, welche nicht von der römischen Kirche sind, ihre Gerechtsamen streitig gemacht und ihre Freyheiten vernichtet, als wenn sie gefährliche Personen wären, welche sich an ihrem Vaterlande und an der Freyheit ihrer Brüder vergriffen, oder das gegenseitige Versprechen, den Frieden zwischen den in Religionssachen dissentirenden Bürgern zu erhalten, gebrochen hätten. Dieser Nahme der Dissidenten, welcher anfänglich beyden Partheyen zukam, wurde nunmehr auf diejenigen eingeschränkt, welche nicht zur römischen Kirche gehören. Mehrere Fürsten haben ihnen die Ehrenstellen von Wichtigkeit versagt und nach und nach sind die Dissidenten von allen Berathschlagungen ausgeschlossen worden. Man verstattete ihnen zwar die öffentliche Uebung ihrer Religion in ihren alten Kirchen; allein man verboth denenjenigen, welche Städte, Flecken oder Dörfer bewohneten, wo noch keine waren, derglei-

chen zu bauen, sondern sich mit der ungestörten Uebung ihrer Religion in ihren Häusern, aber ohne Gesang und Predigt zu begnügen. Man untersagte ihnen alle Privat-Versammlungen bey Geldbuße und bey Strafe des Gefängnisses und der Verbannung, schloß sie von allen Würden in **Pohlen** und **Littauen** und so gar von den Richterstellen aus, und verboth ihnen 1736, bey Strafe, als Verräther des Vaterlandes angesehen zu werden, alle Zuflucht zu dem Schutze der auswärtigen Minister.

Die Errichtung dieser Gesetze fand Hindernisse. Eine große Anzahl Reichsglieder und selbst einige Bischöfe widersetzten sich mit Nachdruck. Der König erklärte durch ein Diplom von 3ten Febr. 1717, daß diese Gesetze der Conföderation von 1573 und den folgenden Conföderationen nicht nachtheilig seyn sollten, und daß er **den Dissidenten in Religionssachen** alle in diesen Conföderationen ihnen ertheilte Freyheiten wolle erhalten wissen; allein der Gegentheil bekam die Oberhand. Er hatte die Krone einem seiner neuen Proselyten aufgesetzt, und befürchtete, er möchte aus einem Ueberreste von Neigung seine ehemaligen Glaubensgenossen zu sehr begünstigen.

Im folgenden Jahre wollten die katholischen Landbothen die **Dissidenten** nicht zu den allgemeinen Berathschlagungen lassen, und da man in denjenigen Sachen, welche nicht von der Vernunft geleitet werden, niemahls die gehörigen

Gränzen beobachtet, so fehlete nicht viel, daß man ihnen nicht Gewalt angethan hätte. Die **Dissidenten** stellten vor, das Grundgesetz der Republik würde dadurch umgestoßen, und die Gleichheit unter dem Adel verletzet; der Reichstag bestehe nur aus einer Parthey, welche durch Uebermacht auf demselben der herrschende Theil sey. Kann man wohl, sagten sie, eine solche Versammlung für einen Reichstag halten, und einen einzelen Theil der Nation, den Willen einer Parthey, für eine gesetzgebende Macht halten? Woher hat dieselbe das Recht, uns zu richten, uns zu verurtheilen, uns die Bürgerrechte zu nehmen, und uns die allen Gliedern des Staats gemeinschaftliche Gewalt zu rauben? Wir verlangen von unsern Mitbürgern keine willkührliche Duldung. Wir verlangen weder Herrschaft noch Knechtschaft, sondern Gleichheit, welche wir verdienet haben, weil wir dem Vaterlande einerley Dienste leisten; diese Gleichheit, welche uns von Natur, nach der Vernunft, nach der Reichsverfassung und nach den Gesetzen zukommt, welche Gesetze uns dieselbe versichern, und uns zu verschiedenen Zeiten wider die Angriffe unserer Gegner und wider solche Könige geschützet haben, welche unglücklich oder schwach genug waren, die Gewaltthätigkeit und ungerechte Anmaßung zu begünstigen [a]).

Diese Gründe waren von keiner Wirkung. Man setzte ihnen die Nothwendigkeit einer herr-

a) S. die Beylagen, Num. 2.

schenden Religion entgegen, und da die menschliche Schwachheit ihren Eifer nicht leicht in die gehörigen Gränzen einschränken kann: so wiegelte man wider die Protestanten das gemeine Volk auf, welches ohnehin heftige Leidenschaften, fast gar keine Beurtheilungskraft, und allzu schwache Einsichten hat, das Wahre und Falsche in spitzfindigen Streitfragen einzusehen. Dieser unter der Knechtschaft ausgeartete Haufe wurde erhitzt, entweder durch die Hoffnung zur Beute, oder durch die ihm vorgespiegelte Vertheidigung der alten Religion, der Religion seiner Väter, durch die Vorstellung von Ketzern, einer der Gottheit selbst verhaßten Art Menschen, und durch alle die Bewegungsgründe, welche in den so genannten Religions-Streitigkeiten so oft angewendet worden, um die Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit weltlicher Absichten zu verbergen.

Da nun die Dissidenten in ihrem Vaterlande so sehr herabgewürdiget, und ihre Güter und Unterhaltungsmittel dem Willkühr ihrer Gegner Preis gegeben waren, so fleheten sie die benachbarten Mächte um Schutz an. Diejenigen, welche den **olivischen** Frieden garantiret hatten, und denen daran gelegen war, ihre Religion in **Pohlen** aufrecht zu erhalten, gingen die Republik mehrmals an, alle ihre Glieder ohne Unterschied bey dem Genusse ihrer Gerechtsamen zu erhalten. **Rußland** unterstützte diejenige Parthey, welche sich für die Duldung erklärte, und machte sich diese Zeit zu Nutze, seine al-

ten Entwürfe zu verfolgen. Allein da das Interregnum eben nicht die bequemste Zeit zu ihrer Ausführung war; so ließ die Kaiserin dem Wahltage durch ihre Ambassadeurs, den Grafen **Kaiserling** und den Fürsten von **Repnin** nur vorstellen, „daß die Dissidenten durch unrechtmäßige und gewaltsame Mittel, durch Verordnungen, welche man durch die gemißbrauchte Andacht der Könige erschlichen hätte, besonders unter der letztern Regierung, ungerechter Weise aller ihrer Gerechtsamen beraubt worden; die Völker übertrügen den Königen nur darum die oberste Gewalt, um von ihnen wiederum Schutz und Sicherheit zu haben, und ein König von **Pohlen** wäre es sowohl sich, als seinen Mitbürgern schuldig, einen Theil der Reichsglieder vor den ehrsüchtigen Entwürfen des andern Theiles zu schützen [b]).„

Auf dem Reichstage von 1766 ließ die Kaiserin dem Könige von **Pohlen** und der confoederirten Republik erklären: „daß sie den Zustand ihrer **dissidentischen** Glieder nicht anders als mit Schmerzen ansehen könne; sie wären jederzeit als Glieder des Staates betrachtet und gehalten worden; ihre zu verschiedenen Zeiten angegriffenen Gerechtsamen wären ihnen durch die heiligsten und unverbrüchlichsten Verträge und Verordnungen bestätiget worden; und da **Rußland** die Gewähr für diese Verträge geleistet ha-

b) S. Beylagen, Num. 3.

be, so verlangten Ihre Kaiserliche Majestät von dem Reichstage, daß die Dissidenten in den Gebrauch ihrer Kirchen und in die freye Uebung ihres ganzen Gottesdienstes wieder hergestellet würden; daß ihnen erlaubt sey, neue Kirchen zu bauen, auch an Orten, wo es deren bisher keine gegeben; daß die Pfarrgebühren, welche die katholischen Priester von den Heurathen, Taufen und Begräbnissen der Dissidenten sich angemaßet, abgeschaffet würden, weil sie der Religionsfreyheit, welche ein Recht der Natur sey, zuwider wären; daß die griechischen und übrige Dissidenten alle ihre Vorrechte in vollem Maße genießen und ihre Priester allein der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen seyn möchten; daß die Heurathen unter Personen von verschiedenen Religionen nicht mehr gehindert würden, und daß die aus solchen Ehen erzeugte Kinder beyderley Geschlechts in der Religion ihrer respectiven Aeltern erzogen würden. Die Gleichheit des Adels mache den Grund seiner Freyheit aus, und die Ausschließung der Dissidenten sey ein Irrthum des einen Theiles im Staate, welcher auf den Umsturz des andern ein schwankendes Glück zu bauen suche, und einen kurzen vergänglichen Vortheil den dauerhaften Vortheilen einer auf feste Gründe gebaueten Gesellschaft vorziehe. Die Kaiserinn verlange, daß der katholische und dissidentische Adel hierüber in Unterhandlung treten, und den Antheil, welchen ein jeder an der Regierung des Staates haben solle, nach den Ge-

setzen entscheiden möchte. Die beständige Weigerung, die Dissidenten zu hören, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müsse nothwendig das Band zerreissen, welches sie mit dem Ueberreste der Nation verbinde, sie wieder in den Stand der natürlichen Freyheit versetzen, und ihnen das Recht ertheilen, an das ganze menschliche Geschlecht zu appelliren, und sich unter ihren Nachbarn Richter, Bundesgenossen und Beschützer zu wählen.„

Diese dem schwächern Theile so günstigen Vorschläge wurden nicht angenommen, und der Rath der Kaiserin wurde nicht gehört. Ihre Forderungen waren fruchtlos, und der Reichstag bestätigte alles dasjenige, was auf den vorigen zum Nachtheil der Dissidenten war beschlossen worden. Diese ergriffen also das einige ihnen noch übrige Mittel, die ihnen entrissenen Gerechtsamen zu vertheidigen, und machten eine Conföderation, welche die Kaiserin in ihren Schutz nahm, und zugleich den ganzen **pohlnischen** Adel einlud, einen ausserordentlichen Reichstag zu halten, um den Zerrüttungen des Staates abzuhelfen. Sie ließ dem Könige und der Republik vorstellen, daß die Dissidenten unterdrückt würden; daß die Kaiserin ihnen Kraft der ältern Verträge ihren ganzen Schutz schuldig sey, besonders denen von der **griechischen** Kirche, welche ehedem fünf Bißthümer gehabt, von welchen ihnen ihre Feinde nach und nach deren vier entrissen hatten; die Wiederherstellung der Dissidenten sey eine bloß bürgerliche Sa-

che, und gehe die Religion auf keine Weise an; sie könne daher auch den katholischen Theil nicht beunruhigen, obgleich die Schwärmerey nicht unterlasse, betrügliche Vorspiegelungen des Gegentheils zu machen. Sie lade daher die pohlnische Nation ein, die Folgen eines Verfahrens zu überlegen, welches die Republik um den sechsten Theil ihrer Glieder bringe; sie hoffe und erwarte, die ganze Nation werde den friedfertigen und menschlichen Maßregeln, welche sie derselben gegenwärtig vorschlage, Raum geben, und sie nicht zwingen, eine Parthey zu ergreiffen, von welcher sie sehr abgeneigt sey. Zugleich erkläre sie, daß sie jeden Pohlen, welcher sich wider die Dissidenten bewaffnen und sie angreiffen würde, für einen Aufrührer und Feind der Republik halten werde, und daß ihre Truppen Befehl hätten, sich dergleichen Gewaltthätigkeiten zu widersetzen, die Angreiffer zurück zu treiben, und sie zum Ersatze alles verursachten Schadens zu zwingen. Die Kaiserin glaube sich über allen Verdacht zu sehr erhaben, als daß man ihr einige besondere Absichten wider die Unabhängigkeit und die Vortheile der Republik beymessen könne; indessen wolle sie doch aus Nachsicht gegen die Zärtlichkeit einer republikanischen Regierungsform erklären, daß sie keine Ansprüche auf Pohlen mache, daß sie weit entfernt, bey dessen Unruhen ihre eigene Vergrößerung zu suchen, nichts mehr wünsche, als solche in dem Augenblicke, da sie den Ausbruch drohen beylegen zu können.

Sollte ja, wider ihre Absichten, der Geist der Zwietracht einen bürgerlichen und auswärtigen Krieg anflammen, wobey die Staten der Republik in Gefahr gerathen könnten, so leiste Ihre Kaiserliche Majestät für selbige die Gewähr, und werde jeden Friedens-Tractat verwerfen, welcher dieser Erklärung zuwider laufende Artikel enthalten würde c).„

Alle diese Maßregeln, Befehle und Drohungen vermehrten das Mißtrauen und die allgemeine Verwirrung. Es befanden sich in **Pohlen** während des Interregni zwey Commissionen, die eine für den Schatz oder die Finanzen, und die andere für den Krieg; in beyden hatte man die Mehrheit der Stimmen eingeführet. Die herrschende Parthey tadelte diese Neuerung, welche für das gemeine Beste nützlich aber ihren Absichten zuwider lief, und der schwächere Theil, welcher eine künftige Knechtschaft der gegenwärtigen Bedrückung vorzog, suchte die Hülfe **Rußlandes** eifriger als jemahls.

Durch die Agenten dieser Macht unterstützt, gelang es ihr endlich, die besondern Conföderationen in eine allgemeine Conföderation zu vereinigen, welche zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe einen ausserordentlichen Reichstag verlangte, welcher von der Kaiserin beschützet würde. Der **pohlnische** Adel schickte vier aus den ältesten Familien der Nation gewählte gevollmäch-

c) S. Die Beyl. N. 12.

tigte Minister nach **Petersburg** [d]), „welche der Kaiserin in ihrem Nahmen dankten, daß sie die Regierungsform, Gerechtsamen und Freyheiten der Republik so angelegentlich wieder herzustellen suchte, und sie im Nahmen der ganzen Nation baten, über dasjenige, was zur Erhaltung des Friedens und der Freyheiten jedes Bürgers auf dem Reichstage und in dessen Unterhandlungen mit dem Gesandten der Kaiserin beschlossen werden würde, die Gewähr zu leisten [e]). Die Kaiserin ließ die Republik von neuem versichern, daß die Unruhen, von welchen dieselbe zerrüttet würde, ihr als Freundin und Bundesgenossin gar sehr zu Herzen gingen [f]).

Als sich der Reichstag versammelt hatte, that die Kaiserin den Vorschlag, daß sie zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe auf immer ein Corps **russischer** Hülfstruppen in **Pohlen** unterhalten wolle, so wie solches ehedem in dem Tractate zu **Birzen** zwischen König **August** 3. und **Peter** 1. sey verglichen worden. Der Bischof von **Cracau**, der von **Kiov**, der Woiwode von **Cracau** und sein Sohn, wovon die drey ersten Senateurs, der letzte aber Landbothe von **Podolien**, waren, bestritten diesen und andere ähn-

d) Ludwig Pociey, General der littauischen Avant-Garte, Michael Vielhorsky, Haushofmeister von Littauen, Joseph Potoki, Groß Kronvorschneider, und Joseph Ossolinsky, Starost von Sendomir.

e) S. Die Beyl. N. 16.

f) S. Die Beyl. N. 18.

liche Vorschläge, weil sie den Dissidenten günstig wären, und auf die Unterjochung der Nation abzielten. Sie widersetzten sich auf den Landtagen der Wahl derer, von welchen sie wußten, daß sie für die Duldung waren. Sie machten ihre Gesinnungen schriftlich und mündlich bekannt, wandten auf dem Reichstage Vorstellungen, Befehle und sogar Drohungen an, um ihre Mitbürger dahin zu bringen, daß sie die Vorschläge der Kaiserin als gefährlich für die herrschende Religion und für den Staat ansehen möchten. Der Fürst Repnin, russischer Gesandter bey der Republik, ließ ihre Schritte und Maßregeln ausspähen. Er sahe gar bald, daß der große Haufe durch ihre Reden erhitzt wurde, und da er befürchtete, sie möchten dem Willen seiner Kaiserin unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, so ließ er sie von den russischen Truppen alle vier in der Nacht in Warschau aufheben, und sie aus der Stadt führen.

Dieser Schritt setzte die ganze Stadt in Bewegung. Die Furcht und Bestürzung ward allgemein. Der König und der versammelte Reichstag befahlen ihrem Residenten, dem Hrn. Pfarski, bey der Kaiserin auf das dringenste zu bitten, daß sie die in Verhaft genommenen Senateurs nebst dem Landbothen los geben möchte, und ihr vorzustellen, daß die ganze pohlnische Nation die Aufhebung der drey Senateurs und des Landbothen mitten in der Hauptstadt mit Verwunderung und Schmerzen erfahren habe. Wenn

die Kaiserin die Bewegungsgründe, den Charakter und die Umstände jedes der vier Gefangenen in Erwägung ziehen wolle, so würde sie Bewegungsgründe genug finden, ihr Mitleiden und ihre Großmuth vorwalten zu lassen. Sie möchte erwägen, was für Stellen sie bekleideten, welche nach ihrer Verhaftnehmung von niemanden könnten ersetzet werden; zwey Bißthümer wären jetzt ohne Hirten, die Bibliothek, die Zierde der Wissenschaft in Pohlen, habe ihre Stütze und ihren Vater verlohren; eine Woiwodschaft vermisse ihr Haupt, und die andere ihren Landbothen; der Woiwode sey ein tugendhafter, schwächlicher und bejahrter Mann, und sein junger Sohn sehe sich auf einmahl die Laufbahn verschlossen, welche er kaum betreten habe. Alle diese Umstände wären im Stande, die erhabene Seele ihrer Majestät zu erweichen, deren Macht der König und die Republik nicht nur gefürchtet, sondern auch geliebt zu sehen wünschten z).

Die Kaiserin blieb bey diesen Vorstellungen unbewegt. Sie ließ antworten, daß sie dem Verlangen des Königes und der Republik nicht willfahren könne, ohne den Mitteln zu entsagen, ihnen beyden den nützlichsten und dauerhaftesten Dienst zu leisten. Sie sey ihrer Grundsätze gewiß, und richte ihr Verfahren darnach ein. Ihr Minister in Pohlen habe weiter nichts gethan, als ihre Befehle vollzogen; er habe dasjenige bloß

z) Beyl. N. 15.

in Erfüllung gesetzet, was er in den vorher gegangenen Erklärungen der Kaiserin schon so oft öffentlich geäussert habe. Er habe vier Aufwiegler in Verhaft nehmen lassen, welche des Mitleids ihrer Nation unwürdig wären, welche aus Neigung, Gemüthsart und Gewohnheit geschworne Feinde aller Ruhe wären, und welche nach Vorzügen strebten, welche sich mit der Wohlfahrt des Staates nicht vereinigen liessen. Wenn man sie in Freyheit setzen wollte, so würde das eben so viel seyn, als die Republik ihnen Preis geben. Sie werde Ihre Achtung für den König und die Republik vielmehr durch den Schutz an den Tag legen, welchen sie würdigen Bürgern und Patrioten werde angedeihen lassen, als durch eine Gefälligkeit gegen unwürdige Personen, welche eben diesen Bürgern und Patrioten nicht anders als nachtheilig seyn könne h).

Diese Antwort brachte in dem ganzen Königreiche eine heftige Gährung hervor. Viele unter dem Adel sahen die Gegenwart der russischen Truppen äusserst ungern, und machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, ihren Mitbürgern vorzustellen, daß die Kaiserin von Rußland unter einem künstlichen Vorwande nichts als ehrgeitzige Absichten verberge, und einen Entwurf auszuführen suche, womit ihre Vorgänger schon seit langer Zeit umgegangen wären. Warum würde sie wohl, sagten sie, Pohlen mit ihren Truppen

h) S. Die Beyl. N. 14.

pen überschwemmen, wenn sie nicht die Absicht hätte, in demselben eigenmächtig zu herrschen, diejenigen, welche sich ihrem Willen widersetzen könnten, durch die Furcht im Zaume zu halten, und einen ihr ergebenen Fürsten auf den Thron zu setzen? Wozu nützen die Verstärkungen, welche unsere Provinzen überschwemmen? Gewiß nicht, sagten sie ganz laut, eine kleine Parthey zu unterstützen, um welche sie sich wenig bekümmert. Diese Kriegesrüstung verkündiget weit größere Absichten. Diese eigenmächtigen Handlungen überschreiten die Pflichten einer alliirten Macht sehr weit, und sind eben so viele Vorbothen der Knechtschaft, in welche sie uns stürzen will.

Nichts desto weniger wurde der Reichstag mit einem feyerlichen Tractate beschlossen, welcher unter russischer Gewähr errichtet wurde. Die Dissidenten wurden in ihre Gerechtsamen wieder hergestellet, und den übrigen Beschwerden der Nation wurde zum Theil abgeholfen. Allein dieser Schleyer der Eintracht und des Friedens verdeckte nichts als Spaltung und Unruhe. Einige fürchteten wirklich, die Kaiserin möchte die Freyheit ihres Vaterlandes untergraben; andere streueten es aus, ohne es wirklich zu fürchten, indem sie bloß eifersüchtig auf den Schutz waren, welchen die Kaiserin ihren Gegnern wiederfahren ließ. Die Katholischen hetzten ihre Anhänger auf; die Griechen und Protestanten baten die Russen um Hülfe. Das arme und raubgierige Volk eilete Haufenweise dahin, wo

es die meiste Beute zu machen hoffte. Alles schrie einmüthig über die auf den vorigen Reichstagen eingeschlichenen Mißbräuche, über die Ungültigkeit der auf denselben gemachten Beschlüsse, und über die Unterjochung Pohlens von einer auswärtigen Macht. Ueberall entstanden Conföderationen, welche sich endlich in eine allgemeine Confoderation vereinigten. Jede der einander entgegen gesetzten Partheyen nahm den Nahmen der Bürger und Patrioten an. Ein Theil der Nation kündigte dem andern den Krieg an, und das ganze Reich wurde mit Rauben und Morden angefüllet.

Die General-Confoderation, welche sich zu Bar versammelt hatte, um der Wachsamkeit der Russen und des Hofes zu Warschau zu entgehen, zog ihre Armeen in diese Gegenden. Die Haidamacken und zaporoskischen Kosaken, ein den Russen unterworfenes wildes Volk, welches bloß von Streifereyen lebt, bekriegten nicht allein die Confoderation, sondern verwüsteten auch unter dem Vorwande, die griechische Religion zu beschützen, die pohlnischen Provinzen zwischen dem Dnieper und Dniester. Sie streiften bis in das Gebiet der ottomannischen Pforte und verübten daselbst verschiedene Ausschweifungen. Eine russische Parthey gerieth in Verfolgung einiger Flüchtigen bey Balta, einer kleinen tartarischen Stadt an den Gränzen Neu-Reussens, auf das türkische Gebiet. Die Kaiserin ließ die Urheber die-

ser Ausschweifungen auf das strengste bestrafen, und trug ihrem Minister zu **Constantinopel** auf, dem Großherren ihr Mißfallen über diese Vorgänge zu bezeugen. Allein es war **muſulmanniſches** Blut dabey vergossen worden, und dieß war genug, die Pforte zum Kriege zu bewegen [i]).

Der kurz vorher ernannte Vizir ließ den 1ten Oct. 1768, den Hn. **Obreskow**, Minister der Kaiserin, in den kaiserlichen Pallast rufen, und demselben eine Declaration vorlesen, welche voll harter Beschuldigungen wider den **russischen** Hof war, worauf er von ihm verlangte, daß er gewisse der Kaiserin und dem Könige von **Pohlen** sehr unanständige Bedingungen noch denselben Augenblick unterschreiben sollte, widrigenfalls die Pforte seiner Kaiserin den Krieg ankündigen würde. Der Vizir konnte sich leicht vorstellen, daß der Minister sich zu keinem so schimpflichen Vertrage verstehen würde, welcher überdieß die Gewalt eines Ambassadeurs überschritt. Hr. **Obreskow** handelte seinem Amte und seiner Würde standhaft gemäß, und weigerte sich förmlich, diese Schrift zu unterzeichnen. So gleich ließ der Divan ihn mit seinem ganzen Gefolge, welches ihn zur Audienz begleitet hatte, in Ver-

i) Der Verfasser vergisset sehr weislich, daß der ganze gegenwärtige Krieg ein Werk der französischen Staatskunst war, welche dadurch den in die Enge getriebenen Conföderirten in Pohlen Luft machen wollte, und daß die von der Pforte angeführten Beschwerden zwar der Vorwand, nicht aber die wahre Ursache des Krieges waren. Der Uebersezer.

haft nehmen, und ihn in die sieben Thürme setzen.

Dieser gewaltthätigen Handlung folgte die Kriegeserklärung auf dem Fuße nach. Die Pforte führte in ihrem Manifest k) folgende Beschwerden an: „Der russische Hof habe auf seinen Gränzen eine Menge Festungen aufführen und sie mit Truppen und Kriegesbedürfnissen versehen lassen; er habe der Republik Pohlen mit Gewalt und wider ihren Willen einen König aufgedrungen, welcher des Thrones unwürdig sey, weil er nicht aus königlichem Geblüte entsprungen sey; er habe anfänglich versprochen, nicht mehr als 7000 Mann in Pohlen einrücken zu lassen, habe aber eine weit größere Anzahl dahin geschickt; die Pforte habe der Kaiserin wohlmeinend gerathen, solche zurück zu ziehen, und ihren Residenten in Constantinopel aufgefordert, eine Zeit dazu zu bestimmen, allein dieser habe sehr unbestimmt geantwortet, und die Sache von einer Zeit zur andern verschoben; ein Corps russischer Truppen sey mit Geschütz bis nach Balta vorgerückt, und habe über tausend Personen, sowohl Männer, als Weiber und Kinder niedergemacht; der russische Hof habe diese Feindseligkeit auf die Haidamacken geschoben, und geantwortet, daß sie bestraft werden sollten, ob es gleich weltkündig sey, daß dieses Volk niemahls schweres Geschütz bey sich führe; als der Divan den russischen Residenten gefragt, wenn die russi-

k) S. die Beyl. N. 20.

schen Truppen Pohlen räumen würden, so habe er geantwortet, daß solches nicht eher geschehen könne, als bis sich alle Pohlen dem Könige unterworfen hätten; die Verträge von 1158 und 1159 verbänden beyde Höfe, allem demjenigen auf das schleunigste abzuhelfen, was dem Frieden nachtheilig seyn könnte; die Verletzung dieser Tractaten von Seiten Rußlands sey unleugbar; und endlich so hätten auch die großen Ullemas die vornehmsten Geistlichen) auf Befragen durch ihr heiliges Fetfa (Urtheil oder Bedenken) geantwortet, daß der Krieg wider Rußland unumgänglich nothwendig wäre.„

Der russische Hof antwortete: „er habe keine Festungen an den ottomannischen Gränzen bauen lassen; die unbestimmte Art, womit diese Beschuldigung ohne allen Beweis und ohne alle Umstände vorgebracht worden, beweise hinlänglich, daß sie ungegründet sey; der Zug schweres Geschützes, welchen die Haidamacken, welche die Ausschweifungen zu Balta verübt, bey sich gehabt hätten, habe bloß in einer eisernen Kanone bestanden, welche sie von den Gütern eines pohlnischen Herren mitgenommen gehabt; der russische Hof habe der Pforte bey dieser Gelegenheit die schleunigste Genugthuung gegeben; die Verbrecher wären auf das strengste auf eben die Art bestrafet worden, wie man in Rußland alle schwere Verbrecher zu bestrafen pflege; um ihre Bestrafung desto exemplarischer zu machen, habe man sie in drey Haufen getheilet, wovon

der eine an den Gränzen vor Balta; der andere an den pohlnischen Gränzen, und der dritte mitten in ihrem eigenen Lande gestrafet worden; man habe auch der Pforte durch den russischen Minister davon Nachricht gegeben; ein um deswillen angefangener Krieg, weil in Pohlen ein König erwählet worden, der nicht aus königlichem Geblüte herstamme, sey eine Erscheinung, die man nicht anders als durch die dem Divan gemachten Vorspiegelungen erklären könne; Rußland habe bloß darum an den pohlnischen Angelegenheiten Theil genommen, weil die Pohlen selbst durch eine feyerliche Gesandtschaft dasselbe um Beystand ersucht hätten; die russischen Truppen hätten nichts gethan, was ihnen nicht von den Conföderations-Marschällen wäre befohlen worden; ihrer Gegenwart habe man die Ordnung und Ruhe auf den vorigen Reichstagen zu danken; ihre Bewegungen hätten auf nichts anders abgezielet, als einige unruhige Gemüther, welche sich der höchsten und gesetzgebenden Macht, nicht des Königes, sondern der Republik widersetzten, zum Gehorsame zu bringen; Rußland gebe es der Pforte selbst anheim, zu erwägen, was für Vorschläge sie ihr zu thun im Stande gewesen, was für Absichten sie wider ihr Vaterland im Schilde geführet, von was für despotischen Grundsätzen sie belebt worden, was für eine allgemeine Zerrüttung sie in Pohlen würden angerichtet haben, und wie vieler Nachtheil selbst für die Türkey daraus würde entstanden seyn,

wenn nicht die Gegenwart der russischen Truppen, welche zu allen Zeiten mit den Truppen, der Republik gemeinschaftlich gehandelt, sie an der Ausführung ihrer schädlichen Absichten gehindert hätten; der russische Hof habe sich in den pohlnischen Angelegenheiten so verhalten, wie es die Pforte um ihres wahren Nutzens willen selbst wünschen müßte, und habe dieser nicht den geringsten Vorwand zum Kriege gegeben; nichts desto weniger verrathe die Art, wie sie mit Rußland breche, so viele Bitterkeit, als man nur gegen den unversöhnlichsten Feind an den Tag legen könne, an welchen man sich nicht früh genug rächen könne; man habe den russischen Minister in Verhaft genommen, ihn in die sieben Thürme gesetzt, ihn auf eine unmenschliche Art in ein tiefes Gefängniß eingesperrt, und ihm nicht ehe einen Ort verstattet, in welchen einiges Tageslicht fallen könne, als bis sein Leben in augenscheinlicher Gefahr gewesen; jeder Staat habe zwar seine eigenen Gebräuche, allein Gewaltthätigkeit und Unmenschlichkeit lasse sich mit nichts rechtfertigen; in dem vorigen Kriege zwischen Rußland und der Pforte habe sich diese nicht an die Freyheit des russischen Ministers vergriffen, sondern ihn mit einer Bedeckung an die russischen Gränzen bringen lassen; wenn die Pforte die Unbilligkeit ihrer ersten Hitze einsehen werde, so werde sie ohne Zweifel die Strenge selbst verdammen, welche sie an einem Minister ausgeübt, der sich unter dem Schutze eines förmlichen Tractates bey

ihr befunden habe; **Rußland** habe alle Artikel des mit der Pforte bestehenden ewigen Friedens auf das gewissenhafteste erfüllet und überlasse seine Sache und den Erfolg seiner Waffen der Vorsehung des Höchsten; es habe seinen getreuen Unterthanen und dem menschlichen Geschlechte die Ströhme Blutes ersparen wollen, welche die Mißhelligkeit zweyer mächtiger Nationen kosten könnte, und sey daher vor Gott und Menschen an allem daraus erfolgendem Uebel unschuldig [1]).„

Da nun die Vernunft beyde Mächte nicht mehr aussöhnen konnte, so entsagten sie dem menschlichen Rechte, nahmen ihre Zuflucht zur Gewalt und kündigten sich den Krieg an. Doch war bey diesem Bruche keine andere Macht mit verwickelt. **England**, **Frankreich** und das Reich waren durch einen langwierigen Krieg ermüdet, und brauchten Ruhe. Das vereinigte Haus **Bourbon** beschäftigte sich mit seinen Zänkereyen mit dem **römischen** Stuhle. Der Hof zu **Wien** unterhandelte seit langer Zeit bey der Pforte, um den 1739 geschlossenen 27 jährigen Stillstand verlängern oder vielmehr erneuern zu lassen. Er machte sich den Einfluß zu Nutze, welchen **Frankreich** zu **Constantinopel** hatte, so daß der Stillstand in einen ewigen Frieden verwandelt wurde. Es schien, daß **Schweden**, der alte Bundesgenosse der Pforte, einige Absicht hätte, dieselbe zu unterstützen. Die großen

1) Beyl. N. 22.

Aussichten der Katharina erstreckten sich sowohl auf dieses Reich als auf Pohlen, und gingen dahin, eben dieselben Auftritte daselbst zu veranlassen. Um sich ihnen zu widersetzen, mußte die Regierungsform geändert werden. Die Veränderung wurde versucht; allein der Versuch schlug fehl, und Schweden blieb ruhig.

So war auch das ganze übrige Europa ein ruhiger Zuschauer der Kriegesrüstungen beyder großen Mächte, erwartete den Erfolg, und bestimmte ihn bereits vorher. Auf der einen Seite eine durch die Knechtschaft geschwächte Nation, deren Eigenthum von der Willkühr des Oberherren abhänget, welche in dem Kriege nicht das allgemeine Beste, sondern jeder seinen eigenen Vortheil sucht, welche folglich räuberisch und der Zucht gehässig, übrigens aber stark, und aus Neigung und Aberglauben persönlich tapfer ist, welche aus Armuth mäßig ist, und der es an erfahrnen Anführern und hinlänglichen Kenntnissen fehlet, von seiner Macht Gebrauch zu machen. Auf der andern Seite ein eben so sclavisches Volk, dessen Herr aber von seinen wahren Vortheilen unterrichtet ist, welches nach beständigen Gesetzen, die es wenigstens auf eine Zeitlang sind, oder von ehrwürdigen Gebräuchen regieret wird, welches mäßig, geduldig, der Zucht unterworfen, herzhaft und sowohl von Natur als nach Gründen religiös ist, welches seit langer Zeit alle Künste, vornähmlich aber die Kriegskunst übet. Europa hofte ein großes Beyspiel

zu erleben, und den Unterschied bestätiget zu sehen, welchen die Vernunft zwischen einem Volke, welches von seinem Oberherren unterrichtet und erleuchtet worden, und zwischen einem Volke, welches von dem Despotismus in der tiefsten Unwissenheit erhalten wird, entdecken würde.

Die Kaiserin von **Rußland** entschloß sich, ihren Feind an so vielen Orten zu beschäftigen, als nöthig seyn würde, um ihn aus **Pohlen** und von ihren Ländern abzuhalten. Die **Türkey** gränzet von Morgen bis gegen Abend in einem Striche von ungefähr 600 Stunden an **Pohlen** und an **Rußland**. Diese ungeheure Gränze mußte besetzt werden, um sie entweder anzugreifen, oder zu vertheidigen. Die Hauptarmee, welche unter dem Fürsten **Gallitzin** stand, sollte in die **Moldau** dringen und dadurch **Pohlen** decken. Die zweyte Armee, welche der General-Gouverneur der **Ukräne**, der Graf **Romanzow** anführete, wurde in diese Provinz geschickt, um sie gegen die Tartarn aus **Bessarabien**, die **Crimm** und **Nogai** zu vertheidigen, welche ihr mit einem Einfalle droheten. Dieser General hatte Befehl den General-Lieutenant **Berg** mit einem Corps **rußischer** Truppen und 16000 **Kalmucken** nach **Perecop** zu schicken, um die **Crimmischen** Tartarn im Zaume zu halten, und sie an die Verwüstung **ihres** Landes in den Jahren 1736 und 1737 als eine Ahndung für die Grausamkeiten, welche sie an den rußischen Gränzen begangen hatten, zu erinnern.

Man mußte die Macht eines Feindes theilen, welcher eine unzählige Menge in das Feld stellen konnte. Der General-Major **Medem** erhielt daher Befehl, mit einigen regulären Truppen und einem Corps **donischer Kosaken** und **Kalmucken**, welche von ihrem **Namesnik** oder **Vice-Kan** angeführet wurden, gegen diejenigen Völker in das Feld zu rücken, welche von der Mündung des **Don** und der **Wolga** an bis an den **Caucasus** und von den östlichen Küsten des schwarzen Meeres oder von dem **azowschen** Meere an bis an das schwarze Meer wohnen. Die **türkischen** Provinzen, woraus der Großherr seine meisten und besten Truppen ziehet, liegen jenseit des **Caucasus**, und umgeben die in diesen Gegenden wohnenden christlichen Nationen, welche von jeher bald der Schrecken, bald aber auch das Opfer ihrer Nachbarn gewesen sind. Sie werden von Fürsten regiert, welche sich **Zaren** nennen, worunter der berühmte **Heraklius**, **Dadian** sein Schwiegervater, **Guriel** und **Salomon**, welche in **Cartalinien**, **Mingrelien**, **Guriel** und **Imirette** regieren, die vornehmsten waren. Barbarey, Unwissenheit, Mißbrauch der Macht, Uneinigkeiten und Kriege gehen immer mit einander in Gesellschaft. Diese kleinen Fürsten, welche unter sich uneinig waren, wurden durch **Rußlands** Unterhandlungen vereiniget. Die Hoffnung, das **ottomannische** Joch abzuwerfen, die Begierde nach Beute, der durch die vorigen Kriege,

durch die Tyranney, oder durch den Unterschied der Religion veranlaßte Haß, bewogen die Häupter dieser Völker zu den Waffen zu greiffen.

Rußland ließ eine Verstärkung von Truppen zu dem Heere von 4000 Mann stoßen, welches sie aufbrachten, und der Graf von Totleben, welchen seine sonderbaren Schicksale berühmt gemacht haben, ging von Petersburg nach Teflis, die Aufsicht über ihre Unternehmungen zu führen. Sie sollten von der Seite Erzeron oder Trebisond in die an Georgien stoßenden Provinzen einfallen. Die Fürsten von Georgien waren desto geneigter, ihre Unternehmung zu unterstützen, da sie seit langer Zeit die Kränkung hatten, zu sehen, daß ihre vornehmsten Städte und besonders ihre Seestädte mit türkischen Truppen besetzt wurden. Was sie am meisten befürchteten, das war ein Einfall der Lesgis und der dageſtaniſchen Tartarn, welche eine lange Reihe von Bergen an dem caſpiſchen Meere bewohnen. Das beste Mittel, sie im Zaume zu halten, war, die Hohlwege mit Truppen zu besetzen, durch welche diese Barbaren gehen mußten.

In Mittag zog sich ein anderes Gewitter über die Türkey zusammen. Die Montenegriner, ein Volck, welches an Griechenland und Dalmatien gränzet, und an Kriegen und Rauben gewöhnt ist, hatte hinter seinen Bergen mehr als einmahl der ganzen ottomanniſchen Macht

Trotz gebothen. Sie bekennen sich zur griechischen Religion und stehen seit der Regierung Peters I unter dem Schutze Rußlandes. Dieser Hof ließ ihnen vorstellen, daß sie sich dieser Gelegenheit bedienen möchten, ihren Feind mit Vortheil anzugreiffen, und sich von seiner Tyranney zu befreyen. Er both ihnen Geld, Geschütz, Kriegsbedürfnisse, Officier, und den Fürsten Dolgorucki an, welcher sie mit seinem Rathe unterstützen sollte. Um eben die Zeit gab sich ein Abentheurer Stephano Piccolo oder der kleine Stephen bey den Montenegrinern für den Kaiser Peter 3 aus, und brachte es bey ihrer Unwissenheit und Leichtgläubigkeit wirklich dahin, daß sie ihn für ihren Herren annahmen. Allein, da sie endlich ihren Irrthum erkannten, entschlossen sie sich, die rußischen Anerbiethungen anzunehmen und der Pforte eine Diversion zu machen, welche sie desto mehr beunruhigen mußte, da die Einwohner der an die Montenegriner stoßenden Provinzen sich zur griechischen Religion bekennen, und es daher zu befürchten war, die Empörung möchte sich über Albanien durch ganz Griechenland verbreiten.

So wurde das ottomannische Reich von den Gränzen Italiens an bis nach Persien an sechs verschiedenen Orten bedrohet; allein dieser schon an sich sehr große Entwurf, wurde noch mehr vergrößert. Eine rußische Flotte segelte um ganz Europa, ging durch die Meerenge bey Gibraltar und verbreitete in der süd-

lichen Türkey Aufstand und Schrecken. Diese in dem mittelländischen Meere unbekannte Erscheinung war sehr geschickt, den Montenegrinern Muth einzuflößen, eine große Menge türkischer Truppen in den südlichen Provinzen zurück zu halten, und eine gefährliche Gährung in Griechenland hervor zu bringen, welches noch immer eine heimliche Neigung zur Freyheit bey sich ernähret.

Diese Flotte segelte in zwey Geschwadern aus den Häfen des baltischen Meeres. Das erste, welches von dem Admiral Spiritow angeführet wurde, bestand aus fünf Schiffen von 80, aus sechs von 70, aus zwey von 32 Kanonen, aus drey Bombardier-Galioten und zwey Transport-Schiffen. Die dreyzehen Schiffe von der Linie hatten fünf große Schaluppen, und 39 kleine, nebst vier zerlegten Galeeren und ausser dem Schiffsgeschütze 60 Landkanonen auf Laffeten bey sich. Das Schiffsvolk bestand in 8910 Matrosen und 1660 Soldaten.

Die zweyte Flotte, welche der Contre-Admiral Elphinston, ein Engländer in Diensten der Kaiserin, anführete, bestand aus vier Schiffen von 60, aus zwey von 54, und zwey von 32 Kanonen, nebst fünf Bombardier-Galioten, zwey Pinken, zwey Galeren, drey Halbgaleren, drey großen Schaluppen und 24 kleinen. Zum Schiffsvolke gehöreten 3960 Matrosen und 860 Soldaten. Die meisten christlichen Mächte waren um die Erlaubniß ersucht worden, daß diese

Geschwader in ihre Häfen einlaufen dürften, wenn sie irgendwo nach einer so langen Reise der Ruhe und Erquickung nöthig hätten; einige hatten es ganz bewilliget, andere zum Theil.

Zu diesen großen Anstalten kam noch die Absicht, eine eigene Flotte in Osten von **Constantinopel** auszurüsten, um die **Crimmischen** Tartarn im Zaume zu halten, und die Gemeinschaft **Asiens** mit dieser Halbinsel zu hindern, oder doch zu erschweren. Die Kaiserin befahl, in dem Gouvernement **Noronesch** eine Flotte auszurüsten, welche den **Don** hinunter in das schwarze Meer laufen sollte. Sie sollte aus 65 Schiffen, sowohl an Galeren, als Halbgaleren, Prahmen und Fahrzeugen bestehen, welche mit 12400 Matrosen und Soldaten und 1035 Kanonen von 25 Pfund bis zu den kleinsten Kalibern besetzt werden sollten. Indessen besserte man die Festungen **Asov** und **Taganroc** aus, welche seit dreyßig Jahren verlassen waren, legte eine ansehnliche Besatzung hinein und versahe sie mit dem nöthigen Geschütze.

Indem man nun in Rußland an diesem grossen Entwurfe, der des erhabenen Geistes der Kaiserin so würdig war, arbeitete, weideten sich der Großherr und sein Divan mit Hoffnungen. Ein Despot glaubt immer leicht, daß er mit seinen Feinden so umgehen könne, als mit seinen **Unterthanen**. Der Großherr, welcher sich auf die Versprechungen verließ, welche ihm die Conföderirten durch den Grafen **Potocki**, und den

Bischof von Kaminieck, Krasinsky, thun ließen, schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Russen aus Pohlen zu verjagen und Podolien, Volhinien und andere Provinzen jenseit des Dnipers in Besitz zu nehmen. Der Divan beschloß, daß drey türkische oder tartarische Armeen wider Rußland in Bewegung gesetzt werden sollten, die eine auf der Seite von Pohlen, die zweyte in der Ukräne, und die dritte bey Astrakan. Die Hauptarmee sollte nach Kotchim (Choczim) rücken, und bey diesem Orte über den Dnieſter gehen, und zwar mit Beyhülfe der Conföderirten, welche aufgefordert wurden, in diesem Stücke ihr Versprechen zu erfüllen, Magazine an diesem Flusse anzulegen, und daselbst eine Armee von 80000 Mann zusammen zu ziehen, um den Türken den Uebergang zu erleichtern, die rußischen Truppen aufzuhalten, und ihnen in den Rücken zu kommen m). Man hoffte, daß die bloße Gegenwart der vereinigten Armeen hinreichend seyn würde, Kaminieck einzunehmen, und die Russen zu nöthigen, sich in ihr Land zurück zu ziehen, wohin man sie verfolgen wollte. Der Kan von der Crimm erhielt Befehl, mit seinen Tartarn in die Ukräne einzufallen, die Flotte des Großherren

m) Des Serasklers, der die türkische Armee in der Moldau anführete, lateinisches Schreiben an eines der Häupter der Conföderirten. Dieser Brief wurde bey dem General Dowlavski gefunden, welchen die rußischen Truppen im September desselben Jahres gefangen bekamen.

ren aber sollte das schwarze Meer decken, und sich nach Azow begeben, daselbst die Feindseligkeiten anzufangen.

Das ganze türkische Reich war auf Befehl des Großherren in Bewegung. Er zog ungeheure Summen aus seinem Schatze, welche sich, wie man sagte, auf 350 Millionen Piasters beliefen. Man legte große Magazine längs der Donau an, und alle Plätze, von dem Dnieſter an bis in die Tartarey wurden mit Kriegsvorrath angefüllet. Die Griechen erhielten Befehl ihre Waffen abzuliefern; einige gehorchten, und gaben die untauglichsten ab. Man sagt, daß die Einwohner von Scio und Morea sich weigerten, die ihrigen herzugeben, indem sie sich damit entschuldiget, daß sie sich damit wider die Räuber vertheidigen müßten. Von allen Seiten rückten die Truppen an. Es kamen ihrer aus Natolien, Albanien, Bosnien, Romelien und selbst aus Erzerum. Aus Cairo wurden 6000 Janitscharen geschickt; ein Abgeordneter der Leskis, welche den Caucasus bewohnen, both dem Sultan 50000 Mann an, welche angenommen, und nach Astrakan bestimmt wurden. Abdi, Bacha von Cigny, führte 2000 Reuter herbey, welche fast insgesammt aus Räubern bestanden; er hatte ihrer über 4000, allein die meisten weigerten sich, über den Canal bey Constantinopel zu gehen. Ein Haufe Reuter kam von Trebisond. Die zu Smirna angeworbenen Truppen waren disci-

plinirt und begingen keine Ausschweifungen; die übrigen, welche in die Hauptstadt vertheilet waren, lebten daselbst wie die Räuber. Ungeachtet der Verbothe des Großherrrn, begegneten sie den Einwohnern der Stadt feindlich, und verheereten die umliegende Gegend. Das Brot fehlete in **Constantinopel** viele Tage lang, man schlug sich darum in den Bäckerläden, und alle Lebensmittel waren in einem ungeheuren Preise. Der Kriegesstand und der Krieg sind in der **Türkey**, so zu sagen, die einigen Gegenstände des Eigennutzes und des Ehrgeitzes. Eine wilde Hitze begeisterte den großen Haufen, und die Christen, der beständige Gegenstand seines Hasses, waren die vornehmsten Opfer seiner Wuth. Die Soldaten liefen bewafnet durch die Gassen, und schossen unter das Volk; viele Muselmänner kamen auf diese Art durch diese Unsinnigen um ihr Leben. Ihre Wuth erstreckte sich bis auf den Hrn. **Brognard**, den Internuntius der Kaiserin Königin, auf seine Gemahlin und Töchter und auf den **engländischen** Gesandten.

Die öffentlichen Handlungen der Morgenländer geschehen selten ohne eine gesetzmäßige Feyerlichkeit. Das Zeichen, welches dem Volke die bevorstehende Versammlung der Truppen bey dem Anfange des Feldzuges verkündiget, ist ein Roßschweif, der mit den heiligsten Gebräuchen der mahomedanischen Religion eingeweihet worden, und unten an der Treppe im Hofe des Pallastes

des Groß-Veziers, unter Abfeuerung des kleinen Gewehres und mit andächtigen Gebeten um den Fortgang der ottomannischen Waffen aufgesteckt wird. Man trägt hierauf diesen Schweif an den zum ersten Lager bestimmten Ort.

Vor den Truppen gehen die verschiedenen Handwerker, welche sie begleiten sollen, in feyerlicher Ordnung her. Der Groß-Prevot fängt diesen Zug mit seiner Miliz an. Auf ihn folgt ein von Ochsen gezogener Wagen, welchen ein Mann führet, der zugleich Getreide säet, als ein Sinnbild des von dem ersten Menschen getriebenen Ackerbaues. Zu gleicher Zeit betet er zum Himmel, sowohl um das Glück der Waffen des Großherren, als auch um den Untergang seiner Feinde und aller Christen, worauf das Volk mehrmahls Amen! schreyet. Auf diesen Ackermann folgt ein junger Mensch, welcher den Alkoran hält, und unter einem Himmel auf einem Kamehle sitzet. Hierauf folgen die Zünfte der Handwerker, so daß vor jeder ein Haufe bewaffneter Miliz hergehet, und ein Triumphwagen, der ihre Beschäftigungen vorstellet, sie begleitet. Die Truppen folgen diesem Vortrabe in wenig Tagen nach.

Der **engländische** Gesandte wollte einem Corps von 20000 Janitscharen zusehen, welches aus **Constantinopel** aufbrach und sich nach **Davud-Bacha**, einem Sammelplatze eine Stunde von der Hauptstadt begeben sollte. Sie machten 101 Compagnien aus und zogen mit klin-

genden Fahnen. Vor jeder Compagnie befanden sich ihre Officier zu Pferde und zwey Dervis, welche allerley Instrumente spielten, die Soldaten wie die alten Barden der Celten aufmunterten, und ihnen den Sieg versprachen. Der Ambassadeur wollte durch ihren Zug gehen, und sich in das Haus, welches er gemiethet hatte, begeben; allein er wurde in Verhaft genommen und übel behandelt, welches doch auf Befehl eines Officiers so gleich aufhörete.

Eine Feyerlichkeit, welche die Religion ehrwürdig, die Eitelkeit aber prächtig macht, ist die Ueberbringung des Sangiak-Scherif, oder der Fahne des Mahomed in das Lager. Dieses Heiligthum ist der Wachsamkeit der Emirs anvertrauet, welche sich für Abkömmlinge des Propheten ausgeben; ein Adel, der selbst in den Augen der Muselmänner sehr ungewiß ist. Die Fahne wird in einem grünen Futteral von einem Emir zu Pferde getragen, welchen der übrige heilige Hause umgibt. Jeder von einer andern Religion, der die Fahne ansiehet, verdienet den Tod, wenn er nicht den Augenblick den Propheten anbetet und dessen Religion annimmt. Der Groß-Vezier folgt den Emirs, mit prächtigen Kleidern angethan, von den Ministern und vornehmen Bedienten des Hofes, und von tausend Spahis und tausend Janitscharen begleitet. Dieser Zug, welcher aus fast 5000 Mann bestehet gehet langsam vor einem unzähligen Haufen her; der Auf-

zug ist artig anzusehen, ist aber zugleich ein trauriges Beyspiel des Stolzes, des Aberglaubens, der Barbarey und der Knechtschaft, aller der Irrthümer, welche dem menschlichen Geschlechte so verderblich sind.

Der Inter-Nuncius der Kaiserin Königin wollte diesen Auszug mit ansehen, und begab sich den Tag vorher den 26 März 1769 mit seiner Familie und Bedienten 20 Personen stark, aus der Stadt in ein Haus, welches ihm die Pforte auf sein Bitten angewiesen hatte. Das Haus nahe daran gehörte einem Emir. Dieser welcher neidisch darüber war, daß man nicht das seinige gemiethet hatte, wiegelte das Volk auf, und sagte zu dem Dolmetscher des Ministers, daß er das Haus räumen müsse, weil die Fremden daselbst nicht sicher wären. Sogleich drangen dreyssig Mann hinein, trieben den Minister und sein Gefolge hinaus, mißhandelten sie mit Schmähungen, und schlugen sie so gar mit Stöcken und Säbeln. Sein Beichtvater wurde verwundet. Ein Officier und zehen Albaneser, welche von dem Lärm Nachricht bekamen, wurden mit den Türken handgemein, um den Minister zu befreyen; allein das Geld der Fremden that das beßte, sie gaben alles hin, was sie bey sich hatten, und wurden in die Thorwache geführet. Der Seimen-Bachi schickte ihnen zwey Officiers und zwanzig Soldaten zu ihrer Sicherheit und ließ sie in ein benachbartes Haus führen, wo sie dem Zuge in Sicherheit zusehen sollten. Da der Internun-

cius es nicht für rathsam hielt, mit Frauenzimmern da zu bleiben, so schickte er sie in einen Kramladen, und begab sich mit den Mannspersonen in ein Haus nicht weit davon, und brauchte so gar die Vorsicht, daß er Jalousien vor alle Fenster setzen ließ.

Der Anfang des Zuges ging ruhig vorbey; allein als die Fahne Mahomeds kam, so wurde auf allen Seiten geschrien, daß die Ungläubigen sich wegbegeben sollten, und wenn ein Muselmann wüßte, daß einige bey ihm versteckt wären, so sollte er sie angeben, oder er würde am Tage des Gerichts dafür gestraft werden. In dieses Geschrey mengte sich das Geschrey der Fremden, welche aus einer unverständigen Neugier herbey gekommen waren. So bald sie entdeckt waren, schmähete und mißhandelte man sie; viele verlohren so gar ihr Leben. Die Andächtigen unter den Türken glichen wüthenden Verschwornen, welche mit dem Dolche in der Hand auf den Gegenstand ihres Hasses losstürmten. Als die Emirs an den Kramladen kamen, worin sich des Herrn von Brognard Gattin und Töchter befanden, so wurde geschrien, daß sich Ungläubige in diesem Hause befänden; sogleich stürmte man auf dasselbe zu, sprengte die Thüren auf, und schleppte sie auf die Gasse. Kaum daß sie noch mit dem bey sich habenden Gelde, und ihren Uhren, und Ohrengehenken ihr Leben erkauften, und Freyheit erhielten, in das Haus zu gehen, worin sich der Internuncius befand. Die

Pforte, welche einen Aufstand befürchtete, ließ eine Wache davor setzen, verdoppelte die Gassenwachen, ließ den Minister den andern Tag mit einer Bedeckung in sein Quartier bringen, und ließ sich den folgenden Tag durch einen Dolmetscher bey ihm entschuldigen, mit dem Versprechen, daß er die gehörige Genugthuung haben sollte. Der Nakib oder Fahnenträger wurde abgesetzt, und viele Emirs verschwanden; allein man hat nicht erfahren, ob die Schuldigen wirklich bestraft worden.

Mehr Achtung bezeigte die Pforte gegen die Vorstellungen des englandischen Gesandten und des preussischen Envoye', welche um die Befreyung des russischen Ministers anhielten. Die Pforte nahm ihn wirklich aus seinem Gefängnisse, und ließ ihn mit seinem ganzen Gefolge unter einer Bedeckung von 1000 Janitscharen in das Lager zu Davud-Bacha bringen. Seine Gezelte wurden neben dem Quartier des Groß-Veziers aufgeschlagen, der sie mit seiner Wache besetzen ließ. Man machte so gar Hoffnung, daß er an den türkischen Gränzen seine völlige Freyheit erhalten würde.

Der Kaiser kam den 2ten April in das Lager. Nachdem er daselbst zu Mittage gespeiset hatte, ließ er die Gezelte abbrechen und befahl dem Groß-Vezier mit den Truppen auf zu brechen. Er begleitete die Fahne Mahomeds eine Zeitlang zu Pferde, und ging hierauf wieder in das Serail zurück, ob man gleich einige Zeit vorher ver-

sichert hatte, daß er selbst mit zu Felde gehen wolle.

Als die türkische Armee über die Donau ging, so bestand sie bey nahe aus 500000 Mann, worunter 300000 Soldaten waren. Man hatte hinlänglich für ihren Unterhalt gesorgt, indem man zu Izarchia sehr große Magazine von Lebensmitteln angelegt hatte, welche von beyden Seiten des Flusses waren zusammen geführet worden. Ueberdieß befanden sich noch viele andere Magazine von diesem Orte an bis nach Korchim. Es wurde sogar auf Befehl des Groß-Herren vieles Getreide in den Wäldern und Gebirgen der Moldau in die Erde vergraben. Allein dieser ungezogene Hause war eben so schwer zu ernähren, als zu regieren. Er nahm gar bald ab, so wie das große Wasser bey einer Ueberschwemmung, indem der größte Theil, der über seine Befehlshaber aufgebracht war, und vielleicht schon jetzt die Hoffnung aufgab, die Vortheile in diesem Kriege zu finden, womit man ihm geschmeichelt hatte, wieder in die ottomannischen Provinzen zurück eilte.

Der Khan der Tartarn machte mit ungefähr 100000 Mann von seiner Nation den Vortrab aus. Es stieß ein großer Hause von Türken zu ihm, und dieses Heer brach in Neu-Servien ein. Es verwüstete das flache Land, führete einiges Vieh weg, und tödtete oder bemächtigte sich der Einwohner, welche nicht früh genug in die Städte geflohen waren. Obgleich

dieser Einfall der türkischen Nation nicht den geringsten Nutzen brachte, so stellte man ihr solchen doch als eine sehr wichtige Unternehmung vor. Man vergrößerte die Beute und die Zahl der Gefangenen, und da diese wirklich weit kleiner war, als man vorgegeben hatte, und man sich daher vor dem scharfsichtigen Auge des Volks fürchtete, so gab man vor, es sey auf dem Rückzuge eine Brücke, über welche die Armee gehen müssen, gebrochen, bey welcher Gelegenheit der größte Theil der gefangenen Ungläubigen ertrunken sey, doch sey dabey kein Türk oder Tartar umgekommen. Solche Unwahrheiten, welche kaum auf ein Paar Augenblicke helfen, schwächen das Vertrauen des Volks und schaden für die ganze Zukunft. Eine große Menge Türken und Tartarn kam bey diesem Streifzuge vor Kälte und Elend um, und der Großherr, welcher dieses kleine Glück öffentlich vergrößern ließ, beschuldigte den Khan der Tartarn der Unbesonnenheit oder gar der Verrätherey und entsetzte ihn seiner Würde.

Was die Flotte betrifft, welche für das schwarze Meer bestimmt war, so hatte man sehr große Zurüstungen dazu gemacht. Zwey Kriegesschiffe waren zu Constantinopel von Stapel gelassen worden, und sieben andere lagen noch auf den Werften. Man versicherte, daß sechzig Halbgaleeren ausgerüstet werden sollten; allein man hat von ihnen eben so wenig weiter etwas gehöret, als von der Armee, welche nach Astrakan gehen sollte. Aus den vielen Trümmern von Schif-

fen, welche man auf diesem Meere und an den Küsten von Asow herum treiben sahe, schloß man, daß diese Flotte von einem Ungewitter zerstreuet oder zu Grunde gerichtet worden.

Nachdem die türkische Armee über die Donau gegangen war, rückte sie durch die Moldau und näherte sich in mehrern Abtheilungen den pohlnischen Gränzen. Ein beträchtliches Corps war schon zu Korchim angelangt, und hatte das Fort, die Stadt und die Verschanzungen besetzt, welche einander vertheidigen können. Indessen war der Fürst Alexander Gallitzin von seiner Seite gleichfalls beschäftiget, den Entwurf zu dem Feldzuge, welchen er gemacht hatte, auszuführen. Der Krieg, dessen Führung die Kaiserin ihm anvertrauet hatte, war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. In Pohlen waren alle Gemüther in der Gährung, und die Barer Conföderation erhielt täglich neue Verstärkungen. Ueberall sahe man nichts als Aufstand, Verrätherey und Räuberey. Gallitzin sollte Pohlen wider einen Theil der Pohlen und wider die Türken vertheidigen. Der russische Hof hatte sich zu sehr auf die friedfertigen Versicherungen verlassen, welche die Pforte bis auf den letzten Augenblick des Bruches mehrmahls wiederhohlt hatte.

Die Truppen waren noch nicht beysammen, und einige derselben hatten einen Weg von 500 Meilen vor sich. Indessen war es nothwendig, den Türken an dem Dniester zuvor zu kom-

men. Wenn sie einmahl in Pohlen eingedrungen waren, so war zu befürchten, daß sich die meisten Einwohner zu ihnen schlagen möchten, da denn die russische Armee in den äusserst gefährlichen Fall der bloßen Vertheidigung gerathen würde. Ihre Zufuhre, ihre Magazine, ihre Hospitäler, ihre Vorräthe wären nirgends sicher gewesen; sie hätte keinen Mittelpunct für ihre Unternehmungen gehabt, und die Unterhaltung der Gemeinschaft mit dem Dnieper würde ihr äusserst schwer geworden seyn.

Wollte man bloß suchen den Türken den Uebergang über den Dniester streitig zu machen, so konnte dadurch der Einfall in Pohlen unmöglich gehindert werden. Die Russen hätten einen allzugrossen Umfang besetzen, und jenseits eines Flusses, über welchen man an mehrern Orten sehr bequem kommen konnte, eine sechs Mahl stärkere Macht zurück halten müssen. Ueberdieß verlohren die Russen, wenn sie bloß vertheidigungsweise gingen, einen sehr wichtigen Vortheil, besonders bey dem Anfange des Feldzuges, von welchem der Erfolg des ganzen Krieges abhing, nähmlich den, ihren Feinden Furcht und Schrecken einzujagen. Diesen Eindruck hatten die russischen Truppen in den vorigen Kriegen zurück gelassen. Es war unentbehrlich, ihn durch einen herzhaften Angriff zu erhalten und zu erneuern, und dadurch die Entwürfe des Feindes zu vereiteln, ihn in eine gefährliche Unentschlossenheit zu stürzen, ihm Gesetze vorzuschreiben, ihn un-

gestüm zu zwingen, wider seinen Willen zu handeln, und einen Entwurf zu machen, der dem erst erwählten gerade entgegen gesetzt war. Der Fürst **Gallitzin** war eben so geschickt, diesen Entwurf auszuführen, als ihn zu machen. Er hatte in dem letzten Kriege wider **Preussen** Gelegenheit gehabt, seine kriegerischen Fähigkeiten an den Tag zu legen. Seine Tapferkeit, seine Bescheidenheit, seine Geduld in Beschwerden, seine Klugheit in dem Gebrauche der Truppen, seine Sorgfalt, allen ihren Bedürfnissen zuvor zu kommen, sie zu schonen und ihnen alle Beschwerden zu ersparen, hatten ihm ihre Achtung und ihr Vertrauen erworben. Der erste Gegenstand, womit er sich beschäftigte, weil er in der That der Grund aller Unternehmungen ist, war die Herbeyschaffung der Lebensmittel für seine Armee, und die Vertheilung seiner Magazine. **Pohlen** hat einen Ueberfluß an Lebensmitteln und Futter, besonders **Volhynien** und **Podolien**. Es hat häufige Dörfer, und vieles Vieh; allein die Zufuhr ist dessen ungeachtet beschwerlich. Da der Boden daselbst sehr fett ist, so macht ein zweystündiger Regen denselben so weich und so schlüpfrig, daß das Fortkommen für Menschen und Pferde äusserst beschwerlich ist. Die Luft ist daselbst rauh und frisch; es frieret oft noch zu Ende des Aprils, und oft sind die Nächte auch im Sommer sehr kalt. Es war leicht in diesen beyden Provinzen die nöthigen Lebensmittel zu finden; allein obgleich die **Pohlen** sich von Zeit zu Zeit

feindseliger gegen die Russen bewiesen, so ließ doch die Kaiserin ihren Truppen befehlen, das Land so sehr als möglich zu schonen, und alles, was ihnen geliefert würde, bar zu bezahlen. Es wurde ihnen also das Getreide, welches die Bauern oder Adeligen lieferten, entweder mit barem Gelde oder mit Lieferungsscheinen bezahlet, welche letztern die zu Polonne nieder gesetzten Commissarien Befehl hatten, einzulösen. Doch das reichte bey weitem nicht hin. Das schleunigste und sicherste Mittel zur Herbeyschaffung der Lebensmittel schien dieses, solche gewissen Entrepreneurs zu überlassen. Die Einwohner lieferten die Wagen, allein die Unternehmer verpflichteten sich, selbige zu bezahlen, und ehe die Truppen noch an dem Dniester versammelt waren, hatten sie bereits überflüssige Lebensmittel zu Constantinow, Leokovits, Olik, Brodi, Kremeney, Belozerskiew, Slobodische, Dubno, Ostrow, Bichew, Fastow und an andern Orten zusammen gebracht. Diese von dem Schauplatze des Krieges entfernte Orte waren nur die ersten Niederlagen, aus welchen man die Lebensmittel in die großen Magazine zu Polonna, Mendzibos, und Berdichew führete. Die alten Festungswerke von Polonna wurden ausgebessert und mit neuen vermehrt. Die Stadt Kiow wäre ein weit bequemerer und sicherer Waffenplatz gewesen; allein sie war zu weit entlegen. Berdichew, ein großes steinernes Kloster auf einer Anhöhe, wel-

che die umliegende Gegend bestreicht, wurde mit Geschütz versehen, welches man den Conföderirten abgenommen hatte. Der Posten **Mendzibos** war nicht so sicher als die beyden vorigen; es wurde daher eine starke Besatzung hineingelegt, um ihn vor allem Angriff zu decken. Endlich besetzte man auch alle Klöster und Schlösser im Lande, um allen Ueberfall und alle Verrätherey zu hindern. Diese Haupt-Magazine waren um der Bequemlichkeit der Fortschaffung willen, welche auf dem **Dniester** geschehen sollte, und zur Sicherheit der Zufuhre auf der großen Marschroute gewählet. Es würde nicht weislich gewesen seyn, sie näher an diesem Flusse anzulegen, ehe die Armee daselbst versammelt war, und so lange noch das Eis stark genug war, den Tartarn einen freyen Uebergang zu verstatten.

So bald die **Russen** an dem linken Ufer das **Dniesters** stark genug waren, legte der Fürst **Gallitzin** zu **Stanislavovo** und **Jaslovits**, nicht weit von dem Flusse zwey kleine Magazine an, welche man, so wie die Armee sie aufzehrete, aus den großen Niederlagen wieder anfüllete. Die bedenkliche Lage, worin sich die **Russen** in **Pohlen** mitten unter öffentlichen oder heimlichen Feinden befanden, nöthigte den Feldherrn, seine Vorräthe auf diese Art zu vertheilen, damit nicht ein unglücklicher Zufall sie ihm alle auf einmahl rauben möchte. Er erhielt unter andern Nachricht, daß die Einwohner zu **Xense** den Anschlag gemacht hatten, einen sei-

ner großen Vorräthe mit Hülfe der Conföderirten in Brand zu stecken. Diese Nachricht gab ihm der Brigadier **Banner**, welcher zur Bedeckung dieser Vorräthe in **Pohlen** geblieben war.

Eben dieselben Ursachen, welche ihn zu der jetzt gedachten Vertheilung seiner Magazine bewogen, bewogen ihn auch, seine Hospitäler auf ähnliche Art zu vertheilen. Das vornehmste Hospital befand sich zu **Saslaw** und ein anderes kleines zu **Mendzibos**, wo sich auch die große Apotheke befand. Diejenigen, welche langwierige Krankheiten hatten, wurden nach **Kiow** gebracht, wo die Kaiserin sehr große Häuser zu dem Ende hatte einrichten lassen. Eben daselbst waren auch große Vorräthe von Kriegesbedürfnissen zusammen geführet worden, um sich ihrer auf allen Nothfall bedienen zu können.

Die beyden Flüsse, der **Dniester** und die **Moldau**, waren der Schauplatz, wo der Krieg geführet werden sollte. Dieser Fluß, welcher aus einem See in **Pocutien**, nicht weit von **Lemberg** und dem **karpathischen** Gebirge zwischen **Ungarn** und **Pohlen** entspringet, fließt sehr schnell von Nordwest nach Südost; er hat sehr steile Ufer, welche von den Felsen und Bergen gemacht werden, und ergießt sich, nachdem er durch **Bessarabien** geströmet ist, über **Bielgorod** in das schwarze Meer. — Große Wälder von Eichen und Birken bedecken die beyden Ufer; besonders ist das rechte Ufer von

einer großen Menge Schluchten, Thälern und kleinen Flüssen durchschnitten. Ein Defensiv-Krieg würde daselbst sehr leicht seyn. Die Lagerplätze sind daselbst sicher und bequem, sowohl in Ansehung des Holzes, als des Wassers, und die Hohlwege sind daselbst sehr häufig. Man findet daselbst viele natürliche und von den Einwohnern gemachte Moräste, indem sie Dämme von Erde, Stroh und Faschinen durch die Flüsse führen, und in der Mitte eine kleine Oeffnung lassen, wodurch das Wasser abfließt, und einige Mühlen treibt. Diese Dämme dienen auch statt der Brücken. Die Ebenen sind daselbst klein und werden von Schlössern beherrscht, welche leicht zu vertheidigen sind. Einige haben Wälle, Mauern, Gräben, Zugbrücken, Pallisaden und Spanische Reuter. Es giebt auch auf ähnliche Art gebauete und befestigte Klöster, welche aber mit mehr Fleiß unterhalten werden.

Das durchschnittene und steile Ufer und der schnelle Lauf des Dnieſters machen den Uebergang über diesen Fluß für eine Armee sehr beschwerlich. Da der Grund aus Steinen und Felsen bestehet, so lassen sich die Anker nicht leicht befestigen, und eben so schwer ist es, eine Pfahlbrücke zu schlagen. Ob sich gleich sehr viele andere Flüsse in ihn ergießen, so kann man doch an vielen Orten, wenn der Sommer nur ein wenig trocken ist, sicher dadurch reiten. Allein ein anhaltender Regen schwellet die Bäche plötzlich an, so daß sie alsdann Anker und Brücken wegreissen können.

können. Zwischen Kalus und Kaminieck und weiter hin in der Gegend von Mohilow ist der Uebergang nicht so beschwerlich.

Das linke Ufer gegen Norden, zwischen dem Dnieſter und dem Pruth gehöret dem Großherren. Dort artet die Natur, so wie überall, unter dem Despotismus aus, und Laster und Elend treten an die Stelle der Tugenden und des Wohlstandes. Dieses fruchtbare, aber ungebauete und für die Menschen fast verlohrne Land bringt wenig eigene Lebensmittel hervor. Seine unglücklichen Einwohner, welche Moldauer, Wallachen oder Pohlen sind, ziehen ihre meisten Lebensmittel aus Pohlen. Jenseit des Dnieſters kommt man durch den schönen Buchenwald, Nahmens Bucovina nach Pocutien. Dieser Wald ist voller Wasserrisse, Thäler und Oerter, welche zu einem Hinterhalte bequem sind; welches für eine Armee eben so beschwerlich, als für Reisende bequem ist. Weiter hin findet man Moräste, Hügel und kleine Ebenen, welche von Buchen durchschnitten werden, die sich in den Pruth ergießen. Jenseit dieses Flusses siehet man die große Kette von Bergen, an welche er bis zur Donau hinfließt, und welche sich bis nach Siebenbürgen erstreckt. An der linken Seite nach Kotchim zu, ist der Boden ebener; allein die beyden Ufer des Dnieſters sind daselbst sehr hoch. Ein wenig weiter hin, nach Kalus zu, gibt es Wiesewachs und wenig Ackerbau. Diese Stadt liegt in der Mitte

eines Waldes, welchen man ohne haushältige Sparsamkeit ausschlägt, und das Holz nach **Bender** führet. Man kommt durch enge und krumme Wege in den Wald, und glaubt auf der andern Seite eine große Ebene zu erblicken. Allein der Schein ist betrüglich; der Boden ist daselbst von einer Menge Schluchten und Thälern durchschnitten, so daß diese Gegend besonders für leichte Truppen sehr beschwerlich seyn würde.

Jenseit des **Dniesters** ist die **Moldau**, eine an Getreide und Wein sehr fruchtbare **türkische** Provinz. Sie hat ganze Wälder von Obstbäumen und Eichen, welche ein sehr hartes Holz haben, und zum Schiffsbaue sehr brauchbar sind. Man bringt viel davon nach **Constantinopel** und andern Häfen des schwarzen Meeres. Wildpret ist daselbst im Ueberflusse vorhanden; man findet daselbst Gemsen, Hirsche, wilde Ziegen, Ochsen und wilde Pferde, welche letztere wegen ihrer Geschwindigkeit geschätzt werden. Die Wiesen sind daselbst fett, das Rindvieh ist groß und schön, und das Fleisch vortreflich. Diese Provinz liefert jährlich 100000 Schöpse in das Serail. Wachs und Honig sind daselbst sehr gemein; das von den wilden Bienen ist schwärzlich und riecht nach Ambra. Man macht daraus ein schwarzes wohlriechendes Wachs, welches die **Türken** sehr theuer bezahlen. Das einige merkwürdige Werk in diesem Lande ist der Canal **Trajans**, ein würdiges Denkmahl **Roms** und seiner großen Entwürfe. **Trajan** ließ ihn gra-

ben, um die römischen Provinzen vor den Streifereyen der in Bessarabien wohnenden wilden Völker zu decken. Der Graben oder Canal, welcher auf der einen Seite eine starke Mauer hatte, ist an einigen Orten noch 18 Fuß tief.

Die Moldau, welche mit der Wallachey und Siebenbürgen ehedem ein Königreich ausmachte, welches den Nahmen Dacien führete, ist eines der vornehmsten Schauplätze, auf welchen sich die menschliche Wildheit getummelt hat. Dieses Land war immer ein Raub der Celten, Römer, Gothen, Hunnen, Pohlen und Türken. Seine Einwohner, welche seit so vielen Jahrhunderten in dem Schrecken vor den Eroberern leben, fast so wie die Asiaten an den Wäldern, von welchen sich die großen Tiger nähren, sahen ihre Felder jetzt abermahls von zwey großen Kriegesheeren verwüstet.

Die Russen hatten sich ungefähr 60000 Mann stark an dem Dniester versammelt. Allein der Fürst Gallitzin ließ beträchtliche Haufen zur Bedeckung der Magazine und Hospitäler zurück, er schickte ganze Regimenter wider die Conföderirten ab, und zahlreiche Haufen wider die Haidamacken, von welchen eine Horde die pohlnische Ukräne verheerete. Diese Räuber sind zaporovische Kosaken, und Bauren aus der Ukräne. Die Furcht vor ihren Streifereyen nöthiget die pohlnischen Herren, ihre Schlösser und Landhäuser zu befesti-

gen. Einige ihrer Häupter hatten untergeschobne Befehle von der Kaiserin, worin ihnen Recht ertheilet wurde, die Katholicken zu plündern; allein die **Russen** züchtigten sie dafür. Die Beschwerden des langen Marsches rafften auch viele Soldaten hin, und noch mehrere befanden sich in den Hospitälern. Ein der **russischen** Nation allein eigener Gebrauch beschäftigte einen andern Theil der Soldaten. Die Armee hat bey ihnen keine Feldbäckerey und kein Proviantwesen, sondern einige Compagnien Fußvolkes bereiten allemahl das Brot, und verrichten die übrigen ähnlichen Arbeiten. Man erhält durch dieses Mittel das Brot weit geschwinder, weit einfacher, und unverfälschter, so wie überhaupt dabey der Betrug und Unterschleif nicht statt findet, der bey andern Armeen die dabey beschäftigten Personen so plötzlich bereichert. Endlich war auch die schwere Reuterey gegen die **Türken** von keinem großen Nutzen, und da diese im Frühlinge den größten Theil der Fütterung in der **Moldau** aufgezehret hatten, und das übrige von den **Russen** weggenommen wurde, so mußte der Fürst gar bald den größten Theil seiner Reuterey nach **Pohlen** verlegen, so daß seine Armee bis auf 30000 Mann zusammen schmolz.

Wenn die **türkische** Nation die gehörigen Kenntnisse hätte, wenn die Begebenheiten vor oder nach der Eröffnung des Feldzuges uns unter allen ihren Feldherren nur einen in der Kriegskunst erfahrnen Mann gezeigt hätten: so würde

man glauben können, daß die Verwüstung der Lebensmittel in der Moldau in der Absicht geschehen sey, dem Feinde den Eingang in diese Provinz zu verwehren. Allein wenn dieß die Absicht des Kaisers und seines Divans gewesen wäre, so würden sie gewiß nicht so viele Magazine in dem ganzen Lande angelegt und nicht alle ihre Truppen bis an die Gränze haben vorrücken lassen. Man würde sich gewaltig irren, wenn man den Türken die Kriegskunst der Griechen und Römer zuschreiben, und einen Vizer zu einem Fabius oder Sertorius machen wollte. Wenn man über die Ursachen der in der Moldau gemachten Verwüstung mit Ueberlegung nachdenkt, so wird man keine andere finden, als Raubsucht und Mangel der Zucht, welche ähnliche Verwüstungen vor den Thoren von Constantinopel selbst veranlassen.

Kotchim war mit 12000 Mann besetzt, und drey Stunden vor der Stadt standen drey Bachas mit 20000 Mann in einem Lager. Beyde Posten waren in der größten Sicherheit. Ihre Feldherren, welche immer mit dem Vorhaben umgingen, in Pohlen einzudringen, schickten bloß einige kleine Haufen aus, die Fuhrten und Wege zu besichtigen, da es denn zwischen den rußischen und türkischen Partheyen zu verschiedenen Scharmützeln kam, in welchen diese einige Mann oder Pferde tödteten oder gefangen bekamen. Der Fürst Gallitzin, welcher darauf umging, dem Feinde zuvor zu kommen,

zog seine kleine Armee zusammen, rückte in **Podolien** ein, und schlug sein Lager den 11ten April 1769 zu **Antonowka**, einem Dorfe bey dem Flecken **Minkowitz** auf. Die Vortruppen, welche der General-Major, Fürst **Prosorowsky** anführete, und die Reserve, welche unter den Befehlen des General-Lieutenants, Hrn. von **Stoffeln** stand, rückten an den Fluß, die Armee zu decken, und den Feind zu beobachten. Hier erfuhr man, daß der wider die **Haidamacken** abgeschickte Haufe ihrer 180 in **Smelentsina** bey dem Dorfe **Kochmitrowka** eingehohlt, 23 davon gefangen genommen, und die übrigen nieder gehauen oder zerstreuet habe. Als die **Pohlen**, welche sich jenseit des **Dniesters** zusammen gezogen hatten, die Bewegungen der **Russen** merkten, so zogen sie sich bis nach **Bender** zurück.

Drey Tage darauf lagerte sich die Armee bey **Kalus**. Nachdem der Fürst das Ufer besichtigt hatte, ließ er zwey Brücken bey der Stadt aufschlagen, und schickte gegen Abend die Vortruppen und die Reserve ab, welche sich jenseit des **Dniesters** fest setzte, um den Uebergang zu decken. Den folgenden Tag lagerte er sich an dem andern Ufer. Das schwere Gepäck wurde zu **Kalus** gelassen, und von zwey Regimentern zu Fuß, einem Regimente Carabiner, und einem Haufen **Kosaken** bedeckt. Der General-Major **Cheraskow**, welcher dieses Corps anführete, war zugleich befehliget, die Brückenschanze zu

bedecken. Als die Türken erfuhren, daß die Russen über den Dniester gegangen waren, so zogen sie sich in der größten Eil zurück, aber keine ihrer Partheyen kam zu der Armee.

Nachdem der Fürst seine Armee mit Lebensmitteln auf acht und mit Futter auf fünf Tage versehen hatte, so rückte er den 16ten April auf Kotchim los. Dieser Marsch war sehr beschwerlich. Die Tage waren sehr warm, und die Nächte kalt, das Land bergig, rauh und uneben, so daß das Geschütz sehr oft von den Laveten genommen, und von den Soldaten getragen werden mußte. Einige feindliche Haufen, welche die Vortruppen und das Hintertreffen angreifen wollten, wurden sehr bald zurück getrieben. Ein Hause, welchen der Karaman-Bacha anführte, griff den Fürsten Prosorowsky auf seinem Zuge an, allein er wurde sehr bald genöthiget, sich zurück zu ziehen, wobey er 400 Mann, 4 Fahnen, zwey Pauken und einige hundert Pferde im Stiche lassen mußte. Die Russen verlohren in diesem Gefechte zwey Obersten, zwanzig donische Kosaken, und bekamen 30 Mann Verwundete.

Den dritten Tag nach dem Uebergange zeigte sich die Armee vor Kotchim, einen Ort, welchen eine vortheilhafte Lage, ein steiles und unüberwindliches Ufer nach dem Flusse zu, eine Befestigung von Wällen, breiten Gräben einem bedeckten Wege, und Gegen-Minen, eine Besatzung von 20000 Mann, und ein großes ver-

schanztes und mit 40000 Mann besetztes Lager ehrwürdig machten. Diese Truppen waren erst vor kurzem unter Anführung des Karoman-Bacha angelangt. Der Fürst näherte sich gegen Abend, in der Absicht, das verschanzte Lager anzugreiffen, und einen Versuch auf die Stadt zu thun; allein weil ihn die Nacht hinderte, dasselbe zu besichtigen, so lagerte er sich gegen den Fluß zu, ungefähr eine Stunde von den Festungswerken.

Den folgenden Tag nahm er die Stadt und die Stellen des Feindes in Augenschein, legte seine Batterie an, besetzte die ihm vortheilhaften Posten, und machte alle nöthige Anstalten zum Angriff, welcher Nachmittags um drey Uhr vor sich gehen sollte.

Die Hauptmacht, welche er dazu bestimmte, bestand aus eilf Regimentern Fußvolk, acht Bataillons Grenadiers, und allen Jägern, welche von zehen Regimentern Reiterey, fünf Regimentern Husaren, drey Schwadronen schwarzer und gelber Husaren, und einer hinlänglichen Anzahl donischer Kosaken gedeckt wurden. Alle diese Truppen wurden von dem Hrn. von Olits angeführet, welcher vier General-Lieutenants und acht General-Majors unter seinen Befehlen hatte. Der Oberste Melissino war dem schweren Geschütze vorgesetzt.

Die Truppen erschienen vor der Verschanzung mit derjenigen Entschlossenheit, welche allemahl den Sieg verspricht. Das türkische gro-

be Geschütz machte ein sehr heftiges Feuer, welches aber wenig Wirkung that; das russische Geschütz hingegen, welches sehr geschickt gestellet, und sehr gut bedienet wurde, brachte fast alles feindliche Geschütz zum Schweigen, und spielte bis Abends um sechs Uhr, da die Türken nicht weiter Widerstand leisten konnten, sondern sich in der größten Unordnung in die Stadt zogen, und das wenige Gepäck und Geschütz, welches sie zu retten noch Zeit hatten, mit sich nahmen. Ihre Flucht war so eilfertig, daß die Russen sie nicht mit dem kleinen Gewehr erreichen konnten. Sie sahen bloß auf das gegenwärtige und die Gefahr dieses Lebens unterdrückte bey ihnen die Hoffnung des künftigen. Ein Theil dieser Armee, welcher nicht nach der Stadt zu fliehen konnte, zog sich bis nach Bender zurück; der Ueberrest warf sich in Korchim. Aus dieser ohne dringende Noth entstandenen Zerstreuung und aus der Flucht dieser zahlreichen Armee, welche sich in eine einige Stadt zusammen drängte, siehet man die Unwissenheit dieses unerfahrnen Volkes, welches bey dem geringsten Unfall muthlos wird, und sich nirgends als hinter den Mauern sichern glaubt.

Inzwischen wollte die türkische Reiterey die Hitze der Russen aufhalten, und stellete sich, als wenn sie ihren rechten Flügel angreiffen wollte; allein das schwere Geschütz zerstreuete sie gar bald. Der siegreiche General ließ den flüchtigen Feind von seiner Reserve, welche aus acht Bataillons Grenadier, fünf Regimentern zu Fuß, und fünf Re-

gimentern Carabiner bestand, lebhaft verfolgen. Diese trieben ihn bis in die Vorstadt, und sogar bis an die Pallisaden, neben welchen sie festen Fuß faßten. Allein, da die Türken Zeit hatten, die Vorstadt in Brand zu stecken, so nöthigte ihr schreckliches Kanonen- und Musketen-Feuer, welches sie von den Wällen, aus den Gärten und benachbarten Häusern bey dem Scheine der brennenden Vorstadt machten, welche die ganze Nacht brannte und auch den größten Theil der Stadt in die Asche legte, dieses Corps, sich zurück zu ziehen. Es setzte sich daher in die türkischen Verschanzungen und brachte daselbst die Nacht zu. Die Feinde hatten daselbst drey Fahnen, sieben Kanonen, ihr ganzes aufgeschlagenes Lager, drey Kamehle, einige hundert Pferde, und vieles Kupfergeschirr und anderes Gepäck zurück gelassen. Diese Verschanzung, welche nach Art der Türken ein Stück von einem Zirkel war, hatte mehr als eine Viertelstunde im Umfange, und war noch nicht fertig. Man machte nicht mehr als 25 Gefangene, worunter 14 Türken, 8 Wallachen, 2 Pohlen und ein Armenianer war. Weit mehrere wurden getödtet und verwundet, welche die Türken mit in die Stadt nahmen. Der Verlust der russischen Armee war sehr unbeträchtlich, weil das grobe Geschütz die ganze Sache entschied.

Die Armee machte nicht weit von Kotchim Halte, brachte die Nacht in ihrem Lager zu und beschäftigte sich den folgenden Tag mit den ge-

wöhnlichen Freudensbezeugungen. Indessen errichtete man unter Bedeckung der in der Verschanzung gebliebenen Truppen Batterien in der Vorstadt, und beschoß die Stadt, um die Feinde aus derselben zu vertreiben. Sie antworteten mit dem lebhaftesten Feuer, welches aber keine Wirkung that.

Als die **Russen** die Stadt beschossen, kam ein Janitschar zu einer ihrer Baterien, gab sein Gewehr ab und zeigte dadurch, daß er sich zum Gefangenen ergebe. Hierauf sahe er sich um und ward den Befehlshaber gewahr, welcher seine Kanonier aufmunterte, lebhaft auf die **Türken** zu feuern. Es mag nun dieß eine patriotische Empfindung in ihm angefacht haben, oder eine vorher beschlossene Sache gewesen seyn; genug er zog ein verborgenes Pistol aus seinem Busen und schoß auf den Officier. Die Kugel traf nur dessen Degen, und die erbitterten Soldaten stiessen den Meuchelmörder mit ihren Bajonetten nieder.

Gegen Abend zogen sich die **russischen** Detaschementer wieder in die Linien, ohne beunruhiget zu werden, ja ohne einen einzigen Türken zu sehen. Als diese die Vorstadt in den Brand steckten, trieben sie viele, sowohl christliche als jüdische Familien hinaus, welche nackt, erschrocken, und alles des ihrigen beraubt, zitternd in das Lager kamen, und die **Russen** um Schutz und Aufnahme anfleheten, und der Feldherr be-

dachte sich keinen Augenblick, diese Unglücklichen aufzunehmen.

Die Stadt Kotchim, welche mit Lebensmitteln, Geschütz und Kriegsvorrath hinlänglich versehen war, hatte eine zahlreiche Besatzung, und erwartete den Entsatz von einer noch fünf bis sechsmahl stärkern Armee. Sie bestehet aus drey Theilen, wovon ein jeder besonders angegriffen werden muß. Sie mit Sturm angreiffen zu wollen, wäre eine unvernünftige Aufopferung der ganzen Armee gewesen. Man konnte sich ihrer nicht anders als durch eine förmliche Belagerung bemächtigen; aber dazu hatte der Fürst Gallitzin weder schweres Geschütz noch Lebensmittel. Die Moldau war von den Türken verwüstet und von ihren Einwohnern verlassen worden, und konnte weder Getreide noch Vieh mehr liefern. Die Pferde, welche durch zwey beschwerliche Märsche, einen von 16 und den andern von 22 Stunden abgemattet waren, hatten oft nichts als Baumblätter zu ihrer Nahrung. Die Kaiserin hatte ihrem Feldherren Befehl gegeben, sich diesem Platze zu nähern, um ihn zu besichtigen. Da sie ihren Feind kannte, so konnte sie vermuthen, daß er diese Gränzfestung würde vernachläßiget haben. Vornehmlich wollte sie ihm ein Schrecken einjagen, ihm zeigen, daß ihre Truppen angreifungsweise verfahren könnten, und dadurch alle seine Entwürfe vereiteln. Da nun der Fürst diese Absichten erreicht hatte, und in einem so verheerten Lande als die Moldau war, nicht

länger aushalten konnte, so entschloß er sich den 24ten April, sich von dem Feinde zu entfernen, welcher hinter seinen Wällen blieb, und ihm auf dem Rückzuge keinen Schritt weit folgte. Er hatte aus einigen in der türkischen Verschanzung gefundenen Briefen, und von den Gefangenen erfahren, daß eine zahlreiche Armee auf dem Wege sey, die Stadt zu entsetzen, und dieß war eine neue Ursache, ohne Anstand über den **Dniester** zurück zu gehen. Es war zu befürchten, der Feind möchte, wenn die **Russen** auf der einen Seite eines Angriffes gewärtig seyn mußten, auf der andern Seite über den Fluß gehen, und sich der Magazine bemächtigen. Der Fürst hatte einige Partheyen ausgeschickt, Kundschaft einzuziehen. Seine Armee war kaum drey Stunden von dem Platze, als man ihm berichtete, daß sich ein starkes Corps auf der Seite des **Pruth** zeige. Gleich darauf wurde sein Gepäck, welches vor der Armee her ging und von einem Regimente zu Fuß bedeckt wurde, von einem starken Haufen Reiterey angegriffen, welcher sich einiger Wagen und fast aller aus der Vorstadt von **Kotchim** vertriebnen Familien bemächtigte. Eine Compagnie, welche den Nachtrab des Gepäckes ausmachte, hielt den Angriff mit der größten Standhaftigkeit aus. Der General-Lieutenant von **Soltikov** und der General-Major von **Glebov** kamen der Bedeckung mit drey Regimentern Carabinern zu Hülfe. Zu gleicher Zeit schnitten zwey Regimenter zu Fuß, welche der Gene-

ral-Major Samiatine anführete, den Feinden den Rückzug nach Kotchim ab, griffen sie auf das lebhafteste an, und zwangen sie sich mit einem Verluste von ungefähr 100 Mann in der größten Unordnung an den Pruth zu ziehen. Der Fürst Prosorowsky verfolgte sie mit den leichten Truppen und mit den Carabinern von Twer und Moskau, welche der Hr. von Glebow anführete, hohlte sie ein, und griff sie an, wobey 300 getödtet, und viele Gefangene gemacht wurden. Der Ueberrest flohe über den Pruth, und ließ sowohl die gemachten Gefangenen mit den erbeuteten Wagen, als auch einen Theil seines eigenen Gepäckes im Stiche. Die Russen erbeuteten 50 Kamehle mit dem Gepäcke des Bacha, ungefähr 100 Maulesel, drey Fahnen, zwey Paucken, drey Roßschweife, viele Pferde, Harnische, Gezelte, Kleider, Geld und Lebensmittel, und so gar die abgehauenen Köpfe, welche ihren Triumph zieren sollten. Man erfuhr von den Gefangenen, daß dieses Corps aus 5 bis 6000 Mann ihrer besten Reiterey bestand, welche unter dem Nahmen der levantischen Reiterey bekannt ist. Sie kam aus Natolien unter Anführung des Abasi-Bacha, welchem ein Kosaken Oberster und ein Attaman oder Hetman den silbernen Commando-Stab aus der Hand rissen. Indessen setzte die russische Armee ihren Weg fort, und ging auf der Brücke bey Kalus wieder über den Dnieſter.

Der Vortrab und der Nachtrab blieben jenseit des Flusses, um den Feind zu beobachten.

Die nach dem Pruth geschickten Haufen schlugen sich mit zwey feindlichen Partheyen, machten einige Gefangene, und berichteten, daß viele türkische Corps zu Fuß und zu Pferde nach Kotchim rückten, und daß der Vizir selbst mit der Hauptarmee im Anzuge sey. Man erfuhr auch, daß die wider die Conföderirten abgeschickten Truppen einige Vortheile erhalten hatten.

Der Fürst Galitzin ließ seine Armee drey Tage ausruhen, und da er sahe, daß die Lebensmittel und besonders die Fütterung abnahm, er solche auch weder aus Podolien, noch aus seinen zu weit entlegenen Magazinen ziehen konnte, zumahl da er sich in einer Provinz befand, wo die wenigen noch daselbst befindlichen Einwohner mit der Feldarbeit beschäftiget waren: so näherte er sich in kleinen Tagereisen wiederum seinen Vorräthen in Pohlen, besonders aber denen zu Mendzibos und Jaslovits, welche Magazine der Stadt Kalus am nächsten waren. Auf diesem Marsche starb der Fürst Dolgorucki an den in dem Angriffe der Vorstadt vom Kotchim empfangenen Wunden. Die Armee, welche Zeuge seiner Tapferkeit gewesen war, und der sein Verlust nahe ging, erwies ihm den 30ten April die letzte Ehre.

Hierauf rückte die Armee nach Mendzibos, und lagerte sich den 5ten May zwey Meilen von diesem Orte bey dem Flecken Derachnia. Der

Feldherr, welcher die Pferde seiner Reiterey das grüne Futter wollte genießen lassen, vertheilte seine Truppen zwischen Bar und Mendzibos; das schwere Geschütz verlegte er in den Flecken, das Fußvolk der zweyten Linie, welches von dem Fürsten selbst angeführet wurde, campierte in der Gegend umher, das von der zweyten Linie aber unter dem General Olits zu Schumelsa, der Hr. von Stoffeln mit der Reserve in dem Flecken Teherejna, nicht weit von den beyden Linien, der Graf von Soltikow mit der Hälfte der Reiterey in und um den Flecken Schmelinsk, die andere Hälfte unter dem General-Major Ismailow zu Litin und in der dasigen Gegend, und der Fürst Prosorowsky mit den leichten Truppen bey Bar, um den Feind zu beobachten. Diese Stellung verbarg seine fernern Entwürfe, erhielt die Türken in der ihnen natürlichen Unwirksamkeit, und ließ der russischen Armee Zeit, sich von ihren Beschwerden wieder zu erholen. Der Fürst Gallitzin stellete die Ordnung und Kriegeszucht bey derselben wieder her, vertheilete die vor kurzen gekommenen neu Angeworbenen, und machte die allgemeinen Anstalten zu seinen fernern Unternehmungen.

Er gab dem Brigadier Banner, welchem er die Bedeckung seines Magazines zu Polanna anvertrauet hatte, Befehl, die in die Woiwodschaften Kiow und Braclaw geschickten kleinern Haufen, welche daselbst Getreide und Pferdefutter zusammen treiben sollten, zu verstärken.

ken. Die Einwohner dieses Landes hatten Getreide im Ueberflusse. Viele, welche mit dem Preise, für welchen die Russen dasselbe annahmen zufrieden waren, und denen die schnelle Bezahlung gefiel, wünschten nur, Freyheit zu bekommen, ihnen liefern zu können; allein die Haidamacken, deren Zahl sich täglich mehrte, plünderten, verheereten und tödteten alles und verboten den Einwohnern, kein Getreide oder Futter an die Russen zu verkaufen, deren Partheyen sie unaufhörlich beunruhigten, die russischen Kosaken, wenn sie solche allein oder in kleinen Haufen antrafen, mißhandelten, und ihnen ihr Pulfer, Bley und Gewehr abnahmen. Sie tödteten sogar einige derselben und nahmen einige mit Lebensmitteln und Pferdefutter beladene Wagen weg. Es verstand also dieser Haufe, welcher blos aus Bauern und Knechten bestand, seinen Krieg besser, als die türkischen Befehlshaber. Die Einwohner, welche den Gewaltthätigkeiten derjenigen Pohlen, welche die Russen Rebellen nannten, ausgesetzt waren, und sich eben so sehr vor ihren so genannten Beschützern fürchteten, verliessen größtentheils ihre Felder, daher viele pohlnische Herren zu dem Fürsten kamen, und ihn baten, das Land zu beruhigen. Der Fürst machte daher ein öffentliches Ausschreiben bekannt, worin er zuförderst den wichtigen Dienst anführete, welchen die Kaiserin der Republik Pohlen leiste, indem sie dieselbe wider die von einigen Pohlen unbesonnener Weise herbey gelockten

Türken vertheidige, und hierauf versicherte, daß er Befehl und Mittel habe, alles dasjenige zu bezahlen, was seine Truppen nehmen würden. Um eben dieselbe Zeit machten einige Pohlen einen Anschlag, die Magazine zu Olits und Mendzibos in Brand zu stecken; allein Banner schickte neue Truppen dahin, deren bloße Gegenwart dieses Complot zerstreuete, einige andere abgeschickte Haufen aber hielten die Haidamacken im Zaume.

Die russischen Truppen unterhielten sich bey der Muße, welche ihr Feldherr ihnen verstattete, von den eben vorgefallenen Begebenheiten. Der Wankelmuth, das unzusammenhängende Betragen, die Verwirrung der türkischen Armee, und das unbestimmte Verfahen ihrer Feldherren, waren ein sehr aufmunternder Anblick für Soldaten, welche an eine strengere Kriegszucht gewöhnet waren, und von einem erfahrnen Feldherren angeführet wurden. Sie mußten sich nothwendig der schmeichelhaftesten Hoffnung überlassen, und alles, was sie von dem Feinde erfuhren, bestätigte sie darin. Die in Kotchim zusammen gepfropften Türken, welche nicht alle unter Dach kommen konnten, und sich daher sogar auf den Wällen Hütten und Häuser bauen, und die Weiber und Kinder in die Keller stecken mußten, wurden gar bald von Mangel und ansteckenden Krankheiten geplagt. Die Furcht, der ausbleibende Sold, und die schlechte Hoffnung, die ihnen von alle den herr-

lichen Siegen, welche ihnen der Musti versprochen hatte, übrig geblieben war, machten sie aufrührisch. Sie ermordeten den Bacha Mechmet, rissen in ganzen Haufen aus, und zogen sich nach Jassi, da hingegen andere Haufen nach Kotchim gingen. So irreten die Türken und Tartaren in der ganzen Moldau herum, gleich denjenigen Heeren von Vögeln, welche aus einem Clima in das andere ziehen. Die Russen bekamen einen alten tartarischen Officier gefangen, welcher die Ländereyen in Besitz nehmen wollte, die der Sultan ihm zu Belohnung seiner Dienste geschenkt hatte. Er bestätigte die obigen Nachrichten, und setzte hinzu, daß täglich neue Truppen in Kotchim ankämen, daß sich in dieser Stadt drey Magazine von Reiß und Hirse befänden, daß man daselbst einen zahlreichen Zug schweres Geschützes, und ein Corps von 40000 Mann erwarte, welches von dem Janitscharen Aga angeführet würde, und daß Abusi-Bacha in kurzem mit 10000 Mann und einem grossen Vorrathe von Mehl daselbst eintreffen würde. Dieser Officier war zum Bacha von drey Roßschweifen und zum General der Reiterey ernannt worden. Er hatte über dieß für sich und seine Truppen für die in dem letztern Treffen mit den Russen bewiesene Tapferkeit ein Geschenk von 1000 Beuteln erhalten.

Eben dieser tartarische Officier versicherte, daß der Groß-Vezier ein Kriegesheer von 200000 Mann anführe und sich an dem Pruth zwischen

Bender und Kotchim gelagert habe, in der Absicht, beyden Plätzen im Nothfalle zu Hülfe zu eilen, in Pohlen einzudringen, den Frieden in diesem Reiche wieder herzustellen, und hernach mit Rußland zu unterhandeln. Er nahm auch wirklich diese Stellung, in welcher er den russischen Feldherren hätte zweifelhaft machen, ihm seine wahren Absichten verbergen, sich schleunig an diejenigen Orte seiner Gränze, welche Noth gelitten hätten, begeben, vortheilhafte Diversionen durch starke abgeschickte Haufen machen, und mit einer an Anzahl so überlegenen Macht einen angreiffenden Krieg führen können. Er hätte die Ufer des Dniesters mit seiner Reiterey decken, seinen Feind enger einschliessen, alle seine Bewegungen ausspähen, und ihnen folgen, ihn unaufhörlich beunruhigen, streifende Corps bis nach seinen Magazinen hin ausschicken, ihm die Gemeinschaft mit denselben abschneiden und seinen einzelen Haufen anbefehlen müssen, mit Ungestüm anzugreiffen, aber auch eben so ungestüm wieder zu fliehen. Er hätte überdieß ein Haupttreffen sorgfältig vermeiden, und nichts anders suchen müssen, als seinen Feind in kleinen Haufen nach und nach aufzureiben. Die türkische Reiterey wäre auf diese Art allein hinlänglich gewesen, die Russen zu Grunde zu richten. Allein wenn der Vizier den Krieg auf diese Art hätte führen wollen, so hätte er beyde Nationen vollkommen kennen, und die Kriegeskunst aus dem Grunde verstehen müssen. Der Vizier war vorher Mi-

sangi-Bacha oder Kanzler gewesen. Er war ein verständiger, bedachtsamer, friedfertiger und leutseliger Mann, der im Stande war, im Cabinet als ein kluger Minister einen allgemeinen Entwurf des Feldzuges zu machen, der aber wenn es auf die Ausführung ankam, weder die einzelen Umstände anzuordnen wußte, noch die zu einem Feldherren nöthige Kunst, Wachsamkeit und Thätigkeit besaß.

Die türkischen und tartarischen Truppen, welche er nach Kotchim schickte, unternahmen nicht das geringste, was die Russen nur auf einige Art hätte beunruhigen können. Sie schickten bloß einige kleine Haufen über den Dniester, welche keine andere Absicht oder keinen andern Befehl zu haben schienen, als die pohlnischen Dörfer zu plündern. Dieser in seinem Lager müßige Haufe urtheilte nach seiner Art. Einige schmeichelten sich mit der Hofnung, daß sie in kurzem Kiow belagern würden, sie nannten schon den Bacha, welchem solches müßte aufgetragen werden, sie zeigten auffer 200 Kanonen von dem gewöhnlichen Caliber, 14 Stücke von einer erstaunlichen Größe, deren jedes von 36 Büffeln gezogen wurde, und behaupteten, daß sie zur Belagerung dieser Stadt bestimmt wären. Allein der größte Theil hatte ganz andere Absichten. Die Ausführung dieses Vorhabens schien zu langweilig und zu weitläuftig für Leute, welche nur um ihrer selbst willen, nicht aber um des Sultans willen Krieg führen. Dieser mochte

verlangen, daß man die Russen in ihrem eigenen Lande angriffe; allein der Wille des Herren und der Wille seiner Sclaven sind einander fast immer entgegen gesetzt. Diese setzten ihre ganze Hoffnung darauf, die Pohlen, die Bundesgenossen ihres Herren zu plündern. Den Krieg in die Ferne bis nach Kiow oder Astrakan zu spielen, war in ihren Augen eben so viel, als eine fast gewisse Beute verlassen, und einem ungewissen Vortheile durch eine Menge großer Gefahren nachzueilen. Dieß sagten sie ungescheut zu den Conföderirten, welche sich bey ihnen befanden. Diese unglücklichen Pohlen, welche der Gegenstand des Religionshasses der Türken waren, lebten in Furcht und Verachtung und hatten ihr Leben blos dem Schutze des Veziers zu verdanken. Die Türken, welche den verächtlichen Nahmen, welchen sie den Christen überhaupt geben, noch erhöhen wollten, nannten sie räudige Hunde. Der Vezier ließ ihnen von Zeit zu Zeit einige Beutel zu ihrem Unterhalte reichen; allein so bald die Lebensmittel ein wenig abnahmen, so gab man ihnen nur die Hälfte ihrer Portionen. Man hielt sie in genauer Aufsicht; ein eigenes Detaschement folgte ihnen immer auf dem Fuße nach, und diente ihnen sowohl zur Aufsicht, als zur Bedekung. Es beruhigte das Mißtrauen des Feldherren, und hielt den Ausbruch des allgemeinen Hasses zurück.

Die übrigen Conföderirten, welche in Pohlen das Feld hielten, rückten unter Anführung

der beyden Pulawsky 5000 Mann stark bis nach Livov vor, und wurden von einigen Lykanischen Tartarn begleitet. Da sich der pohlnische Feldherr in Livov nicht ergeben wollte, so brannten sie einen Theil der Vorstadt ab, thaten einige Kanonenschüsse auf die Stadt, und da sie sich derselben nicht bemächtigen konnten, so zogen sie sich nach Julkwa und Christianopel zurück, um zu einigen andern Truppen zu stoßen, und mit ihnen wieder vor Livov zu rücken. Bey dem ersten Angriffe schien die Besatzung geneigter sich zu ergeben, als sich zu wehren. Der Befehlshaber gab dem Fürsten Gallitzin davon Nachricht, welcher sogleich dem General-Lieutenant Weimarn befahl, einiges Fußvolk in die Stadt zu legen, und dem Oberst-Lieutenant le Gendre, die von dem Brigadier Banner nach Broda geschickten zwey Schwadronen Carabiniers nebst den dabey befindlichen Dragonern zu nehmen, und den Conföderirten entgegen zu gehen. Weimarn schickte den Major Drewitz nach Livov.

Als dieser zu Janov angekommen war, so verlangte er eine Verstärkung von 200 Kosaken, und war nunmehr im Stande, dieses Corps Pohlen im Zaume zu halten, dem nunmehr die Gemeinschaft mit dem Dniester und den ungarischen Gebirgen abgeschnitten war, daher ihm nur noch der Weg nach Lublin und der Weichsel offen stand, welche Gegenden aber die Russen in Besitz hatten. Le Gendre blieb bey Livov, um ihre Bewegungen

zu beobachten, und machte durch seine Partheyen einige Gefangene.

Auf diese Art wurden die Entwürfe der Conföderirten auf **Livov** vereitelt. Hätten sie diesen Ort in ihre Gewalt bekommen, so würden sie daselbst einen Marschall von **Podolien** erwählet, und eine allgemeine Conföderation errichtet haben. Bey **Christianopel** trenneten sie sich. Denenjenigen, welche durch **Belza** und **Samostie** nach **Mostiki** gingen, folgte der Major **Drewitz** auf dem Fuße nach. **Le Gendre** widersetzte sich dem Corps, welches sich nach **Slotchev** schlug, um entweder **Broda** zu gewinnen, oder durch die Gebirge von **Stanislavov** und **Pocutien** zu den **Türken** zu stoßen. Die von dem Brigadier **Banner** abgeschickten Carabinier und Dragoner aber beobachteten einen andern zahlreichen Haufen unter den Marschällen **Pulawsky** und **Birinsky** in der Nähe. Dieser Haufe hatte sich nach **Sokol** gezogen, und konnte etwas auf das Magazin zu Olika unternehmen. Die entferntern Magazine, besonders das zu **Berdischew** waren vor den **pohlnischen** Truppen in **Rodna** in Gefahr, welche sich für königlich ausgaben, aber sogleich zu den Conföderirten stießen, so bald sich diese ihnen nur näherten, mit dem Vorwande, daß sie von ihnen wären dazu gezwungen worden. Der Fürst **Gallizin** schickte daher dem Brigadier **Banner** zwey Regimenter Carabiniers, damit er seine Vorräthe desto besser decken möchte.

Die Lage dieses Generals war sonderbar und bedenklich. Er befand sich zwischen zwey Feinden, wovon der eine mächtig und furchtbar, der andre aber zwar schwach, aber sehr beschwerlich war; er mußte daher starke Haufen abschicken, seine Magazine und Zufuhr zu decken, und die Gemeinschaft mit Kiow und Pohlen offen zu halten; er mußte Leopol, Lemberg und andere den Russen treu gebliebene pohlnische Städte beschützen; er mußte endlich Kaminieck, die pohlnischen Truppen, die Conföderirten und die Haidamacken im Zaume halten. Er würde so vielen Feinden gar bald haben unterliegen müssen, wenn sie mit Klugheit wären angeführet worden; allein die unbestimmten und schwankenden Unternehmungen eines unordentlichen Haufens ohne Anführer sind niemahls gefährlich, und der rußische von solchen Feinden umgebene General rieb sie in kleinen Haufen auf, und hielt sie ohne Mühe im Zaume.

Seine Truppen unterstützten seine Wachsamkeit. Es durfte sich kein Tartar disseits des Flusses blicken lassen, welchen die rußischen Partheyen nicht entdeckt hätten. Der Major Heiking, welchen der Fürst Prosorowsky mit einem Haufen leichter Truppen abgeschickt hatte, den Posten Balta zu behaupten, erfuhr, daß ein starker Haufe Türken und Tartarn in Podolien eingedrungen sey, und daselbst die diesen Barbaren gewöhnlichen Grausamkeiten ausübte, daß sie die Dörfer in Brand steckten, die Män-

ner und Weiber entweder niedermachten oder sie gefangen wegführeten, und sich sogar der Hunde bedienten, die in die Wälder geflohenen Einwohner zu entdecken. Er erfuhr ferner, daß sich der Feind oft Kisnitza gegen über zeigte, und einen seichten Ort durch den Fluß zu suchen schien, daß sich aber an diesem Orte nur 400 Mann befänden. Dieß schien ihm eine günstige Gelegenheit, ihn anzugreiffen. Er verstärkte daher den Posten zu Balta mit einer Schwadron freywilliger Pohlen und mit 50 donischen Kosaken, ging mit zwey Schwadronen Pohlen, 150 donischen Kosaken und einer Schwadron Arnauten nach Kisnitza und gab den Capitäns Rachmanov und Margachits Befehl, ihn mit den übrigen Kosaken von dem Flecken Dmitrachkowsky zu unterstützen. Das plötzliche Aufschwellen der Flüsse hielt ihn nicht auf. Er setzte mit seinem Haufen theils schwimmend, theils auf kleinen Kähnen über den Fluß und näherte sich dem feindlichen Posten eine Meile von dem Dniester, bey Tchernaja-Dolina, dem pohlnischen Dorfe Ribnitz gegen über; fand aber, daß dieser Posten stärker war, als man ihm berichtet hatte. Er bestand aus ungefähr 1000 Mann, und es konnten ihrer noch mehrere von dem dicken Gehölze verdeckt seyn. Nichts desto weniger griff der herzhafte Mann, dessen Muth durch die Gefahr nur vermehret wurde, den Feind an, schlug ihn zweymahl aus seinem Lager, und zog sich vor den Augen dieses

Corps, welches sich wieder gesetzt hatte, und alle Augenblicke neue Verstärkungen aus dem Lager zu **Tchernaja-Dolina** erhielt, so daß es bereits 3000 Mann stark war, zurück, worauf er 300 erbeutete Ochsen durch den Fluß treiben ließ, und ohne angegriffen zu werden, wieder über denselben zurück ging. Diese That zeigte so vielen Muth von Seiten des rußischen Befehlshabers, als Weichlichkeit und Unwissenheit von Seiten der Türken. Diese verlohren 60 Mann bey dem Angriffe des Lagers, die Russen aber 1 Capitän, 8 **Arnauten**, zwey Husaren und 10 Kosacken.

Der Eifer und die Tapferkeit der **Arnauten** trug viel zu diesem glücklichen Gefechte bey. Es sind griechische, dem Großherren unterworfene Christen, welche aus **Albaniern, Wallachen, Moldauern** und **Bulgaren** bestehen. Sie hassen die Türken und gehen häufig in die Dienste der Kaiserin. Die Türken nennen sie **Arnauten**, sie selbst hassen diesen Nahmen, und nennen sich lieber Griechen; bey der rußischen Armee nannten sie sich Freywillige. Der Fürst **Gallitzin** hatte eine Schwadron von ihnen errichtet, welche er wie Husaren bezahlte und sie mit seinen Truppen verband. Er gab überdieß jedem **Arnauten** einen, und jedem Capitän 10 Ducaten, um ihrer desto mehr an sich zu ziehen. Sie bestehen aus Reitern, welche eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und ein großes Messer führen; einige tragen Waffenkleider und geschuppte Panzer. Uebrigens kleiden sie sich wie die Türken, aber

an statt des Turbans tragen sie eine Pelzmütze in Gestalt eines Cylinders, so wie die zu Constantinopel wohnenden Franken. Diejenigen, welche in rußische Dienste gehen, heften eine weisse Feder an ihre Mütze, so wie die Kosacken dieser Nation sie anstatt der Schleifen tragen. Ihre Fahnen haben darin etwas besonders, weil sie darin das Kreutz neben dem halben Monde führen.

Viele Partheyen des rußischen Feldherren versicherten ihm, daß der Groß-Vezier am Pruth gelagert sey, 20 Stunden von Bender, 12 von Jassy und 48 von Kotchim, und zwar an eben dem Orte, wo Peter der Große ehedem sein Lager hatte, und daß der Seraskier-Bacha ein eigenes Corps am Pruth, acht Stunden von Jassy commandiere. Die ottomannischen Truppen machten, mit Einschluß derjenigen, welche hin und wieder am Dnieſter standen, ungefähr 190000 Mann aus. Der Vezier ließ einen Firman bekannt machen, worin der Großherr ihm befahl, den 15ten Jun. nach Kaminieck-Podolsky zu rücken und sich dieses Ortes zu bemächtigen. Nach einem andern Befehle des Großherren wurden viele Partheyen Türken und Tartarn aus Kotchim geschickt, ihre wallachischen Landesleute, besonders die auf den Gebirgen nach Siebenbürgen zu, niederzumachen, weil sie sich in rußischen Schutz begeben hatten. Der wüthende Sultan ließ also wider seinen Willen eine

seiner Provinzen in eine Wüsteney verwandeln, welches denn eine der gewöhnlichen Folgen des Despotismus ist.

Indessen hatte sich eine große Anzahl türkischer Truppen unter Kotchym zusammen gezogen, so daß der Fürst Prosorowsky keine Partheyen mehr über den Dnieſter schicken konnte. Er begnügte sich also, zu Folge den Befehlen des Feldherren damit, daß er den Feind durch kleine Partheyen beobachten ließ, welche unaufhörlich an dem linken Ufer dieses Flusses herum streiften. Als er von ihnen erfuhr, daß ein Haufe von drey bis vier hundert Tartarn über den Fluß gegangen sey, und bey dem Dorfe Braga stehe, und daß ein anderer Haufe von 4000 Mann, welcher jene decken sollte, gleichfalls angefangen habe, über den Fluß zu setzen, so bald er einige rußische Truppen erblickt habe, welches auch von einem andern Haufen zu Doubassar geschehen sey, in der Absicht, gerades Weges nach Neu-Servien zu gehen: so gab er dem Fürsten Gallizin Nachricht davon. Dieser befahl ihm, das tartarische Corps anzugreiffen, und wenn es unterstützt würde, ihm schleunig Nachricht davon zu geben, damit er ihn mit schwerem Geschütze und Fußvolke unterstützen könne, indessen sollte er mit Behutsamkeit angreiffen, und sich nicht der überlegenen Macht jenseit des Flusses aussetzen, damit der Feind nicht durch ein kleines Glück Muth bekäme ein größeres zu versuchen.

In Ansehung der bey Doubassar über den Dniester gegangenen ottomannischen Truppen mußte der Fürst Prosorowsky den in dem Innern Pohlens zerstreuten rußischen Haufen schleunigen Befehl zuschicken, die Bewegungen des Feindes sorgfältig zu beobachten, und ihm von allem was sie erfahren würden, besonders aber von dem Marsche der türkischen Truppen nach Neu-Servien ungesäumt Nachricht zu ertheilen.

Indessen ließ der Fürst Gallitzin alle unter ihm stehende Generals zusammen kommen, und hielt den 5ten Junii einen Kriegesrath, wie man die Absichten des Feindes am besten vereiteln könne. Zwey Tage darauf rückte die Armee in verschiedenen Colonnen nach dem Dorfe Jarmolints, welches der allgemeine Sammelplatz war. Sie war den 13ten Jun. daselbst beysammen und lagerte sich hierauf bey Jerdni, einem Dorfe eine kleine Stunde von dem Dniester und eine halbe Stunde von Kaminieck an der rechten Seite dieses Platzes. Die große Hitze bey Tage und die vielen und kalten Regen bey der Nacht, matteten seine Truppen auf diesem Marsche sehr ab.

Die leichten Truppen beobachteten indessen den Feind, dessen Bewegungen bloß darin bestanden, daß er kleine Partheyen über den Dniester schickte, welche einige Dörfer plünderten, und sogleich wieder zu der Hauptarmee stießen. Der Fürst Prosorowsky hatte sich mit der Armee

zu eben derselben Zeit dem Flusse genähert; allein sobald die Türken ihn gewahr wurden, griffen sie ihn in großer Anzahl an. Er zwang sie bald zum Weichen, da indessen der Fürst Gallitzin die Lage von Korchim und die Stellung seiner leichten Truppen untersuchte.

Gegen Mittag kam der Feind in noch grösserer Anzahl zum Vorschein, und man schätzte ihn ungefähr 20000 Mann stark. Der Herr von Stoffeln, welcher eine Reserve von zehn Bataillons Grenadiers und sechs Regimentern Carabiniers unter sich hatte, erhielt Befehl, sich dem Flusse zu nähern, um entweder die Truppen welche den Feind angreiffen würden zu unterstützen, oder ihn auch selbst anzugreiffen. Die rußischen Kosaken wichen vor einem Haufen, der ihnen an Anzahl so sehr überlegen war; allein ein Haufe Jäger griff ihn mit schwerem Geschütze an und hielt ihn auf. Der morastige Boden war der türkischen Reiterey hinderlich, indem sie sich nicht bewegen konnte und daher dem Feuer der Russen ausgesetzt blieb. Als endlich der Fürst Prosorowsky die Husaren und übrigen Jäger anrücken ließ, so nahm der Feind die Flucht, und ließ zwey Fahnen, 402 Todte und viele Verwundete im Stiche, wovon sich die letztern in die benachbarten Gehölze schlichen. Zehn türkische Soldaten und ein Fahnenträger wurden gefangen genommen. Achtzehen Mann ersoffen auf dem Rückgange über den Dniester. Der Ueberrest zog sich in der größten Eil bis auf

eine halbe Stunde von der Stadt zurück. Die Russen verlohren 38 Mann und 33 Pferde, und hatten 42 Mann und 46 Pferde verwundet.

Nach diesem kleinen Vortheile ließ der Fürst Gallizin seine Armee in dem Lager bey Jerdni stehen, weil der beständige Regen die Wege fast ungangbar gemacht hatte, und beschäftigte sich mit den nöthigen Anstalten, den Uebergang der bey Kotchim versammelten türkischen Truppen zu hindern, Kaminieck zu decken, selbst in das feindliche Land einzurücken, und seine durch unüberwindliche Hindernisse bisher unterbrochene Entwürfe zu verfolgen. Zu eben derselben Zeit rückte der Vezier mit seiner Armee nach Bender, um sich mit den Tartarn zu vereinigen und von der Seite Orlow in Reussen einzudringen. Er hatte 70 Kanonen bey sich und ließ bey der Brücke zu Jsatcha einen Bacha mit 12000 Türken zurück, den Seraskier-Bacha aber schickte er mit einem starken Haufen Truppen und vielem Geschütze nach Kotchim. Er hatte von dieser Stadt an, bis an den Pruth Posten von 50 Mann ausgesetzt, welche patrulliren und von allem Nachricht einziehen sollten. Einige Zeit vor seinem Aufbruche ließ er einem Theile der pohlnischen Conföderirten, welche sich bey ihm befanden, die Köpfe abschlagen, und viele von denen, welche in Kotchim waren, hatten kein besseres Schicksal.

Der

Der Fürst **Gallitzin**, welcher den Türken seinen Uebergang über den Fluß verbergen wollte, schickte dem General-Lieutenant **Rennenkampf** und dem General-Major **Kamensky** ab, welche sich in dem Dorfe **Janchints, Kotchim** gegen über setzen mußten. Er befahl ihnen, ihr Lager so weit als möglich seyn würde, auszudehnen, und den Feind zu hintergehen, und zwar sowohl durch eine große Fronte von Gezelten und Wagen, als auch durch ein Bombardement, wozu drey Flintenschüsse in der Nacht das Zeichen seyn sollten. Die Absicht des Fürsten war, die Besatzung durch ein heftiges Feuer aus dem grossen Geschütze nur zu beunruhigen und abzumatten; denn die Entfernung war zu groß, als daß zwölfpfündige Kanonen den Wällen einigen Schaden hätten thun können.

Der Herr von **Rennenkampf** schlug sein Lager auf den Anhöhen gegen **Kotchim** über auf. Die Infanterie sahe nach der Stadt, die in Gestalt eines Galgens gestellte Reiterey auf dem rechten Flügel aber, nach dem Dorfe **Ivaners** zu. Zu gleicher Zeit ging die Armee den **Dnieſter** hinauf bis nach **Tchernokosnitza**. Sie bewunderte die Schönheit dieses Ortes, so wie der Anblick der Grausamkeiten, welche die Türken und Tartarn daselbst verübt hatten, ihr Schauer und Schrecken einflößte. Eine Menge von Einwohnern lebten in dieser fruchtbaren Gegend sehr glücklich; allein die Barbaren entvölkerten sie in einem einigen Tage.

Man fand bloß einige wenige Bauern, welche auf den Bergen herum irreten. Sie hieben die meisten nieder, und führeten die übrigen in die Gefangenschaft; mit der Grausamkeit verbanden sie noch den Betrug, indem sie denenjenigen, welche sie niedergemacht hatten, die Köpfe abschnitten, und sie dem Befehlshaber in Kotchim für donische Kosakenköpfe verkauften, da sie denn für jeden Kopf fünf Thaler erhielten. Und doch gehörte dieses Land dem Bundesgenossen ihres Herren, dem Bischof von Kaminieck. Was für Bundesgenossen! Was für Unterthanen! Was für Menschen! Sie haben bey dem Kriege keine andere Absicht, als ihre eigene Habsucht und Leidenschaft zu befriedigen, und daher sind alle Menschen ihre Feinde; sie sind in einem bewohnten Orte das, was Tiger in einer Herde sind. Wenig Tage darauf ging ein Hause von 3000 Türken über den Fluß, legte die pohlnischen Flecken Tchechelnik, Verbka und Louga in die Asche, machte einen Theil der Einwohner nieder, führte die übrigen davon, und lagerte sich in der dasigen Gegend, in der Absicht, Verstärkung zu erwarten, über den Bug zu gehen, und durch Umanchina in Neu-Reussen einzudringen. Den Tag vorher kam ein anderer Hause, welcher bey Balta über den Dniester gegangen war, nach dem Flecken Berchade. Die meisten Einwohner hatten sich geflüchtet; der Anführer dieses Haufens befahl daher dem Bürgermeister, sie zurück

zu rufen, und ihnen zu versichern, daß seine Truppen Befehl hätten, ihrer Bundesgenossen, und besonders der Güter der Porozky zu schonen. Kaum aber waren die Unglücklichen wieder in ihre Häuser gekommen, so wurden sie entweder niedergehauen, oder zu Sclaven gemacht. Als der Fürst von diesen Gewaltthätigkeiten Nachricht erhielt, so befahl er, daß man die aufgehobenen Pohlen wieder in Freyheit setzen sollte; allein die meisten von denjenigen Truppen, bey welchen sie sich befanden, gehorchten weder den Befehlen noch den Gesetzen.

Die rußische Armee lagerte sich indessen bey Utre an dem Dniester auf den Anhöhen von Samochine, und fing noch denselben Tag an, eine Brücke über diesen Fluß zu schlagen, ohne im mindesten von dem Feinde beunruhiget zu werden. Die Brücke ward in der Nacht fertig und den folgenden Tag gingen die leichten Truppen mit dem Reserve-Corps in aller Frühe darüber. Das Wasser war hoch und es fehlte an Pontons, noch eine Brücke zu schlagen. Das Corps kam also erst gegen Mittag völlig hinüber. Gleich darauf ging auch die Hauptarmee hinüber, womit sie den Ueberrest des Tages und die ganze folgende Nacht zubrachte, und sich noch denselben Tag fünf Viertelstunden von dem Dniester lagerte. Die Reverse und die leichten Truppen besetzten vorwärts den Bucoviner-Wald, sowohl sie zu decken, als auch die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Die Magazine und

das schwere Gepäck wurden mit einer hinlänglichen Bedeckung an Reiterey und Fußvolk zu Samochine gelassen. Zu gleicher Zeit wurde dem Obersten Schirkov aufgetragen, ein neues Magazin zu Stanislavov auf dieser Seite von Pocutien zu errichten.

Der Bucoviner-Wald, welcher voller Wasserrisse und Hohlwege ist, befand sich zwischen Kotchim und den Russen. Der Fürst ließ ihn zur linken, und setzte seinen Weg rechter Hand fort, so daß er nur an einem bequemen Orte durch eine Spitze desselben kam. Hierauf nahm er seinen Weg auf Kotchim, und rückte bis nach Kogosi vor, einem Dorfe eine Stunde von dem Pruth und ungefähr drey Stunden von dem Platze.

Die Nachläßigkeit des türkischen Feldherren blieb sich immer gleich. Die rußische Armee machte, so zu sagen, vor seinen Augen, zwey Märsche; sie ging auf einer einigen Brücke über den Fluß, wandte vier Tage an, um einen Wald herum zu gehen und langte endlich ganz nahe bey dem Vezier an, welcher ruhig in seinem Lager saß, sich begnügte, einige Haufen in die Provinzen seiner Bundesgenossen zu schicken, und sich von seinem Feinde einschliessen ließ, welchen er nicht einmahl in Augenschein nehmen ließ. Nach dem Berichte einiger Juden bildete sich der leichtgläubige Musulmann ein, daß das Corps des Hrn. von Rennenkampf die Hauptarmee sey, und daß die Armee, welche über den

Fluß gegangen, nur ein kleines unerhebliches Corps sey, welches auf Entdeckung abgeschickt worden. Gegen einen erfahrnen Krieger würde der Fürst **Gallizin** diesen Schritt nicht gewagt haben, denn er würde ihm theuer seyn zu stehen gekommen.

Endlich zeigten sich einige Truppen vor der **rußischen** Armee, als diese eben unter dem Gewehre stand, und ihren Marsch fortsetzen wollte, welches sie denn sehr ruhig that, obgleich das Land sehr bergig und voller Hohlwege war. Sie kam ohne Hinderniß bis nach **Rakitine**, wo sie ihr Lager aufschlug. Ihre leichten Truppen hatten gegen Abend ein kleines Gefecht mit dem Feinde, wo sich die **Türken** bey dem Anbruche der Nacht mit einigem Verluste zurück zogen. Der **rußische** Feldherr, welcher bey diesem Gefechte selbst gegenwärtig war, gab dem Fürsten neue Verhaltungsbefehle nebst einer Verstärkung an Fußvolk und Geschütz.

Ein **Pohle**, Nahmens **Tvarovsky**, befehligte einen beträchtlichen Haufen in den **ungarischen** Gebirgen. Er wollte etwas auf die **rußischen** Partheyen unternehmen, welche das Magazin zu **Stanislavov** und die Zufuhre bedeckten; allein der Capitän **Petrovisch**, welcher diese Partheyen commandierte, kam ihm zuvor. Dieser stieß hinter dem Flecken **Nadvorni**, eine Stunde von dem Gebirge auf ihn, griff ihn an, machte ihn nebst noch zwey **Pohlen** gefangen, erbeutete zwanzig Pferde, und befreyete einen gefangenen

Russen. Funfzehen Mann wurden von dem Haufen des Tvarovsky in diesem Gefechte getödtet.

Indessen setzte die rußische Armee ihren Weg fort. Ihre leichten Truppen trieben ein starkes feindliches Corps, welches sich ihnen entgegen setzte, sehr lebhaft von einer Anhöhe zur andern vor sich her. Erst diesen Morgen erfuhren die Türken, daß die rußische Hauptarmee über den Fluß gegangen sey, und auf sie anrücke. Bis dahin hatten sie noch geglaubt, daß solches nur ein Corps von 10000 Mann sey. Nachdem der jetzt gedachte türkische Haufe verschiedene Verstärkungen erhalten hatte, so wuchs er dadurch bis zu 10000 Türken und 20000 Tartarn an, und stellete sich nunmehr in Schlachtordnung, als wenn er ein Treffen liefern wollte, ob er gleich kein Geschütz bey sich hatte. Die rußische Armee, welche mit einem an Anzahl schwächern Haufen zu fechten hatte, und ihre Flügel decken konnte, machte kein Viereck, sondern stellete sich in zwey Linien, that einige Kanonenschüsse und warf zwey oder drey Bomben, welche hinlänglich waren, den Feind zum Weichen zu bringen. Er ließ nur fünf Todte auf dem Platze; allein nach der Aussage der Gefangenen, verlohr er einige hundert Mann, deren Körper er mit sich schleppte oder einscharrete. Die Russen machten zehen Gefangene, erbeuteten zwey Fahnen und einige Pferde, und ihr Verlust war sehr unbeträchtlich.

Sie lagerten sich den folgenden Tag so, daß ihr linker Flügel zu Dolinani, einem Dorfe anderthalb Stunden von Kotchim und ihr rechter zu Bachkivzi stand. Die leichten Truppen des Feindes beunruhigten ihren Vortrab, ohne doch dessen Marsch aufzuhalten, wie sie denn auch das Lager die Nacht über nur ein wenig beunruhigten.

Jenseit des Dniesters bekamen die Russen einen Ausreisser von den Conföderirten, der aus Kotchim kam, gefangen. Er sagte, daß Potosky, ihr Feldherr, welcher mit einigen hundert Pohlen zu den 100000 Türken gestossen sey, welche unter dem Seraskier bey Jani standen, mit seinem Hause nach Kotchim gekommen sey, daß er zwey tausend Conföderirte erwarte, welche von dem Regimentarius Marozovitsky angeführet würden, und daß sich beyde Befehlshaber verglichen hätten, über den Fluß zu setzen, und nach Kaminieck zu gehen. Viele andere Gefangene von verschiedenen Nationen bestätigten diese Aussage, und setzten hinzu, daß der Seraskier Pontons bey sich führe.

Da sich der Feind in seine Verschanzungen zurück gezogen hatte, so beschloß der Fürst Gallizin, ihn daselbst anzugreiffen. Er schickte daher das schwere Gepäck der Armee unter einer Bedeckung zurück und brach den 2ten Julii von Dolinani auf. Die Reserve machte den Vortrab. Sie war nicht weit von dem Lager über einen Morast gegangen, und fing an, die benach-

barten Anhöhe zu besetzen, als der Feind einige tausend Mann stark zum Vorschein kam, und diese Höhe streitig machen wollte, welche die leichten Truppen und die Reiterey des Vortrabes bereits besetzt hatten. Er hatte kein Geschütz bey sich, indessen griff er diesen Haufen von vornen und von der Seite zweymahl mit solcher Heftigkeit an, daß sich derselbe auf die Infanterie zurück ziehen, und sich hinter derselben wieder in Ordnung stellen mußte. Der Fürst **Gallitzin** begab sich sogleich an den Ort des Gefechtes, und ließ die Grenadiers von der Reserve herbey kommen, welche mit großen Schritten anrückten und sich mitten auf dem Hügel geschlossen in Ordnung stelleten. Als der Feind vor ihrer Fronte gekommen war, so vertheilte er sich längst der spanischen Reutern, welche selbige bedeckten, und suchte sie abzuschneiden; allein seine Hitze wurde gar bald durch das regelmäßige Musketenfeuer gedämpft. Indem nun dieses Feuer den Ungestüm des angreiffenden Feindes hemmete, verbreiteten sich die Haufen Infanterie, welche aus dem Hohlwege kamen, zur Rechten und zur Linken der Grenadiers und besetzten eine Anhöhe, welche beynahe einen halben Zirkel machte. Nunmehr breiteten sich alle leichte Truppen, welche von zwey Bataillons Grenadiers und von dem Regimente **Schirwan** gedeckt wurden, auf den Anhöhen, von dem rechten Flügel der Infanterie an, bis an ein Thal, welches nach dem Dorfe **Ruchkin** zu gehet, aus. Das schwere Gepäck

blieb im Lager unter der Bedeckung von drey Regimentern Cavallerie und einem Bataillon Grenadiers. Die übrige Reiterey endlich stellte sich hinter dem Fußvolke des linken Flügels. Der Feind verbreitete sich vor dieser ganzen Linie, und da er sich weit zu seiner Linken ausdehnete, so machten die leichten Truppen der Russen auf ihrem rechten Flügel eine Bewegung rückwärts, um ihre Seite desto besser zu decken. Da nun auch das schwere Geschütz, welches auf der ganzen Fronte vertheilet war, an zu spielen fing, so brachte es den Feind völlig zum Weichen. Dieser ungestüme Angriff kostete den **Russen** einige hundert Mann. Er hätte ihnen gefährlich werden können, wenn nicht der Feldherr, welcher sich selbst an der Spitze seiner Truppen der Gefahr aussetzte, der Verwirrung durch weise Maßregeln gleich am Anfange abgeholfen hätte. Der Feind, welcher nicht zahlreich genug war, das Gefecht fortzusetzen, zog sich mit dem Verluste einer Fahne zurück. Nunmehr schloß die Armee ein Viereck und setzte solcher Gestalt ihren Marsch fort.

Als sie eine halbe Meile zurück gelegt hatte, stieß sie wieder auf den Feind, welcher weit zahlreicher und dießmahl mit Kanonen und Mörsern versehen war. Die Gefangenen sagten aus, daß es ein Corps von 70000 Türken und Tartarn sey, welches fast ganz aus Reiterey bestehe, und von dem **Mehemet-Bacha**, Seraskier von **Romelien** angeführet werde. Die Türken

ziehen so wie alle morgenländische Völker die Reiterey und den Gebrauch des Säbels dem Fußvolke vor. Ihr Schießgewehr ist länger, dicker und vom bessern Eisen als das europäische; allein sie bedienen sich desselben mit vieler Langsamkeit, und brennen immer vor Begierde, den Feind mit dem Säbel in der Hand anzugreiffen, welchen sie auch sehr geschickt zu führen wissen, und vermittelst desselben sehr ungestüm angreiffen. Die türkischen Truppen sind voll Hitze und Unerschrockenheit; das Feuer des Fußvolkes hält sie nicht auf, und nur das Bajonet dämpfet ihren Ungestüm, indem man Beyspiele hat, daß 200 Grenadiers mit diesem Gewehre über 2000 Mann türkischer Reiter über den Haufen geworfen haben.

Es sind leichte Truppen von der besten Art. Sie greiffen hitzig, ohne Ordnung und Uebereinstimmung, und ohne einen nach dem Boden und der Stellung des Feindes gemachten Plan an, umringen ihn, und fallen von allen Seiten über ihn her. Vor der Fronte und in der ersten Linie befindet sich immer eine große Menge Fahnen, um den Muth zu vermehren. Die Befehlshaber gehen ihnen mit ihrem Beyspiele vor, indem sie selbst an der Spitze ihrer Truppen fechten. Wenn ein Haufe zurück getrieben wird, so muntert ein frischer ihn zu einem neuen Angriffe auf, und ist nicht glücklicher. Sie locken im Fliehen diejenigen hinter sich her, welche ihnen nacheilen. Die Reiterey und das Fußvolk vermischen sich unter einander. Die Angriffe werden schwächer; die

Verwirrung wird allgemein und veranlasset endlich einen Rückzug, der eben so eilfertig ist, als der erste Angriff lebhaft war.

Ein so verworrener Angriff ist für eine kriegerische und an die Zucht gewöhnte Armee nicht sehr gefährlich; allein ein Heer, welches sich von ihnen über den Haufen werfen ließe, würde verlohren seyn. Es würde ihnen niemand entfliehen, weil ihre Pferde überaus flüchtig sind, und die Reiter selten einen Hieb vergebens thun. Man muß gegen sie die Scharmützel, welche sie so gerne veranlassen, die kleinen Detaschementer, die großen Ebenen und die kleinen Gefechte auf den Posten vermeiden. In den letztern besonders ist, wenn sie vertheidigen, ihr Muth, ihre Geduld und ihre Hartnäckigkeit ausserordentlich. Man muß es mit dieser Nation zu Haupttreffen zu bringen suchen, indem sie keine Bewegung anzulegen und nach den Umständen einzurichten weiß, ja nicht einmahl glaubt, daß an den Bewegungen ihres Feindes die Kunst einigen Antheil habe, und sie daher nicht einmahl gewahr zu werden, geschweige sie zu ergründen sucht.

Ihr Musketenfeuer ist nichts weniger als fürchterlich. Sie haben jederzeit einige Scharfschützen vor sich her, welche sich ganz nahe an die Armee machen, und zuweilen beschwerlich sind. Da ihr Gewehr weiter trägt, als das europäische, so kann man sie nicht leicht entfernen. Es würde gut seyn, wenn man ihnen in der ersten Linie einige mit gezogenen Röhren bewaffnete Soldaten ent-

gegen setzte. Was das türkische schwere Geschütz betrifft, so wird es sehr langsam bedienet, und thut wenig Wirkung. Fast alle ihre Kanonen, von zwey Pfund an bis zu hundert Pfund und mehr, sind von Metall. Sie sind mit Metall überladen und länger als die europäischen; die Lafleten sind plump und die Räder bestehen aus einem einigen Stücke. Viele sind mit Gabeln versehen, um sie auf verschiedene Art richten zu können. Man feuert sie oft auf Gerathewohl ab, und da sie oft überladen werden, damit die Kugel desto weiter gehe, so ist es nichts seltenes, daß sie springen.

Kaum hatte dieses Corps Reiterey die rußische Armee erblickt, als es sich schon rings um dieselbe verbreitete, so wie ein Haufen Geyer, welche eine Beute entdecken. Ihre ohne Ordnung zerstreuten kleinen Haufen schwärmeten hier und da herum, griffen auf allen Seiten an, und feuerten aus ihren Kanonen und Mörsern, bald auf die Hauptarmee, bald auf die leichten rußischen Truppen, von welchen sie auf der Seite angegriffen, und zurück getrieben wurden. Ob sie gleich viele Leute verlohren, und obgleich das schwere Geschütz und besonders einige geschickt geworfene Bomben eine schreckliche Verwüstung unter dieser Menge anrichteten, welche sich überall verbreitet hatte und einen ungeheuren Raum einnahm, so griffen sie doch auf diese Art die Armee zwey Stunden lang unaufhörlich an, so daß dieselbe auch Halte machen mußte. Aber

endlich ergriff dieser ganze Schwarm, als wenn er von einem plötzlichen Schrecken wäre überfallen worden die Flucht, theils nach Kotchim, größten Theils aber hinter den Pruth, und die rußische Armee setzte ihren Marsch mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen ungehindert fort.

Die leichten Truppen verfolgten den flüchtigen Feind, allein so geschwinde sie auch waren, so konnten sie doch nur das Gepäck einholen, wo sie zwey Wagen, eine große Menge Kamehle, Pferde, Gezelte, Gepäck, Ochsen und Schöpse, einen silbernen Commando-Stab, sieben Fahnen, zwey Trommeln und ein Paar Pauken erbeuteten. Die Flucht der Türken war so eilfertig, und die Flüchtigen zerstreueten sich so sehr, daß die Russen nicht mehr als 22 Gefangene machen konnten.

Der Verlust des Feindes war beträchtlich. Man fand auf dem Schlachtfelde über 300 Todte, welche sie nicht mit sich fort schleppen können. Ali-Bey, ein Herr aus Asien, bekam einen sehr gefährlichen Stoß mit einer Pike in den Rücken und rettete sich in dem Wagen eines Conföderirten. Er hatte über 3000 Freywilliger zu der Armee gebracht, wovon kaum einige hundert nach ihm zurück blieben, indem die übrigen wieder in ihr Vaterland zurück gingen. Dieß sind die Folgen einer Niederlage bey den türkischen Truppen.

Die Russen verlohren nicht mehr als einen

Officier und 53 Gemeine; sechs Officier und 110 Soldaten wurden verwundet. Ihre Truppen zeigten in diesem Gefechte eben so vielen Eifer und Muth als in den vorigen. Sie wünschten mit dem Feinde handgemein zu werden und ihm ein Haupttreffen zu liefern. Viele Grenadier, welche ungeduldig waren, daß sich ein Hinderniß zwischen ihnen und dem Feinde befand, baten, daß man die spanischen Reuter wegschaffen möchte, mit welchen der Feldherr sie aus weiser Vorsicht gedeckt hatte. Als sie sahen, daß die Reiterey die Flucht über die Ebene nahm, so hätten sie sich von ihrem Muthe beynahe fortreissen lassen, und die Kriegszucht konnte sie kaum zurück halten.

Der Fürst würde sich dieses Eifers zu Nutze gemacht und die Türken unter **Kotchim** angegriffen haben, ehe sie sich noch von ihrem Schrecken erhohlet hatten; allein die Nacht brach an, und die durch zwey Gefechte abgematteten Truppen hatten der Ruhe nöthig. Er ließ sie daher bey der Redute **Münnich**, eine Stunde von **Kotchim** campiren. Dieß ist eine von denjenigen Schanzen, welche der Feldmarschall **Münnich**, als er in der **Moldau** vorrückte, sieben bis acht Stunden von einander in seinem Rücken anlegen ließ, um die Zufuhre zu decken.

Die Festung that einige Kanonenschüsse auf den linken Flügel, allein die Kugeln erreichten denselben nicht. Als der Feind sahe, daß sich die kaiserliche Armee zu einem Angriffe schickte, so

verließ er seine Verschanzungen so eilfertig, daß auch vieles Geschütz, viele Kugeln, und Gezelte und eine Menge Gepäck zurück blieb. So gleich wurden diese Verschanzungen von sechs Regimentern Russen besetzt, und auf allen Wegen zwischen der Stadt und dem Lager sahe man Kosaken und Knechte, welche mit Beute beladen waren. Ueberdieß waren diese Verschanzungen keiner Vertheidigung fähig, weil sie aus bloßen zu Anfange des Krieges in der Eil gemachten Einschnitten bestanden, wovon man die Erde nach der Festung zu geworfen hatte; hier sahe man weder Faschinen noch Brustwehren, weder Kunst noch Ordnung. Man hatte sie bloß in der Absicht gemacht, einige Anhöhen einzuschliessen, welche die Festung bestrichen, und der für die Stadt allzu zahlreichen Besatzung mehr Raum zu verschaffen.

Indessen rückte der Fürst näher an **Kotchim** an, lehnete seinen linken Flügel an den Fluß, und ließ drey Batterien errichten, deren Commando er dem Obersten von der Artillerie **Melissino** und den Majors **Jukov** und **Ludwig** anvertrauete. Die Regimenter, welche die Verschanzung besetzt hatten, wurden zu ihrer Bedeckung bestimmt. Der Fürst war auf einer Anhöhe zwischen zwey Bächen gelagert, welche sich in den **Dniester** ergießen. Das Fußvolk machte ein langes Viereck, dessen eine nach der Stadt zu gekehrte lange Seite der irregulären Richtung des Hügels folgte. Sie wurde von fünf Redans be-

deckt, welche Flanken hatten. Die entgegen gesetzte Seite, welche eine geradere Linie vorstellete, wurde gleichfalls von sechs Redans bedeckt. Ein Theil der Reiterey nahm auf dem linken Flügel den übrigen Theil der Anhöhe ein; die Reiterey auf dem rechten Flügel stand in Gestalt eines Galgens in der Tiefe an dem Ufer des Baches, welcher die Fronte bedeckte. Der rechte Flügel des Fußvolkes wurde von vier mit Geschütz besetzten Schanzen bedeckt. Sechs andere Schanzen sicherten den Rücken nach dem Bache zu, welcher in einiger Entfernung hinter der Armee mit ihrem Rücken parallel floß. Die leichten Truppen befanden sich auf dem rechten Flügel. Nachdem diese Anstalten getroffen waren, wurde die Stadt einige Stunden lang beschossen und bombardieret, sowohl von dieser Seite als auch von dem **Dniester** her, von dem Corps des Generals **Rennenkampf**; doch in keiner andern Absicht, als einen Versuch zu machen, ob der Schrecken, welcher die **Türken** so weit von dem Schlachtfelde entfernet hatte, sie nicht auch zur Uebergabe bringen würde. Die große Menge in **Kotchim** eingesperrter Truppen machten diese Hoffnung wahrscheinlich. Einige Gefangene hatten ausgesagt, daß ausser den Truppen, mit welchen die Stadt schon, so zu sagen voll gepfropft war, sich auch der von den rußischen Truppen verfolgte Seraskier, der weder hinter den **Pruth** noch nach **Bender** zu entfliehen können, in die Stadt geworfen habe.

Der

Der Feind verließ sich auf sein grobes Geschütz und schien geneigt, sich zu vertheidigen, daher er auch mit einem heftigen Feuer aus 48 pfündigen Kanonen, welche mit Kugeln und Kartätschen geladen waren, antwortete. Weil der Fürst kein Belagerungsgeschütz bey sich hatte, so konnte er auch keinen ordentlichen Angriff unternehmen. Er beschloß daher, den Platz einzuschliessen, und diese Menge durch Hunger, Verwirrung, Enge und Krankheiten zur Uebergabe zu zwingen. Ein Corps Fußvolk, Reiterey und leichter Truppen schloß ihn von der Seite der Stadt ein. Ein anderes Corps Fußvolk schloß die Oeffnung des einwärts gehenden Winkels, welchen der Fluß ein wenig über Kotchim macht. Es machte zugleich ein Viereck, so wie auch zwey Reduten aufgeworfen wurden, die Gemeinschaft dieses Corps mit der Armee zu unterhalten. Auf der rechten Seite dieses Corps wurde die dritte Redute angelegt.

Das Bombardement wurde bloß von der andern Seite des Flusses fortgesetzet. Die so auf einander gepfropfte Besatzung litt viel von dem rußischen Geschütz, welches unaufhörlich fort spielte, um wenigstens den Feind zu entfernen, und sich Zeit zur Erholung zu verschaffen. Der Fürst ließ bey Okopi, fast auf dem linken Flügel der Armee vermittelst der Pontons, die er von Samochina kommen ließ, zwey Brücken schlagen, wodurch er die Gemeinschaft zwischen den beyden Flüssen erhielt, den Feind aber

immer enger einschränkte, der nunmehr von neu errichteten Batterien auf das hitzigste kanoniert und bombardiert wurde. Indessen streiften die leichten Truppen, welche von Fußvolk und Geschütz unterstützt wurden, unaufhörlich in der umliegenden Gegend herum, um so wohl den Feind von der Seite des **Pruth** und nach **Bender** und **Jassy** zu, zu beobachten, als auch allen Truppen und Zufuhren den Eingang in die Stadt zu hindern. Auf der **pohlnischen** Seite wurde eben dieselbe Vorsicht beobachtet. Das Geschütz des **Rennenkampfischen** Corps war den Türken sehr beschwerlich, indem es sie des freyen Zuganges zu dem Flusse beraubte, daher sie daselbst viele Menschen und Pferde verlohren. Die Batterien von dieser Seite bestrichen sogar die Gassen der Stadt.

Vermittelst der beyden **Brücken** zu **Okopi**, welche von Reiterey bedeckt wurden, gelangte das schwere Gepäck und die Lebensmittel ohne einiges Hinderniß zu der Armee. Indessen legte der Feldherr, um allen möglichen Unfällen vorzubeugen, ein neues Magazin zu **Stanislavow** in **Pokutien** an, worüber der Oberste **Schirkow** die Aufsicht hatte. Auch die Gesinnung der **Moldauer**, welche den **Russen** jetzt geneigter waren, als unter **Peter dem Großen**, vermehrte den Ueberfluß der Lebensmittel. Der Adel schickte Abgeordnete an den Feldherren, ließ ihn bewillkommen, und gab ihm Nachricht, daß die **Türken** an vielen Orten der Provinz Vieh

und Getreide verborgen hätten. Ob man nun gleich schon überflüßiges Vieh bey der Armee ausgetheilet hatte, so schickte der Fürst doch sogleich einige Haufen ab, diese kleinen Vorräthe aufzuheben, welche den Kosaken von den Abgeordneten und so gar von den Bauern angezeiget wurden.

Nachdem der General-Lieutenant **Rennenkampf** eine Verstärkung von Geschütz erhalten hatte, so errichtete er neue Batterien. Das Bombardement wurde von beyden Ufern des Flusses fortgesetzt, und die Stadt beantwortete dasselbe zwar lebhaft, aber ohne Wirkung. Der Feind unternahm verschiedene Ausfälle, wurde aber durch das Kanonen- und Musketen-Feuer allemahl wieder zurück getrieben. Bis dahin hatten die **Russen** nicht mehr als sechs Todte an Soldaten oder Jägern, 22 leicht Verwundete, und vier todte und drey verwundete Pferde. Verschiedene wichtigere Beschäftigungen machten, daß die Armee die gewöhnlichen Freudenbezeigungen wegen der letzten über die Türken erfochtenen Vortheile, welche mehr wegen der Muthlosigkeit, die sie bey ihnen wirken mußte, als wegen ihres Verlustes wichtig waren, bis auf den 7ten Jul. verschob.

Den folgenden Tag beantwortete die Besatzung das Bombardement, welches von Seiten der großen Armee fortgesetzt wurde, nicht mehr so lebhaft. Sie that einige Ausfälle, sowohl zu Pferde als zu Fuß, aber bloß in der Absicht,

um frische Luft zu schöpfen; denn so bald sie einige von den in der Nähe befindlichen Posten auf sich anrücken sahen, zogen sie sich wieder hinter ihre Mauern. Einige Pohlen und andere Christen, welche sich aus der Stadt schlichen, versicherten einmüthig, daß der Feind großen Mangel an Wasser und Lebensmitteln leide. Die Bomben waren ihm eben so lästig, und tödteten ihrer viele, so wie auch die Festungswerke und ihr bestes Geschütz gar sehr dadurch beschädiget wurden. Der Bacha von Romelien genas sehr langsam von seiner gefährlichen Verwundung. Die eingesperrten Belagerten athmeten eine von den vielen todten Körpern angesteckte Luft. Einige, welche von Zeit zu Zeit entwischten, wurden von den Arnauten aufgefangen und niedergemacht. Mitten unter diesen Drangsalen munterte Potosky die Türken auf, sich bis auf das äusserste zu wehren; allein diese waren bey der Standhaftigkeit ihrer Befehlshaber sehr ungeduldig.

Die rußischen Patruillen und Partheyen, welche nach Bender und auf der Seite des Pruth, nach Jassy zu geschickt wurden, entdeckten nichts von dem Feinde. Man erfuhr bloß von den vornehmsten Einwohnern der Moldau, daß die zu Kautchan befindlichen Tartarn, und der Vizir, welcher nicht weit von Bender stand, nicht die geringste Bewegung machten. Der Fürst schickte daher, um den Schrecken unter den Belagerten zu vermehren, unter

dem Grafen von Bruce, und dem General-Major, Fürsten Gallitzin, vier Regimenter Fußvolk, ein Regiment Carabiniers, zwey Bataillons Jäger, Husaren, und einiges Geschütz ab, seine Posten nach der Stadt zu, zu verstärken. Dieses Corps jagte auf Befehl des Feldherren den Feind aus den verwüsteten Häusern und Gärten, und zwang ihn, in die Stadt zu flüchten.

Der General-Lieutenant Soltikov lösete den Grafen von Bruce mit neuen Truppen ab. Indessen versuchten die Belagerten, welche immer enger eingeschränkt wurden, sich durch die russischen Truppen durchzuschlagen. Ein großer Hause Fußvolk und Reiterey, zwang die Posten, welche die Vorstadt besetzten, sich zurück zu ziehen, ging hierauf in die Verschanzung, und nahete sich bis auf einen Flintenschuß dem linken Flügel, welchen der General Samiatine commandierete. Allein das Feuer aus dem groben Geschütze und kleinem Gewehre hielt ihn gar bald auf, und nöthigte ihn, sich eilfertig nach der Vorstadt zu ziehen. Zwey Bataillons, zwey Compagnien Grenadiers, die Jäger und das schwere Geschütz trieben ihn vor sich her bis in die Stadt und besetzten ihre alten Posten. Die Russen verlohren sechs Mann an Unterofficiers, Corporals, Soldaten, Jägern oder Artilleristen, und bekamen 53 verwundete. Der Verlust des Feindes mußte beträchtlicher gewesen seyn, ungeachtet die Gärten ihn wie ein Wall bedeckten.

Der Vezier machte noch nicht die geringste Bewegung. Einige **Moldauer** berichteten, daß er Willens sey, den Tartar-Khan mit einem zahlreichen Corps der Stadt auf das eheste zum Entsatze zu schicken; indessen erfuhr man von einigen aus der Stadt entwischten Christen, besonders **Pohlen**, daß die auf das äusserste gebrachten Belagerer, einen allgemeinen Ausfall zu thun entschlossen wären.

Der Fürst **Repnin** lösete den General-Lieutenant **Soltikow** ab. Der Feind beunruhigte die rußischen Posten auf ihren Flanken den ganzen Tag, entweder weil er einen Ausfall thun, oder auch weil er sie nur entfernen wollte, um indessen entwischen zu können; die **Russen** verlohren dabey einen Sergeanten und vier Gemeine. Gegen die Nacht zog er sich zurück und hinterließ einen einigen Todten, bey welchem man einen Sack voll Blätter fand, welche ohne Zweifel zum Futter für die Ochsen und Pferde dienen sollten. Man hob auch einige **Wallachen** auf, welche mit Wagen aus der Stadt gehen wollten. Nachdem die Truppen des Fürsten **Repnin** ihre alten Posten bey den Pallisaden besetzt hatten, liessen sie die Hecken niederhauen, hinter welche sich der Feind versteckte.

Den 13ten Julii kamen einige abgeordnete **Moldauer** sowohl geistlichen als weltlichen Standes zu dem Fürsten, welche ihm nebst Brot und Salz auch ein Schreiben von dem Erzbischof der **Moldau, Joseph**, und von dem Bischof

Dossiphe' überbrachten. Nachdem sie ihre Wünsche für das Glück der Waffen der Kaiserin und der Rechtgläubigen wider die Ungläubigen abgelegt, baten sie den Feldherren um Sicherheitsbriefe, die er ihnen auch bewilligte.

Der General Stoffeln, welcher den Fürsten Repnin ablösete, wurde so wie er beunruhiget. Der Feind griff seine Posten auf der Seite des Dniesters an, und zeigte sich an mehrern Orten. Allein er wurde auf dem rechten Flügel durch ein heftiges Musketenfeuer zurück getrieben, hierauf mit aufgepflanztem Bajonette angegriffen, und vermittelst des groben Geschützes von der ganzen Fronte entfernet, so daß er sich mit einem beträchtlichen Verluste zurück ziehen mußte. Drey rußische Soldaten verlohren dabey ihr Leben; sechzehen andere und ein Capitän wurden verwundet. Auf der andern Seite des Flusses hatte der Herr von Rennenkampf von Anfang der Bloquade an, nicht mehr als drey todte und fünf verwundete Soldaten, obgleich der Feind ein unaufhörliches Feuer auf ihn machte.

Der Herr von Stoffeln behielt den 16ten Jul. mit dem General-Major Cheraskow das Commando in der Verschanzung, weil der General-Lieutenant von Essen, der ihn hätte ablösen sollen, krank war. Er wurde beunruhiget, wie den vorigen Tag; nichts desto weniger ließ er ein Gehölz, welches den Belagerten zur Bedeckung diente, auf hundert Ruthen weit

umhauen. Der Graf von Bruce lösete ihn ab, der nur einige kleine Scharmützel hatte, wobey einer seiner Jäger verwundet wurde. Der Feind bekam zwey Todte, und drey wurden von ihm gefangen gemacht. Die folgenden Tage hielt er sich ruhig.

Die ausgeschickten Partheyen von der rußischen Armee hatten bisher noch keinen Feind entdeckt. Endlich stieß der Major Missurey, welchen der Fürst Prosorowsky mit einem kleinen Haufen Husaren und Kosaken abgeschickt hatte, auf einen Haufen von 3000 Mann Türken, Tartarn und Conföderierter. Die ungleiche Anzahl nöthigte ihn, sich nach dem Flecken Lipchana, welcher vier Meilen hinter ihm lag, und von dem Major Zeiking besetzt war, zurück zu ziehen. Als der Feind die kleine Anzahl der Russen gewahr wurde, so ließ er sie von 400 Mann verfolgen. Als Missurey hinlänglich von dem türkischen Hauptcorps entfernet war, machte er Halte, griff den Feind an, und trieb ihn eine halbe Stunde weit zurück. Er bekam dabey keinen einigen Todten noch Verwundeten, dagegen der Feind zehen Todte auf dem Platze ließ.

Da nun auch einige andere Haufen auf tartarische Partheyen stießen, so gab der Feldherr dem Fürsten Prosorowsky Befehl, seine Detaschementer stärker zu machen, und die feindlichen Haufen sorgfältig zu recognosciren, um zu erfahren, woher sie kämen, und ob sie abgeschickt

worden, Kotchim zu entsetzen, oder in der Moldau festen Fuß zu fassen, und die Bewegungen der rußischen Armee zu beobachten. Man erfuhr gar bald, daß der Khan der Krimm sich mit 30000 Mann von Jassy dem Pruth nähere, um sich mit einem andern Corps von 20000 Tartarn zu vereinigen, welches den 14ten Julii von Zopora aufgebrochen war, um sich nach Tabor acht Stunden von Jassy zu begeben, und daß der neue Seraskier Moldavangi Bacha, sieben andere Bachas und drey Beys mit 20000 Türken und vielem schweren Geschütz nach eben denselben Ort rücken sollten, worauf diese vereinigte Macht auf Kotchim los gehen sollte.

Diesen Nachrichten zu Folge gab der rußische Feldherr dem Fürsten Prosorowsky Befehl, die nächsten und nützlichsten Posten von den leichten Truppen bey der Armee zu lassen, mit allen übrigen aber dem Feinde entgegen zu gehen, seine Stärke zu erkundigen, seine Absichten zu erforschen, die Ursache seines Marsches zu entdecken, und diesen Vortrab so sehr als möglich zu beunruhigen. Zu gleicher Zeit machte der Fürst Gallitzin seine allgemeinen Entwürfe, entweder den Feind in seinem vortheilhaften und fest verschanzten Lager zu erwarten, oder ihn auch, wenn die Umstände es erlaubten, selbst anzugreiffen, und auf eine oder die andere Art den Entsatz des Ortes zu verhindern.

Indessen fiel ein häufiger und heftiger Regen, und der von den Bächen angeschwollene Fluß riß die Brücke zu Okopi ein. Allein, obgleich das Wasser sehr hoch war, so wurde doch eine neue Brücke geschlagen. Die Gemeinschaft wurde nur auf einige Stunden unterbrochen, und als das Wasser fiel, so wurden auch die übrigen Brücken wieder hergestellet.

Da die Annäherung der Tartarn von den Gefangenen und allen streifenden Partheyen bestätiget wurde, so zog der Fürst die zur Bloquade bestimmten Regimenter an sich, und setzte sich in Verfassung den Feind zu empfangen. Er eilete desto mehr, da nach dessen Ankunft der beschwerliche Weg von der Verschanzung zu dem Lager eine gefährliche Verlegenheit hätte verursachen könne.

Der Fürst Prosorowsky gab seinem Feldherren den 19ten Julii Nachricht, daß der Khan nur noch fünf Stunden entfernet sey, und daß er Halte gemacht habe, um entweder seine Reiterey weiden zu lassen, oder auch eine gute Gelegenheit zu erwarten, den russischen Vortrab von der Hauptarmee abzuschneiden. Weil nun der Fürst Gallitzin es für gefährlich hielt, die Verschanzungen zu besetzen, ehe man von dem Marsche und den Absichten des Feindes zuverlässige Nachrichten hätte, so blieb er in dem vortheilhaften Lager, warin er sich befand, befahl aber dem Fürsten Prosorowsky ihre Bewegungen, Absichten und Stärke noch genauer zu er-

kundigen, und die Wege nach der Stadt auf das sorgfältigste zu bewachen, damit sich nicht das mindeste hinein schleichen könne. Er schickte unter den Befehlen des Grafen von **Brüce** drey Regimenter Fußvolk, zwey Bataillons Grenadiers und sechs Regimenter Carabiniers ab, um theils die leichten Truppen zu unterstützen, theils aber auch den Feind mit ihnen gemeinschaftlich anzugreiffen, wenn ihre Anzahl es verstattete. Der General-Lieutenant **Stoffeln** bekam den Auftrag, die Besatzung in **Kotchim** mit vier Regimentern Fußvolk, drey Regimentern Grenadiers und zweyen Reiterey zu beobachten, zu verhindern, daß sie sich nicht mit dem gehofften Entsatz vereinigen könnten, und den Fürsten **Prosorowsky** im Nothfalle zu unterstützen. Der Hr. von **Rennenkampf** erhielt von diesen Maßregeln Nachricht, damit er gegen einen plötzlichen Angriff von den Tartarn auf seiner Hut seyn möchte. Dieser Befehlshaber war auf einer kleinen mit Reduten, Gräben und spanischen Reutern befestigten Anhöhe sehr vortheilhaft gelagert, so daß er den Angriff eines ihm an Anzahl weit überlegenen Corps, vornehmlich aber Tartarn, aushalten konnte. Zu gleicher Zeit bekam er Befehl das Kanonen- und Bombenfeuer unaufhörlich fortzusetzen.

Weil sich der Feind bey der Annäherung des Hrn. von **Brüce** hinter einen Hohlweg zurück zog, so schloß der Fürst **Gallitzin** daraus, daß dieser Hause nur der Vortrab der großen Armee

sey, welche der Stadt zum Entsatz eilete, und aus 30000 Tartern und 20000 Türken unter der Anführung des Moldavanghi-Bache bestand. Es würde verwegen gewesen seyn, sich durch die Hohlwege zu wagen, welche die Tartarn deckten. Die Truppen waren ermüdet, es fehlete an Pferdefutter und die Zufuhr der Lebensmittel war beschwerlich; der Feldherr berief also den Grafen von Brüce zurück, und gab dem Fürsten Prosorowsky Befehl, seine alten Posten um die Stadt wieder einzunehmen, streifende Partheyen gegen den Feind auszuschicken, und die Furagierungen nach dem Bukowiner-Walde zu zu bedecken.

Einige arnautische Ausreisser, welche sich mit ihren Pferden aus Kotchim geschlichen hatten, berichteten, daß das russische Geschütz in der Stadt ungefähr 2000 Mann getödtet habe, daß fast alle Pferde von den Bomben und vor Hunger umgekommen wären, so daß ihrer ungefähr noch 300 übrig wären; die Besatzung habe nur noch ein wenig Mehl und Grütze, erwarte aber eine schleunige Verstärkung an Truppen und Geschütz, und sey übrigens entschlossen, sich noch länger zu vertheidigen.

Den 22ten Julii breitete sich bey der Armee die Nachricht aus, daß man hinter Liptschane ungefähr 20000 Tartarn, fast lauter Reiterey mit zwölf Feldstücken gewahr werde, daß der Khan der Krimm diesen Haufen in eigener Person anführe, daß er Willens sey, die Russen an-

zugreiffen, und eine Menge mit Lebensmitteln beladener Wagen in die Stadt zu bringen. Die Vorposten berichteten einige Zeit darauf wirklich, daß sie die Spitzen der Colonnen entdeckten. Gegen Mittag kamen sie völlig zum Vorschein, fingen an zu scharmutzieren, zerstreueten sich aber bald wieder, und suchten nach ihrer Gewohnheit ihren Feind zu umringen und ihn so anzugreifen. Sie richteten ihre vornehmste Macht wider die voraus geschickten Detaschements leichter Truppen der Armee und des auf den rechten Flügel gestellten Corps. Das unaufhörliche Feuer dieser Detaschementer und der zu ihrer Unterstützung hinter ihnen gestellten Reiterey nöthigte den Feind verschiedene Mahle zum Rückzuge. Indessen mußten beyde Corps der Menge, welche sich alle Augenblicke vermehrte, weichen, und zogen sich daher in etwas zurück. Der Feldherr hatte diesen Umstand voraus gesehen und zu nutzen gesucht, um den Feind unter das Feuer seiner Reduten und Batterien zu locken. Die Hoffnung war auch nicht vergebens. Die Tartarn fielen über das Haupt-Corps der leichten Truppen her, welches sich allmählig vor ihnen bis auf die Reduten zurück zog. Dieser verstellte Rückzug geschahe das erste Mahl in allzu gerader Linie auf das schwere Geschütz, so daß dasselbe nicht seine ganze Wirkung thun konnte, Allein da man den Türken einen Fallstrick mehrmals legen kann, so wurde er auch einige Mahl und zwar mit besserm Erfolge wiederhohlet.

Indessen war der rechte Flügel der Armee, welcher sich während des Angriffes der Tartarn gegen sie geschwenket hatte, so daß er den Rücken nach der Stadt kehrete, und dadurch der linke Flügel geworden war, in Gefahr umringt zu werden. Es ließ daher der General **Soltikow** seine schwere Reiterey eine schwenkende Bewegung machen, zeigte dem Feinde eine neue Fronte, und brachte ihn dadurch zum Weichen. Da er nun auf allen Seiten von dem Kanonen-Feuer, von den Bomben und von der Reiterey zurück getrieben, von den Husaren aber verfolgt, und von dem schlechten Erfolge seiner wiederhohlten Angriffe muthlos gemacht wurde, so fing er gegen acht Uhr des Abends an, sich in Unordnung zurück zu ziehen, worauf die leichten Truppen ihn gar bald völlig zum Fliehen brachten, ohne ihn doch einhohlen zu können, weil sie durch seine Eilfertigkeit und durch die Dunkelheit der Nacht daran verhindert wurden.

Während dieses Gefechtes suchte ein starker Haufe zu Fuß mit einigen Pferden aus der Stadt zu entkommen und zu der **türkischen** Armee zu stoßen, oder doch wenigstens die für sie bestimmten Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Allein die Vorsicht des **russischen** Feldherren hatte ihnen schon zum voraus Hindernisse in den Weg gelegt, so daß sie sehr bald genöthiget wurden, wieder in die Stadt zurück zu kehren. Man fand den folgenden Tag auf dem Schlachtfelde

etwa hundert Todte, worunter man auch einige Confoderierte an ihren Kleidungen erkannte. Die Russen verlohren einen Hauptmann von den leichten Truppen, 15 Husaren, 2 Kosaken, 4 Fußiliers und 26 Pferde. Ein Lieutenant von den Husaren, 49 Husaren oder Kosaken, und 28 Pferde wurden verwundet. Man hatte den guten Erfolg dieses Gefechtes fast ganz den leichten Truppen zu danken, daher auch der Fürst ihrer Tapferkeit die verdienten Lobsprüche beylegte. Nach der Flucht des Feindes, wurde die Einsperrung und das Bombardement wie vorher fortgesetzt; das letztere hatte während des Angriffes nicht einmahl aufgehöret.

Die zur Verfolgung des Feindes abgeschickten Partheyen trafen in einem Raume von fünf Stunden keinen Mann von demselben an. Erst den folgenden Tag erfuhr man, daß sie sich auf zehn Meilen weit nach dem Pruth zu und zwar an eben denselben Ort zurück gezogen hatten, von welchem sie gekommen waren, daß der Seraskier mit einem beträchtlichen Haufen von der Armee des Groß-Veziers zu ihnen stoßen würde, und daß sich dieser in das Gehölz bey Rebaja-Moghila, eilf Meilen jenseit Jassy zurück gezogen habe, und Willens sey, die Fahne Mahomeds unter einer Bedeckung jenseit der Donau zurück zu schicken.

Nach der Aussage vieler Christen und eines Janitscharen aus der Stadt, war es mit den Belagerten auf das äusserste gekommen. In dem

letzten Gefechte hatten die Bomben viele von denen getödtet, welche aus einer unzeitigen Neugierde auf die Wälle gelaufen waren. Die Janitscharen hatten in 48 Stunden nichts zu essen gehabt, und bekamen täglich nur ein wenig Gerste, welche sie in Wasser kochten. Sie hätten sich bisher blos in Erwartung des ihnen von ihren Befehlshabern versprochenen Entsatzes so lange gehalten; allein, da sie seit dem letzten unglücklichen Gefechte alle Hoffnung aufgegeben hätten, so würden sie gewiß capitulieren, wenn sie nicht befürchteten, niedergemacht zu werden. Der Fürst **Gallitzin** schickte auf diese Nachricht in der Nacht einige Soldaten ab, welche Zettel an die Palliſaden befestigen mußten, worin er den Belagerten versicherte, daß, wenn sie sich ohne Anstand ergeben würden, sie nicht allein das Leben behalten, sondern auch auf das gelindeste behandelt werden würden. Eben solche Zettel ließ er in der Stadt selbst ausstreuen, und ein Spion des **Potoski**, welchen die **Russen** gefangen bekommen hatten, ließ sich dazu gebrauchen.

Die Belagerten waren wirklich geneigt, sich zu ergeben, und würden es auch gewiß gethan haben, wenn ihre vornehmsten Officiers sie nicht beredet hätten, daß die Belagerer, welche über ihren muthigen Widerstand ungeduldig wären, sich dafür gewiß an ihnen rächen würden. Als der Fürst diese Kunstgriffe erfuhr, ließ er neue Zettel in der Stadt ausstreuen, worin er der Besatzung

satzung vorstellete, daß, da das Corps, welches sie hätte entsetzen wollen, zurück geschlagen worden, sie sich in kurzem ergeben müßten, und nochmahls versprach, sowohl die Einwohner, als die Truppen auf das menschlichste zu behandeln. Allein die Furcht, welche die eigennützige Politik der Befehlshaber ihnen einflößete, hatte mehr Gewalt über diesen kurzsichtigen Haufen, als die Hoffnung eines Gutes, welches ihm von feindlichen Händen angeboten wurde.

Indessen erhielt der russische Feldherr Nachricht, daß der Seraskier ihn angreiffen wolle, und daß indessen die Tartarn auf sein Gepäck fallen sollten. Er gab daher nicht nur dem Hrn. von Rennenkampf davon Nachricht, sondern befahl ihm auch, wenn die Tartarn über den Fluß gehen würden, sein gegenwärtiges Lager zu verlassen, und sich nach Okopi zu begeben, um die Brücke, das Gepäck und die in diesen Gegenden befindlichen Vorräthe zu decken. Er konnte daselbst einen eben so vortheilhaften Posten einnehmen, als der gegenwärtige war.

Der Oberste Shirkov, welcher die Zufuhre zu der russischen Armee gegen die Confoderierten bedecken sollte, hatte den Capitän Petrovitsch und den Lieutenant Gerschewanov gegen sie abgeschickt. Beyde Officiers verfolgten sie von Sambor bis nach Livov, trieben sie in diese Stadt, griffen sie daselbst an, und zwangen sie, selbige zu verlassen, und durch das Dorf Julkva in die Gebirge zu fliehen. Sie hoben

dabey alles Gepäck des Befehlshabers, des Fürsten **Lubomirsky** auf, verfolgten die Flüchtigen, griffen sie von neuem an, nahmen ihnen einige Pauken und sechs Trommeln ab, und befreyeten einen **donischen** Kosaken, welchen sie hatten gefangen bekommen. Ueber 30 Confoderierte blieben in diesem Gefechte. Der Ueberrest nahm seine Flucht längs der Gebirge und wurde von den **russischen** Truppen bis in das Dorf **Janov** verfolgt. Das erbeutete Gepäck bestand in Leinwand, Flinten, Kriegesvorrath, Lebensmitteln und Pferdefutter. Auf den Wagen des Fürsten **Lubomirsky** fand man für ungefähr 450 Rubel gemünztes Geld, welches unter die Soldaten vertheilet wurde.

Indessen berichteten die unter dem Grafen von **Bruce** und **Soltikov**, unter dem Fürsten **Repnin**, General-Major **Ismailow** und Fürsten **Prosorowsky** abgeschickten Corps einmüthig, daß der Feind mit verstärkter Macht im Anzuge begriffen sey. Der Fürst **Gallitzin** hielt es daher für nöthig, die Detaschementer des Fürsten **Prosorowsky** und des Herren von **Rennenkampf**, welche **Korchim** einsperreten und sehr weit von einander entfernet waren, näher zur Armee zu ziehen. Ein Regiment zu Fuß und zwey Regimenter Carabiniers von dem Corps des Hrn. von **Rennenkampf** begaben sich unter Anführung des General-Majors **Kamenskoj** mit einigen Feldstücken und zwey Zwölfpfündern auf die andere Seite des Flusses,

die Brücke und Vorräthe zu Okopi zu decken, da indessen von dieser Seite ein Regiment zu Fuß mit seinen Feldstücken die Brückenschanze besetzt hielt.

Den 26ten Julii verbreiteten sich die Tartern rings um die russische Armee und fingen an mit den leichten Truppen zu scharmutzieren. Sie näherten sich in Pelotons der Fronte der Armee und den Batterien und Reduten, welche die Seiten bedeckten. Die Kanonen und Bomben trieben sie mit vielem Verluste zurück, worauf sie die Flucht ergriffen und von den leichten Truppen verfolgt wurden. Diese Angriffe wurden bis an den Abend wiederhohlt; allein dießmahl zog sich der Feind nicht so weit von der Stadt zurück, sondern lagerte sich in der Nähe hinter große Felsen, welche von Wasserrissen, Gräben und Hohlwegen umgeben waren, wo sie von regulären Truppen nicht mit Vortheil angegriffen werden konnten. Dieses Corps bestand fast völlig aus Reiterey und hatte einige Kanonen bey sich. In Ansehung seiner Stärke waren die christlichen Ueberläufer von verschiedenen Nationen in ihren Aussagen sehr mißhellig, daher es nicht möglich war, sie nach ihren Angaben zu schätzen.

Der Feind behielt diese Stellung einige Tage, und wagte indessen weiter nichts, als einige Scharmützel, welche den vorigen ähnlich waren. Den 29ten Julii verließ er sein Lager und bezog ein anderes auf der Seite von Korchim

längs dem Dnieſter im Angeſicht der ruſſiſchen Armee, vielleicht um daſelbſt neue Verſtärkung zu erwarten, welche nach dem Berichte einiger ausgeriſſenen Bosniaken, auſſer den bereits von dem Seraskier herbey geführten Türken, und außer den Tartarn unter der eigenen Anführung des Khan, in kurzem von dem Groß-Vezier ankommen ſollte. Er blieb in dieſem neuen Lager, und man ward bald gewahr, daß er ſich in demſelben verſchanzte.

Die Kaiſerliche Armee erhielt zwar überflüſſige Lebensmittel; allein es fehlete ihr an Pferdefutter. Das von zwey großen Armeen verheerete Land konnte in einem Bezirke von fünf Meilen zu beyden Seiten des Fluſſes faſt nichts mehr ſchaffen. Die Türken ſuchten ſolches faſt alle Tage zwiſchen dem Fluſſe und der ruſſiſchen Armee, welche die leichten Truppen wider ſie abſchickte, die denn oft kleine Gefechte anfingen, welche allemahl von dem ſchweren Geſchütze und Fußvolke geendiget wurden. Die Pferde waren abgemattet; die Fouragierer, welche ſehr weit gehen mußten, kamen nicht ehe als 24 Stunden nach ihrem Abgange wieder zurück, und es war dem Feinde leicht, ſie zu beunruhigen. Der Seraskier Moldavangi, hatte ſich nicht ſowohl durch ſeine Geburt, aus welcher die Türken ohnehin wenig machen, als vielmehr durch ſeine Fähigkeiten bey der Pforte in ein großes Anſehen geſetzt. Er war ſehr von dem Vezier unterſchieden, der gut in das Cabinet war, dagegen Mol-

davangi Gaben zur Ausführung hatte. Er war stolz, ungestüm, wachsam, thätig, unternehmend bis zur Verwegenheit, und das Lager welches er eben gewählet hatte, verrieth Absichten. Er konnte hier ein Haupttreffen vermeiden, und große Haufen Reiterey auf die andere Seite des Flusses schicken, um die Zufuhre der Russen anzugreiffen, und etwas auf ihre Vorräthe zu unternehmen. Wenn er dieses gethan, und dieses kluge Betragen fortgesetzt hätte, so würde er die Gestalt des ganzen Krieges zu seinem Vortheile haben ändern und den Feind ohne Zweifel sehr weit von seinen Gränzen zurück treiben können. Allein, man muß gestehen, daß wenn er eines solchen Entwurfes fähig gewesen wäre, er ihn doch mit so ungelehrigen Truppen, als die seinigen waren, schwerlich würde haben ausführen können.

Diese Stellung beyder Armeen konnte für die Russen unglücklich werden. Die Türken hatten sich hinter unzugängliche Felsen gezogen, und wenn sie auch zu Folge ihrer natürlichen Hitze die Russen in ihrem befestigten und mit Reduten und Geschütz hinlänglich versehenen Lager angegriffen hätten, so blieb doch Kotchim immer noch mit einer zahlreichen Besatzung übrig. Zogen sich aber die Russen zurück, so konnten sie hoffen, daß der Feind ihnen diesseits des Flusses nachfolgen und Gelegenheit geben würde, die Niederlage bey Zenta von dem Prinzen Eugen zu wiederhohlen. Diese Gründe bewegten den

Kriegsrath, welchen der Fürst Gallitzin versammeln ließ, die Armee wieder nach Pohlen zurück zu führen. Sie brach daher ihr Lager gegen Abend ab, marschierte die Nacht im Mondscheine und kam bey der Brücke zu Okopi an, über welche sie ging, ohne fast einen einigen Türken oder Tartar gesehen zu haben.

Der Feind bekam von dieser Bewegung nicht frühe genug Nachricht, oder es hielt auch der unbequeme Boden seine Maßregeln auf. Die Russen hatten ihr Lager bey Okopi längs des Dniesters bereits bezogen, als an dem rechten Ufer ein Haufe Reiterey zum Vorschein kam, welcher die letzte Colonne, die der General Rennenkampf anführte, in völliger Unordnung angriff. Allein dessen ungeachtet gingen die Truppen in der größten Ordnung und ohne einigen Verlust über den Fluß, indem sie von dem Ingermannländischen Regimente, welches die Brückenschanze besetzte, und von neun an dem linken Ufer errichteten Batterien, deren Feuer die Tartarn entfernte und den Russen Zeit gab, die Brücke hinter sich abzubrechen, bedeckt wurden. Die Tartarn gaben also bey diesem ganzen Vorgange bloß müßige Zuschauer ab.

Den folgenden Tag brach die Armee wieder auf, und kam nach einem beschwerlichen Marsche durch eine gebirgige Gegend, welche von zwey Flüssen mit steilen Ufern durchschnitten wird, bey dem Flecken Kniecgina, eine Meile von Kaminieck-Podolski an. Diese Gegend hatte

noch einiges Pferdefutter und lieferte sehr bequeme Plätze, den Feind zu beobachten. Das rechte Ufer wurde mit Partheyen und Posten besetzt, besonders an denjenigen Orten, wo der Uebergang am leichtesten war. Einige tartarische Truppen folgten der Armee, aber ohne etwas zu unternehmen. Einige **pohlnische** Bauern, welche ihrer Barbarey entgangen waren, berichteten, daß die **Türken** in dem Lager bey **Kotchim** ihre Pferde von der Weide zurück zögen, daß sie sich gefaßt machten, über den Fluß zu gehen, und den Vezier mit seiner Armee erwarteten.

Ein Hause Reiterey, größtentheils Tartarn, ging unter dem Schutze des schweren Geschützes in der Stadt, welches doch den **Russen** nur wenig Schaden that, weil das rechte Ufer weit höher ist, als das linke, wirklich über den Fluß. Nachdem der Fürst **Prosorowsky** dem Feldherren davon Nachricht gegeben hatte, ließ derselbe die leichten Truppen **Kotchim** gegen über mit vier Regimentern Infanterie und zwey Regimentern Carabiniers unter dem General-Lieutenant **Soltikow** und den General-Majors **Gortschakow** und **Glebov**, verstärken. Er schickte ferner den Fürsten **Repnin**, den General-Major **Potemkin** und den Brigadier **Grotenhelm** mit einem starken Haufen Fußvolk und Reiterey ab. Nachdem diese Truppen den Feind genöthiget hatten, wieder über den Fluß zurück zu gehen, so kamen sie in das Lager zurück und berichteten, daß die Tartarn, so viel man

bemerken können, viele Todte, Verwundete oder Ertrunkene gehabt hätten. Die **Russen** verlohren einen Lieutenant von den Husaren, und hatten nur sieben verwundete Husaren oder Kosaken und drey verwundete Pferde. Die Tartarn griffen ein Bataillon Grenadiers an, welches der Oberst-Lieutenant **Tchernichew** commandierte; allein, seine Anstalten und sein Geschütz vereitelten auch diesen Angriff. Er verlohr dabey einen einigen Kanonier und ein Lieutenant und sechs Grenadiers wurden verwundet.

An eben dem Tage gab die Festung große Salven aus ihrem schweren Geschütze, und man erfuhr, daß es wegen der angekommenen neuen Befehle des Großherren geschehe. Der Vezier wurde zurück berufen, und der Bacha **Moldavangi** zum Feldherren ernannt. Als der Vezier nach **Constantinopel** aufbrach, überließ er das Commando der Armee dem Janitscharen-Aga.

Indessen gingen noch immer einige kleine Partheyen Tartarn an mehrern Orten über den Fluß, die Dörfer zu plündern, wurden aber auch allemahl von den leichten Truppen wieder verjagt. Man ward auch hinter **Kotchim** einen beträchtlichen Haufen Reiterey gewahr; allein man wuste nicht, ob er sich nur um der Fütterung willen daselbst aufhielt, oder ob er bestimmt sey, weiter unten über den **Dniester** zu gehen, um das Gebiet **Braclau** zu verheeren, welches ihnen die Conföderierten selbst zu verwüsten überlassen hat-

ten, um der russischen Armee die Fütterung wegzunehmen. Zu Rachkow befanden sich schon bey nahe 2000 Türken. Diese Anstalten bewogen den Fürsten Gallitzin, den General Rumanzow, welcher die zweyte Armee commandierte, zu ersuchen, daß er einige leichte Truppen abschicken möchte, die Provinzen von diesen streifenden Partheyen zu befreyen, und sie künftig jenseit des Dnieſters einzuschränken.

Die vier Regimenter Carabiniers, welche die Magazine bedecken und die Conföderirten zerstreuen sollten, beobachteten alle ihre Schritte mit der größten Sorgfalt. Zwey Corps, welche unter den Majors Kurojedov und Saleman von diesen Regimentern abgeschickt waren, trafen, nachdem sie sich vereinigt hatten, bey dem Flecken Rechova auf ein Corps von ungefähr 1000 Pohlen, welches der Fürst Lubomirsky und der Regimentarius Radiminsky anführeten. Sie griffen es sogleich an, tödteten 100 Mann davon, verwundeten ihrer viele, machten fünf Gefangene und erbeuteten zwey Kanonen, einen metallenen Sechspfünder, und einen eisernen Dreypfünder. Der Ueberrest, welcher sehr hitzig verfolgt wurde, flohe in das Schloß eben desselben Dorfes, aus welchem ihn aber der Mangel an Lebensmitteln gar bald wieder vertrieb. Sie nahmen den Weg nach Kolbuchev, wohin Saleman, der sie beobachtete, ihnen folgte, sie sieben Meilen von Rechova einhohlete, 200 Mann von ihnen niederhieb, dreyßig Ge-

fangene machte, und sieben metallene Kanonen von verschiedenen Kalibern nebst vielen Flinten und Kriegsvorrathe erbeutete. Die beyden Befehlshaber entwischten durch Hülfe des benachbarten Waldes. Von Seiten der Russen wurden nur zwey Carabiniers verwundet, und zwey Pferde getödtet. Andere Detaschements wurden gegen diejenigen Conföderierten geschickt, welche sich in großer Anzahl gegen **Lublin** zeigten, und bis nach **Broda** streiften, welchen Ort die **Russen** besetzt hielten.

Zwey **Moldauer**, welche aus **Kotchim** kamen, berichteten, daß die Truppen, welche sich in und um die Stadt befänden, großen Mangel an Lebensmitteln litten; es fehle ihnen sogar an Brot, welches sie von der großen Armee erwarteten. Es war indessen möglich, daß diese beyden Leute den Mangel, welcher nur die **Moldauer** drückte, für allgemein ausgaben; denn jene bekamen kaum die Hälfte von dem, was man den Muselmännern gab. Beyde versicherten, daß die Furagierer allemahl zwey Mahl acht und vierzig Stunden aus dem Lager blieben, daß sie in der Nacht in großen Barken über den Fluß gingen, und an dem linken Ufer die wenige Fütterung hohleten, welche sie daselbst noch fanden; daß die Truppen sehr häufig ausrissen, daß nach dem bey der **ottomannischen** Armee gegangenen Gerüchte, der neue Feldherr eine Verstärkung von schweren Geschütze von **Riabaja-Mogila** kommen lasse, und wenn er selbige er-

halten, er der Stadt gegen über eine Brücke schlagen, und mit dem Khan der Krimm und seinen Tartarn die Russen angreiffen wolle, da indessen der neue Seraskier Abassa Bacha, Kotchim mit einigen Truppen besetzt halten sollte.

Die Tartarn, welche unter der Festung gelagert waren, machten verschiedene Bewegungen; allein ihre zahlreiche Reiterey und ihre häufigen Patrouillen hinderten die Russen, sie in der Nähe zu beobachten. Da man durch die jenseit des Dniesters, selbst bis nach Jassy geschickten Partheyen nichts erfuhr, so glaubte man, daß sich der Feind, um der Fütterung willen, in seinem Rücken ausbreite.

Der Fürst Gallitzin besichtigte indessen den Fluß, und die Stellung seiner leichten Truppen, welche von zwey Regimentern Carabiniers und dem Regimente Fußvolk von Chirvan unter dem General-Major Potemkin unterstützt wurden. Er sahe, daß das Lager des Feindes weiter ausgedehnt war, als vorher, und ließ daher Redouten und Batterien aufwerfen, besonders an denjenigen Orten, wo man den Fluß durchwaten konnte.

Den folgenden Tag gingen ungefähr tausend Tartarn zu Pferde über den Dniester und scharmutzierten mit den leichten Truppen. Allein, nachdem einige Kanonenschüsse auf sie geschehen waren, nahmen sie die Flucht und zogen sich zurück.

Der Feind fing unter dem Schutze des Feuers aus der Festung eine Brücke an, und stellete

jenseit des Dniesters ein starkes Corps Fußvolk und Reiterey. Als der General Nachricht davon erhielt, so verließ er sein Lager zu Kniagina, und lagerte sich zu Gavrilotsi, Kotchim gegen über, eine viertel Meile von dem Flusse. Er konnte daselbst seine Posten besser unterstützen, den Feind leichter im Zaume halten, und ihn verhindern, sich an dem rechten Ufer fest zu setzen.

Die ersten tartarischen Truppen, welche die Russen gleich anfänglich zurück getrieben hatten, kamen in kurzem wieder zurück, und da ihre Zahl beständig größer wurde, so mußten die Kosaken, welche mit ihnen scharmutzierten, sich mit der Schwadron Husaren, welche sie unterstützen sollte, hinter eine Anhöhe zurück ziehen, welche der Feind besetzt hielt. Allein er wurde durch das Feuer einiger Batterien, welche man auf den Flügeln der leichten Truppen errichtet hatte, gar bald von derselben entfernet. Der Major Fabrician stand mit einem Bataillon in dem Gehöltze auf dem rechten Flügel der Armee. Die Tartarn fielen mit dem Säbel in der Faust, fast ohne zu feuern, über ihn her, und griffen sowohl ihn, als die Redute, welche der zweyte Lieutenant von der Artillerie, Bichov besetzt hielt, mit so vieler Lebhaftigkeit an, daß sich Fabrician auf die Redute, und auf die ein wenig weiter im Rücken gestellte Compagnie zurück ziehen mußte.

Indessen entfernte sich der Feind, welcher durch das unaufhörliche Kanonen- und Muske-

tenfeuer zurück getrieben wurde, mit einem Verluste von dreyßig Todten. Sogleich bekamen die Husaren, welche zur Unterstützung des Fußvolkes bestimmt waren, Befehl, sich dem Gehölze zu nähern. Als der General **Rennenkampf** hier noch im Lager stand, so hatte man vor der Redute Brunnen und Gruben gegraben. Um nun diese zu vermeiden, wandte sich der Brigadier **Tekely** im Rücken des Feindes rechts, da inzwischen drey Regimenter, welche dem Dorfe **Babchina** gegen über standen, sich ein wenig links schlugen und das Holz zur rechten liessen, um die Tartarn anzugreiffen, welche sich zwischen dem Gehölze und dem Flusse gesetzt hatten, und die Truppen in dem Gehölze zu unterstützen.

Da das Geschütz aus der Festung bis dahin reichte, so zogen die Husaren sich ein wenig zurück, machten aber sogleich in Gegenwart des Feindes, welcher immer zahlreicher wurde, Halte. Der Feind stellete sich einige Mahl den leichten Truppen gegen über, als wenn er angreiffen wollte, um zum zweyten Mahle auf die Infanterie in dem Gehölze zu stürzen und die in der Nähe befindliche Batterie anzugreiffen. Das Bataillon, welches der Hauptmann **Anrep** anführete, wurde so lebhaft angegriffen, daß es sich auf zwey hinter der Batterie gestellte Compagnien zurück ziehen, sich von denselben entfernen und das Geschütz davon zu seiner eigenen Vertheidigung mit sich nehmen mußte. Sogleich wurde es von dieser zahlreichen Reiterey verfolgt,

und in dem Gehölze umringt, ungeachtet das Bataillon des **Fabrician** und einige freywillige Grenadiers demselben zu Hülfe kamen; es mußte also das ganze Regiment **Astrakan** zu dessen Unterstützung commandieret werden. Der Major **Rosen** führete das zweyte Bataillon desselben in zwey Abtheilungen gerade auf die angegriffenen Truppen an. Der Oberste **Gudovitsch** folgte mit dem ersten an dem Rande des Gehölzes zur Linken, um den Feind im Rücken und auf dem rechten Flügel anzugreiffen. Als dieser Officier sahe, daß die tartarische Reiterey, ihrer Gewohnheit nach, in einem dicken Haufen stand, und im Begriffe war, die Husaren anzugreiffen, so ging er aus dem Gehölze, und nöthigte sie durch ein heftiges Feuer zum Weichen. Hierauf fiel er derselben in den Flügel, da indessen das zweyte Bataillon ihr von vorn zusetzte, und griff sie mit einem heftigen Kanonen- und Musketenfeuer an. Der Feind stellete sich einige Mahl, als wenn er ihn mit dem Säbel in der Faust anfallen wollte, allein endlich entschloß er sich zum Rückzuge und ging wieder über den Fluß. Dieses Corps war ungefähr 10000 Mann stark. Da es über eine Stunde einem heftigen Feuer ausgesetzt war, so urtheilete man, daß es einen Verlust von wenigstens 1000 Mann an Todten und Verwundeten müsse erlitten haben, welches die Ueberläufer einmüthig bestätigten. Die **Russen** verlohren nicht mehr als einen Capitain von den Husaren, und funfzehen Grenadiers oder

Füseliers. Ein Lieutenant, ein Unter-Lieutenant, ein Cornet von den Husaren, 45 Unterofficiers und Gemeine wurden verwundet, und das Jäger-Corps verlohr einen Tambur.

Ob es nun gleich schien, daß der Feind Willens sey, unter dem Schutze der Kanonen in der Festung mit seiner ganzen Macht über den Fluß zu gehen, indem er Tag und Nacht an einer Brücke gearbeitet hatte, welche nur für das schwere Geschütz nöthig war, indem man den Fluß durchwaten konnte, so that er doch den ganzen folgenden Tag nichts, als daß er ein heftiges Feuer aus dem Geschütze der Festung und von den an dem rechten Ufer errichteten Batterien machte. Es zeigten sich zwar einige seiner Partheyen diesseits, allein sie waren nicht sehr zahlreich und kamen vielleicht bloß in der Absicht, die Russen zu schrecken. Sie wurden indessen überall mit Verlust zurück getrieben. Was die Arbeit an der Brücke betrifft, so brachte der Feind in der Nacht nur zwey Pontons zu Stande, welche er aus Kotchim mitgebracht hatte.

Indessen gingen zu Riabaja-Mogila merkwürdige Veränderungen vor. Der Vezier wurde abgesetzt, und seine Secretairs Drag und Kigaja wurden so wie der Bacha Caraman in Verhaft genommen und unter einer Bedeckung nach Constantinopel gebracht. Es waren von diesem so zahlreichen Heere nur noch 40000 Mann mit 30 Stücken schweres Geschützes übrig, zwey Kanonen nicht mit gerechnet, welche

wegen ihrer ungeheuren Größe völlig unbrauchbar waren. Einige hundert Conföderierte befanden sich mit einigem Geschütze gleichfalls dabey. Die große Vorsichtigkeit des Feldherren, und der lange Aufenthalt in einem und eben demselben Lager, war nicht nach dem Geschmacke einer muthigen Nation, welche nach Gefahren, Blut und Beute begierig ist. Die Truppen rissen daher Haufenweise aus, und begaben sich nach Hause, und dieses böse Beyspiel steckte auch einen Theil von den Truppen des **Moldavangi** an. Man sagte, daß dieser Feldherr 80000 Mann sowohl Türken als Tartarn, unter sich habe, nebst dem neuen Seraskier, **Abassa**, Bacha von drey Roßschweifen, dem Khan von der **Krimm** und dem Sultan der **Nogaischen** Tartarn, und daß sein Geschütz in 20 großen Kanonen und 240 kleinen Stücken, deren ein Maulesel zwey tragen konnte, bestehe. Die **Türken** laden dergleichen Kanonen auch auf Kamehle, indem sie selbige mit Riemen, an jeder Seite eine Kanone, befestigen. Diese kleinen Kanonen könnten uns in den Gebirgen sehr nützlich seyn. Es mögen nun diese Nachrichten ungegründet gewesen seyn, oder **Moldavangi** mag auch neue Truppen von **Riabaja-Mogila** haben kommen lassen: so versicherten bald darauf zwey aus **Kotchim** gekommene **bulgarische** Christen, daß sich unter dieser Festung 150000 Mann befänden, nebst vielen schweren aus der Festung gezogenen Kanonen und 30 kleinen, daß der Vezier entschlossen sey,

beyde

beyde Armeen vor dem Uebergange zusammen zu ziehen, und die zu Kiabaja-Mogila befindliche Armee in eigener Person nach Kotchim zu führen. Die Türken hätten also ein hinlängliches Corps vor der russischen Armee lassen können, dieselbe im Zaume zu halten, oder auch ihr zu folgen, und sie aufzuhalten, wenn sie die geringste Bewegung gemacht hätte; sie hätten hierauf den Ueberrest der Armee in drey oder vier andere Corps theilen und an eben so vielen Orten ohne Widerstand in Pohlen und Rußland eindringen können. Allein man wird sich über einen so groben Fehler von Seiten der Türken nicht verwundern, wenn man sich erinnert, daß die Geschichte deren mehr als ein Beyspiel liefert. Man siehet daselbst, daß Kriegesheere, welche noch einmahl so zahlreich sind, als der Feind, in einem beschwerlichen Lande, wo die Ueberlegenheit an Anzahl mehr schädlich als nützlich ist, in dicken Haufen beysammen bleiben. Einerley Ursache hat nach Maßgebung ihrer verschiedenen Grade auch überall einerley Wirkungen. Ueberall spielet die willkührliche Gewalt die Reichthümer eines ganzen Königreiches einer kleinen Anzahl von Bürgern in die Hände, entnervet diese durch ausschweifende Wollüste, und den Ueberrest durch ausschweifende Arbeit; alle Gemüther werden dadurch geschwächet, und widersetzen sich allen Verbindungen, auch wenn sie nur eine geringe Anstrengung erfordern.

Da nun die Türken nur immer mit dem Vorhaben umgingen, ihren Feind zu überwältigen, so fiel es ihnen nicht ein, ihre Macht zu theilen. Da die Brücke, welche sie angefangen hatten, bald zu Stande kommen konnte, so hielt es der Fürst **Gallitzin** für nöthig, die Veränderung seines Lagers nicht länger aufzuschieben, und sich in Verfassung zu setzen, daß er die **ottomannische** Armee angreiffen könne, ehe sie noch diesseits des Flusses in Schlachtordnung stehen würde, und ehe sie Zeit bekäme, sich auszubreiten und sich zu verschanzen. Dieser Uebergang war ein entscheidender Augenblick, welcher den **Türken** traurig werden konnte, wenn der General die Vorsicht brauchte, sie zwischen dem Flusse und seiner Armee einzuschränken. Der Fürst **Gallitzin** lagerte sich daher in zwey Linien **Rotchim** gegen über, einen Kanonenschuß von der Stadt; sein rechter Flügel erstreckte sich bis nach **Ivanets**, aus welchem Orte er das feindliche Lager und ihre Brücke entdecken konnte, der linke aber bis zu einem durchschnittenen Boden, wo er alle Bewegungen des Feindes entdeckte.

Die Infanterie nahm die Anhöhen in einem langen Viereck ein; der rechte Flügel war mit dem Gesichte nach **Rotchim** gerichtet, der Mittelpunkt und der linke Flügel breiteten sich in der Ebene aus, und machten mit dem rechten Flügel einen stumpfen Winkel; die Fronte war mit sieben und der Rücken mit sechs Redans bedeckt. Zwey jede mit 200 Mann besetzte Reduten be-

schützten den rechten Flügel; in einiger Entfernung von dem Mittelpunkte befand sich noch eine Redute, welche mit 300 Mann besetzt war. Dem linken Flügel gegen über wurde die vierte Redute aufgeworfen und mit zweyhundert Mann besetzt. Auf diesem Flügel befand sich noch eine an der Ecke im Rücken, worin sich 150 Mann befanden. Die Husaren wurden ein wenig hinter den linken Flügel in das Dorf **Ruda** gelegt, die Reiterey aber in einiger Entfernung hinter der Infanterie zwischen den Husaren und dem Dorfe **Gabrilovirs**. Drey Reduten jede von 100 Mann, beschützten ihr Lager; zwey andere Reduten, jede auch von 100 Mann wurden zur Rechten des Fußvolkes aufgeworfen. Ein kleines Gehölz vor der Armee am Fuße der Anhöhen wurde mit einiger Infanterie und mit Jägern besetzt. In eben diesem Gehölze wurde ein doppelter Verhack gemacht, und zwey Reduten aufgeworfen, von welchen jede mit 150 Grenadiers besetzt wurde. Endlich wurde das ganze Ufer des Flusses mit Kosaken-Posten besetzt, welche durch eine Kette von Patruillen und Schildwachen mit einander verbunden waren.

Diese Stellung machte das Fouragieren des Feindes diesseits des Flusses beschwerlicher, daher er es auch nicht mehr wagen wollte, kleine Haufen hinüber zu schicken. Mit dem Baue der Brücke ging es sehr langsam zu, und es verstrichen viele Tage, ohne daß er einen andern

Versuch that, als daß er aus der Festung und von den Batterien am Dniester auf das Dorf Ivanets und die Kosaken kanonirte.

Da ein Haufe von ungefähr 200 Türken bey ihrer Brücke über den Fluß gegangen war, so gab der Fürst seinen nächsten Posten Befehl, denselben in der Nacht anzugreiffen. Der General-Major Kamensky nahm drey Compagnien Grenadiers mit dem Hrn. von Seliger, Major von dem Regimente Beloserск, und ging gerade auf diesen Haufen los. So bald derselbe die Russen gewahr wurde, ging er ihnen entgegen, und erhob ein fürchterliches Geschrey, welches sogar das Lager unter Kotchim in Bewegung brachte. Die Festung und die Batterien machten ein überaus heftiges Feuer ihr Detaschement zu beschützen. Allein die Grenadiers drangen ohne alle Furcht auf den Feind ein, trieben ihn in die Flucht und verfolgten ihn bis in den Dniester, wobey sie bis an die Knie in den Fluß gingen, und ihrer viele einhohleten. Der Ueberrest, dem die seichten Orte bekannt waren, entging den Bajonetten. Dieser Vortheil kostete den Russen nur einen einigen Grenadier, welcher verlohren ging, ohne daß man wußte, wohin er gekommen war. Man fand am Ufer des Flusses viele Stücken Holz und andere Materialien zum Brückenbau, welche verderbet oder in das Wasser geworfen wurden, wodurch denn die Arbeit viele Tage ver-

zögert wurde, welche der Feind mit seiner Kanonade unnütz zubrachte.

Die Brücke ward nicht eher fertig, als den 20ten Aug. gegen Abend. Es gingen ungefähr 100 Mann Fußvolk darüber, vermuthlich, sie zu decken, und einige Reiterey scharmutzierte mit den leichten russischen Truppen, die sie aber wider über den Dniester trieben. Den folgenden Tag war alles in dem feindlichen Lager ruhig, und man sahe nur wenig Soldaten auf der Brücke, welche von einem Ufer zum andern gingen; aus welcher Unthätigkeit man schloß, daß Moldavangi auf eine Verstärkung von Truppen oder Geschütz wartete. Die Ruhe beyder Armeen wurde bloß durch den Donner der türkischen Kanonen gestöret, und diese unnütze Kanonade, muß ihnen wenigstens 10000 Kugeln oder Bomben gekostet haben, wovon die wenigsten bis an die Fronte des russischen Lagers kamen. Einige flogen über beyde Linien weg und andere fielen zwischen beyden nieder, so daß sie nur wenig Schaden thaten. Einige Grenadiers saßen bey einem Feuer und kochten Wasser, ihre Grütze darin zu sieden; eine Kugel kam, fiel in den Kessel und zerschmetterte denselben. Sie sprangen hierauf alle auf, bis auf einen, welcher sagte: Cameraden, es war ein Glück, daß die Grütze noch nicht darin war!

Den 22ten Aug. gingen mit Anbruch des Tages einige ottomannische Truppen, an der Zahl ungefähr 4000 Mann, über den Fluß,

einige über die Brücke, andere durch die seichten Oerter, gerade an dem Orte, wo der Herr von Rennenkampf sein Lager gehabt hatte. Man wußte nicht, ob dieses Corps eine Fouragierung bedecken sollte, oder ob es bestimmt war, sich als ein Vortrab fest zu setzen. In der Nacht erfuhr man, daß es sich fest setzte, und verschanzte. Der Fürst Gallitzin ergriff diese Gelegenheit, die Brücke zu verbrennen oder abzubrechen, und seinen unerfahrnen oder stolzen Feind zu überzeugen, daß man ein so kleines Corps ohne die äusserste Gefahr nicht in der Nähe des Feindes abschicken dürfe. Er befehligte sogleich die vier Obersten Sukatin, Igelström, Weismann, und Kretschennikow, deren Tapferkeit und Geschicklichkeit ihm bekannt war. Er gab jedem 1000 Mann, mehrentheils Grenadiers, aber kein Geschütz, mit dem Befehl, ohne Verzug und in aller Stille aus dem Lager zu rücken, sich dem Feinde mit der größten Verschwiegenheit zu nähern, eine Stunde vor Tages mit dem Feldgeschrey: es lebe Catharina! insgesammt über ihn herzufallen und sich bloß des Säbels und des Bajonettes zu bedienen, um die allgemeine Einrichtung des Angriffes desto besser zu verbergen, sich aber dabey nicht dem schweren Geschütz des Feindes auszusetzen. Wenn der Feind geschlagen und an das jenseitige Ufer getrieben sey, so sollten sie die Brücke vermittelst der Faschinen und übrigen brennbaren Dinge, welche ihnen die Officiers von der Artillerie reichen würden, in

Brand stecken, die Kanonen, welche sie in der Brückenschanze finden würden, mit sich nehmen, und wenn solches nicht möglich sey, selbige wenigstens vernageln.

Das Vertrauen, welches der Feldherr in diese Befehlshaber setzte, vermehrete ihre natürliche Tapferkeit. Sie eileten, seinen Entwurf zu vollziehen, und gingen in vier Colonnen mit so vieler Vorsicht auf den Feind los, daß derselbe ihre Annäherung auch nicht einmahl gewahr wurde. Die Grenadiers kletterten über die Verschanzungen, und weckten diejenigen, welche solche besetzten, mit dem Geschrey: es lebe Catharina! auf, und stießen sie sogleich mit ihren Bajonetten nieder, ehe sie noch Zeit hatten, nach ihrem Gewehre zu greifen. Diejenigen Truppen, welche nicht weit davon campierten, und in eben demselben Augenblicke gleichfalls angegriffen wurden, wurden größtentheils niedergestoßen, und die Russen, welche nunmehr, ungeachtet des feindlichen Musketen- und Kanonenfeuers Herren der Brücke waren, versuchten dreymahl, selbige in Brand zu stecken; allein das Holz, welches zu naß war, wollte nicht brennen, daher nur zwey Pontons in Brand geriethen. Man gab sich vergebliche Mühe, sie aus einander zu reissen, indem die beyden Seiten von starken tief in den Sand eingerammten Pfählen gehalten wurden.

Der Feind verlohr hierbey wenigstens 500 Mann, deren Körper er im Stiche ließ. Viele, welche von Furcht übermannet, sich auf ein

Gerathewohl in den Fluß stürzten, fanden daselbst den Tod, welchem sie zu entgehen suchten. Von Seiten der Russen blieb nur ein Unter-Lieutenant, und 17 Grenadiers oder Soldaten, 8 Officiers und 194 Unterofficiers und Gemeine wurden verwundet, doch die meisten nur leicht. Ueberdieß gingen 12 Mann verlohren, welche sich vielleicht in der Dunkelheit der Nacht verirret hatten.

Ein Pohle, Nahmens Kokanski, welcher aus Kotchim nach Ungarn geschickt wurde, Geld daselbst bey seiner Frau zu hohlen, wurde in der Moldau von einer russischen Parthey aufgehoben. Er war Hofmarschal des Potoski, lithauischen Haushofmeisters. Als man ihn wegen des gegenwärtigen Zustandes der türkischen Armee befragte, so gab er zur Antwort, daß der Vezier von Riabaja-Mogila ein Corps von 20000 Janitscharen, und 30000 Reitern erwartete, welche den 18 Aug. ankommen sollten, daß er nach dieser Verstärkung den größten Theil seiner Armee unter dem Abasa jenseit des Flusses schicken, er selbst aber auf der andern Seite bleiben wollte; man sage, die türkische Armee bestehe aus 180000 Mann, er schätze sie aber nicht über 100000 stark; sie habe nur ungefähr 60 Kanonen von verschiedener Größe, erwarte deren aber mehrere von der andern Armee; der unter dem Potoski stehender Confoderierten wären nicht mehr als 150 Mann; 1000 andere befänden sich bey Jassy, welche Befehl

bekommen hätten, zu der Armee bey Kotchim zu stoßen; 50000 Türken und 120000 Tartarn campierten an eben dem Orte, an welchem die Russen ihr Lager gehabt hätten; man erwarte den Aga der Janitscharen mit neuen Truppen, da denn der Kaimakan dessen Stelle bey der andern Armee ersetzen solle.

Indessen stellte der Feind seine Brücke wieder her, zeigte sich aber mehrere Tage lang nur sehr sparsam an dem linken Ufer des Flusses, um entweder die Russen zu beobachten, und etwas an Fourage davon zu bringen, oder auch kleine Scharmützel mit den Husaren zu halten. Indessen setzte er die Kanonade ohne Unterlaß fort, und machte Tag und Nacht sehr große Bewegungen, welche oft von einem fürchterlichen Geschreye begleitet waren, welches einen Angriff zu verkündigen schien, aber vielleicht auch nur erhoben wurde, um den Russen einen Schrecken einzujagen. Der linke Flügel der russischen Armee wurde von dem Gehölze bey Ratchey bedeckt; ein wichtiger Posten, welchen der Feldherr mit Detaschementern besetzen ließ, welche einander täglich ablöseten. Der Graf von Bruce und der General-Major Fürst Gallitzin commandierten daselbst den 28ten Aug. drey Regimenter Infanterie und einige Jäger. Es war wahrscheinlich, daß der Feind in kurzem über den Fluß gehen würde, um Fourage zu hohlen, woran er einen großen Mangel litt. Der Fürst hielt es daher für nöthig, neue Truppen bey dem Holze

zu stellen, sein Detaschement zu unterstützen, die Fouragierung zu verhindern, und die feindlichen Partheyen anzugreiffen, wenn sie wieder über den Fluß kommen sollten. Er schickte daher den General-Lieutenant **Soltikof** und den General-Major **Kamenski** mit 20 Compagnien Grenadiers, welche von den Obersten **Kievsky** und **Rachkin** angeführet wurden, mit den Cürassiers von **Kiov** und mit den Carabiniers **Siberien, Kasan, Astrakan** und **Tobolsk** unter den General-Majors **Glebov** und **Potemkin**, ab. Die russische Armee erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß die Vorsichtigkeit Sicherheit gewähret.

Den 29ten mit Anbruch des Tages bedeckte schon die ganze ottomannische Armee das rechte Ufer und ging in zwey Colonnen, die eine bey dem Gehölze in dem Mittelpuncte, und die andere dem rechten russischen Flügel gegen über durch das Wasser. Eine allgemeine Salve aus dem groben längs dem **Dniester** gestellten Geschütze war das Zeichen zum Angriffe. Die türkische Reiterey griff den rechten Flügel mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm an; allein das Feuer der Haupt-Batterie, welches der Oberste **Melissino** richtete, und das aus den zwey Reduten, welche diesen Flügel bedeckten, zwangen ihn, sich auf seine Infanterie zurück zu ziehen. Als diese, welche sich schon in Bewegung setzte, der Reiterey zu folgen, und sie zu unterstützen, dieselbe sich zurück ziehen sahe, so machte sie Halte. In dem

Gehölze war das Gefecht langwieriger und hartnäckiger. Ein starker Hause Fußvolk und Reiterey griff diesen Posten und die zu dessen Unterstützung bestimmten Truppen so lebhaft an, daß auch die beyden Regimenter Grenadiers **Curin** und **S. Petersburg** getrennet wurden. Der Feind theilete nunmehr seine Macht, griff die beyden Corps im Rücken und auf der Seite an, und nöthigte sie, sich hinter den letzten Verhack zurück zu ziehen, wo sie den muthigsten Widerstand leisteten. Das vierte Regiment Grenadiers, welches den zum Rückzuge bestimmten Verhack nicht erreichen konnte, drang mit aufgepflanzten Bajonetten auf die türkischen Truppen ein und warf sie über den Haufen; allein, da ihre Anzahl alle Augenblicke anwuchs, so konnten sie selbige nicht verfolgen.

Indessen schlug der Graf von **Bruce**, mit Hülfe des **Soltikof** und der von der Armee geschickten Verstärkungen, nachdem er mit der ganzen muselmannischen Wuth fünfmahl war angegriffen worden, den Feind eben so oft zurück, zwang ihn zum Weichen, verfolgte ihn, und trieb ihn aus einem Verhacke und aus den übrigen Posten, deren er sich bemächtiget hatte. Dieses Gefecht dauerte von acht Uhr des Morgens bis Nachmittags um zwey Uhr. Um diese Zeit wurden 20000 Mann türkischer oder tartarischer Reiterey auf der linken Seite des Gehölzes die leichten russischen Truppen und hinter denselben ihre Cavallerie gewahr, und griffen solche sogleich an. Die Russen wa-

ren hier nur schwach, indessen hielten sie den Angriff standhaft aus, griffen die Türken hierauf selbst an, brachten sie zum Weichen und verfolgten sie; allein da die ottomannische Armee unaufhörlich neue Verstärkungen abschickte, so zogen sie sich auf eine Batterie zurück, welche nunmehr auf den vornehmsten feindlichen Haufen, welcher vorrükte, feuerte, und da er von neuem angriff, so trieben sie ihn zurück.

Ungeachtet es nun dem Muſulmanne an keinem einigen Orte hatte gelingen wollen, so war er doch hartnäckig genug, an allen Orten zugleich anzugreiffen; ein sehr unvernünftiger Einfall, welchen kein geschickter Feldherr, ja kein Mensch würde gehabt haben, welcher nur einiger Maßen im Stande gewesen wäre, über die bisherigen Gefechte, und über die Art und Eigenschaften beyder feindlichen Nationen nachzudenken. Der Vezier konnte sich mit seiner fast noch völligen Armee zurück ziehen, die Ufer des **Dniesters** besetzen, und den russischen Feldherrn nöthigen, sich mit den bisher erfochtenen kleinen Vortheilen zu begnügen. Allein eben der Irrthum, welcher ihm vorher Hoffnung gemacht hatte, den Feind durch seine überlegene Macht zu überwältigen, bewegte ihn nunmehr auch, einen allgemeinen Angriff zu befehlen. Die Türken umringten daher die ganze russische Armee von dem Dorfe **Gabrilovitz** an bis nach **Schwanietz**. Allein, da sie ihre erste Hitze bey dem Posten im Gehölze erschöpft hatten, so war ihr Angriff nicht

mehr so ungestüm, so daß sie auch die schrecklichen Wirkungen des russischen Kanonen- und Musketenfeuers unter den gedrängten Haufen ihrer ohne Ordnung vertheilten Fusiliers und Reiter, welche bloß noch einem Ueberreste von kriegerischer Trunkenheit folgten, sehr wohl gewahr wurden. Indem einige von ihnen kleine Versuche machten, die Linie der Russen zu trennen, schafften andere ihre Todten weg. Endlich erlag diese ganze große Armee unter den Beschwerden, erschrack gleichsam vor ihrem eigenen Verluste, und ergriff Abends um sieben Uhr plötzlich die Flucht. Die leichten Truppen und die Reiterey verfolgten sie bis an den Fluß, und gegen die Nacht befand sich kein einiger Türk oder Tartar mehr an dem linken Ufer desselben.

Das Feuer aus dem groben Geschütze und aus dem kleinen Gewehre der Russen hatte fürchterliche Verwüstungen unter der türkischen Armee angerichtet. Es befanden sich bey dem Detaschement des Grafen Bruce Regimenter, wo jeder Soldat hundert Patronen verschossen hatte. Als der Oberste, Fürst Wolodimer Gallitzin von der Armee abging, der Kaiserin die Nachricht von diesem Siege zu überbringen, und neun Fahnen, als Denkmahle desselben, zu ihren Füssen niederzulegen, hatte man bereits über 3000 getödtete Feinde und viele Pferde gefunden. Die Russen bekamen wenig Gefangene, weil sie alles ohne Barmherzigkeit niedermachten. Diejenigen, welche sie bekamen, und zu dem Fürsten

Gallizin führeten, sagten einhellig aus, daß die ganze feindliche Armee über den Fluß gegangen sey, und daß sie von dem Vezier Moldavangi, von dem Seraskier Abasa, von vielen Bachas und von dem Pohlen Potoski sey angeführet worden. Ein Unter-Officier von den Türken, welcher unwahrscheinliche Antworten gab, wurde mit Schlägen auf den Fußsohlen und sogar mit Lebensstrafe bedrohet, wenn er in Zukunft einer Lüge würde überführet werden. Allein, an statt in Furcht zu gerathen, bestätigte er seine ersten Antworten, und setzte hinzu: „ich will nicht nur meinen Kopf verliehren, sondern auch als ein Christ sterben, wenn ich wider meine Ueberzeugung rede.„ Vielleicht wollte er sich dadurch den Weg zur Gnade bahnen, im Fall er einer falschen Aussage würde überführet werden; vielleicht wollte er auch, als ein eifriger Muselmann, die Wahrheit seiner Aussage damit bestätigen, da er denn damit so viel sagen wollte, daß, wenn er die Unwahrheit rede, er an Leib und Seele verlohren gehen wollte. Von Seiten der Russen war die Zahl der Todten und Verwundeten von keiner Beträchtlichkeit.

Der Feldherr ließ allen Officiers die verdiente Gerechtigkeit widerfahren, und empfahl der Kaiserin vorzüglich die Grafen von Bruce und Soltikof, als welche den vornehmsten Antheil an dem Siege dieses Tages gehabt hatten, und nach dem Zeugnisse dieser beyden Generals die

übrigen Officiers und einzelen Personen, welche den meisten Eifer, Muth und Einsicht bewiesen hatten.

Den folgenden Tag lagerten sich die Türken im Angesicht der russischen Armee an dem rechten Ufer, und schickten einige Partheyen zum Fouragieren über den Fluß, welche sich aber nicht aufhielten, indem sie sowohl von den Russen, als ihrer eigenen Furcht zurück getrieben wurden. Man erfuhr an diesem Tage, daß während der Schlacht, indem die Türken mit der größten Herzhaftigkeit angriffen, und das Kanonen- und Musketenfeuer viele Stunden lang aushielten, die tartarische Reiterey nach dem schweren russischen Gepäcke gestreifet sey, welches anderthalb Stunden im Rücken der Armee auf dem Wege nach Kaminieck stand. Allein, als sie sahe, daß sich dasselbe im Vertheidigungsstande befand, so hielt sie sich von demselben in Pelotons entfernet, und einige Kanonenschüsse trieben diejenigen sogleich in die Flucht, welche sich nähern wollten. Inzwischen nahmen sie den Russen etwa 1600 Stück Vieh weg, und aus diesem Glücke, welches das größte war, welches sie in dem ganzen Feldzuge hatten, erhellet, daß sie bey dieser Art des Krieges hätten bleiben sollen.

Der Feind setzte seine Canonade ohne die geringste weitere Bewegung fort, und die kaiserliche Armee wandte diese Augenblicke der Ruhe theils zu den nach einem Siege gewöhnlichen Freudensbezeugungen, theils mit den Neuigkei-

ten von dem Erfolge der russischen Waffen wider die Conföderierten an. Acht tausend Pohlen hielten die Festung Samostie' besetzt, und obgleich der Ort ziemlich fest war, so verließen sie ihn doch bey Annäherung der feindlichen Partheyen, zogen sich nach Lublin, und vertheilten sich in zwey Haufen, wovon der eine seinen Weg nach Sendomir und der andere nach Brzesc nahm, wohin ihnen die Russen auf dem Fuße folgten, und einige Gefangene machten. Der Graf von Castelli, Capitän bey dem Carbinier-Regimente Kargopol griff in dem Dorfe Kolbuchev einen Haufen von 100 Mann an, tödtete ihrer 30 und nahm 10 gefangen.

Indessen verschwendete die ottomannische Armee ihre Kriegesvorräthe ohne allen Nutzen, und schien ihr Feuer vornehmlich gegen Ivanetz zu richten, wohin sie bey Tage mit Kanonen, und bey der Nacht mit Bomben feuerte. Diese kleine Stadt, welche gleich bey dem Anfange des Krieges war in die Asche gelegt worden, war von einem rußischen Detaschement besetzet, deckte ihren rechten Flügel, und bestrich den Weg und die vornehmsten Zugänge zu dem Lager. Einige Officiers von den Conföderierten, welche sich derselben näherten, um sie zu besichtigen, fielen bey dem ersten Kanonenschusse auf die Erde, schossen ihre Pistolen wider die Batterie ab, und ergriffen die Flucht. Da die Türken ihre Macht bisher vergebens wider den linken Flügel und wider

den

den Mittelpunct der rußischen Armee gerichtet hatten, so gingen sie jetzt vielleicht mit einem Angriffe des rechten Flügels um.

Der Vezier fuhr indessen verschiedene Tage hindurch fort, kleine Partheyen über den Fluß zu schicken, welche mit den Russen scharmutzierten, einige Fourage stahlen und auch wohl diejenige erbeuteten, welche man an verschiedenen Orten verließ. Allein ein heftiger Regen unterbrach diese Streifereyen und die Kanonade. Die Türken fouragierten vornehmlich zwischen dem Flusse und dem Walde Ratchiev, allein die rußischen leichten Truppen ließen ihnen dabey wenig Ruhe und zwangen sie oft, sich zu vertheidigen. Allein den 5ten Sept. da der feindliche Hause alle Augenblicke stärker wurde, und gegen Mittag schon aus mehrern tausend Mann bestand, schickte der Fürst auf der rechten Seite des Gehölzes den General-Major Samiarine mit drey Regimentern Fußvolk, und auf der linken Seite den Grafen von Soltikov mit der ganzen Reiterey ab, die leichten Truppen zu unterstützen, und sogar den Feind anzugreiffen, wenn sich eine vortheilhafte Gelegenheit dazu zeigen würde. Während des Gefechtes suchte der Feind zwischen diese Truppen zu kommen, und näherte sich der Infanterie; allein das schwere Geschütz und besonders die Kartätschen brachten ihn in eine so große Unordnung, daß er die Flucht ergriff. Die leichten Truppen verfolgten ihn bis an die Brückenschanze, und gegen sechs Uhr des Abends war

von diesem ganzen Haufen kein einiger Mann mehr diesseits des Dniesters. Ein Armenier, welcher als ein Ausreisser zu den Russen kam, sagte, daß der Haufe aus ungefähr 5000 Mann bestanden habe, welche von einigen Bachas angeführet worden, und daß der Vezier selbst diesseits des Flusses gewesen sey. Er setzte hinzu, daß die türkische Armee großen Mangel an Fourage und sogar an Lebensmitteln leide.

Den folgenden Tag that der Feind keinen einigen Kanonenschuß, vielleicht, weil es in der Nacht vorher sehr heftig geregnet hatte; allein er setzte ein Corps Fußvolk und Reiterey von ungefähr 12000 Mann über den Fluß, welches durch einen unvermutheten Zufall ein trauriges Schicksal hatte. Die Bäche, welche zu beyden Seiten von den Gebirgen in den Dnieſter fallen, schwelleten diesen Fluß so an, daß man unmöglich mehr durch denselben waten oder reiten konnte. Auch war nichts von Fahrzeugen auf dem Flusse. Das Wasser wuchs mit jedem Augenblicke, und ein starker Haufe türkischer Truppen, welcher an dem rechten Ufer des Dnieſters stand, konnte denen, welche über den Fluß gegangen waren, auf keine Weise zu Hülfe kommen, indem der reissende Strohm auch den mittelsten Theil der Brücke mit fort geführet hatte.

Der Fürst Gallitzin, welcher der Gelegenheit nicht die Zeit zu entwischen, noch dem Vezier die Muße, seine Brücke wieder auszubessern, oder den abgeschnittenen Theil seiner Armee

auf Böthen zurück zu hohlen, lassen, aber auch dabey eine Unternehmung nicht übereilen wollte, welche bey Tage nicht anders als unter dem feindlichen Geschütze bewerkstelliget werden konnte, entschloß sich zu einem nächtlichen Ueberfall, wie der vom 23 Aug. war.

Die vier Obersten, welche denselben das vorige Mahl ausgeführet hatten, bekamen auch jetzt den Auftrag. Der Feldherr gab ihnen zu Gefährten der Gefahr und der Ehre den Obersten Kachkine, einen Officier von vieler Kenntniß und Erfahrung, und acht Bataillons Grenadiers, nebst zwölf aus den Regimentern gezogene Compagnien Grenadiers, aber kein Geschütz. Der Plan bestand überhaupt darin, daß sie den Feind zu gleicher Zeit von allen Seiten anfallen sollten; der Aufbruch sollte Abends um 9 Uhr geschehen, und der Oberste Kretchetnikov erhielt Befehl, sie zu unterstützen, und den Angriff mit seinen drey Regimentern zu Fuß und seinem Geschütze zu decken. Er brach von dem linken Flügel der Armee auf, ging um das vor dem Mittelpunkte befindliche Gehölz herum, und setzte sich jenseit des Gehölzes nach dem Flusse zu, fest.

Die fünf Colonnen brachen zur bestimmten Stunde auf und rückten auf den Feind los, welcher voller Furcht und Unruhe wachte. Er ward die Grenadiers von weitem gewahr, und machte sogleich ein heftiges Kanonen- und Mucketenfeuer, welches aber in der Dunkelheit wenig Schaden that. Die Russen rückten in aller

Stille vorwärts, gingen mit vieler Beschwerde auf dem durch den Regen schlüpfrig gewordenen Boden, und durch die vollen Gräben, durch welche Hindernisse viele aufgehalten wurden. Indessen stürzten die wenigen, welche bey der Brückenschanze anlangten, auf das Signal der sämmtlichen Batterien zu Ivanets und mit ihrem Lieblingsgeschrey: es lebe Catharina! in die Verschanzungen hinein, machten alles nieder, was ihnen vorkam, ohne durch das Kanonenfeuer aus der Festung und von dem rechten Ufer aufgehalten zu werden, und bedeckten in kurzer Zeit das Schlachtfeld mit den todten Körpern ihrer Feinde. Dieser erste Angriff kostete den Türken ungefähr 1000 Mann. Der erschrockene Ueberrest zerstreuete sich, und flohe in der Finsterniß wohin er konnte. Aber, da der Boden von dem Blute und Regen schlüpfrig war, so hatten sie keinen gewissen Tritt, und viele von ihnen geriethen den Grenadiers in die Hände, welche sie niedermachten. Die übrigen suchten ihre Zuflucht in ihren Gezelten, allein der hitzige Russe folgte ihnen auf dem Fuße nach, und machte sie mit Säbeln und Bajonetten nieder. Einige erreichten das benachbarte Gehölz; allein die meisten, und besonders die Reiterey, stürzten sich in den Fluß, von dessen schnellen und hohem Wasser sie verschlungen wurden. Auf allen Seiten sahe man den schrecklichsten Anblick; Gezelte voller Todte, mit Blut und Koth bedeckte Verwundete, welche den Geist unter todten Körpern

aufgaben, Haufen von todten Leichnamen, welche man aus dem Wasser gezogen hatte, deren Kleidungen die Sieger verkauften, so wie die Fischer den Ertrag ihre Netze verkaufen. Sie erbeuteten das ganze türkische Lager, 150 gewöhnliche Fahnen, eine große Fahne, welche vermuthlich dem obersten Befehlshaber dieses Corps gehörete, drey Commando-Stäbe, und zwey Kanonen, welche man in der Dunkelheit für eiserne hielt, und sie daher stehen ließ; allein als es Tag ward, und man sahe, daß sie von Metall waren, so nahm man sie mit fort, so mühsam solches auch wegen ihrer ungeheuren Größe und wegen des weichen und schlüpfrigen Bodens war. Die eine schoß acht und die andere zwölf Pfund. Die Fahnen und Commando-Stäbe wurden an die Kaiserin geschickt. Die meisten Gefangenen versicherten, das Corps habe aus mehr als 12000 Mann sowohl Reiterey als Fußvolk bestanden, und sey von mehrern Befehlshabern commandieret worden, worunter **Orai-Oglou**, Bacha von zwey Roßschweifen, der vornehmste gewesen, welcher nach der Aussage eines Janitscharen in dem Gefechte geblieben sey.

Als der Fürst **Gallitzin** der Kaiserin von dem Betragen ihrer Truppen Nachricht gab, so ließ er den Officiers, welche dabey commandiert hatten, alle Gerechtigkeit widerfahren, welche sie verdienten. Besonders empfahl er ihr den Hrn. **Rachkine**, welcher eine so heftige Quetschung bekam, daß er auch vom Pferde fiel. Der Re-

gen, die Nässe, die Kälte und der schlüpfrige Boden, hatten den kaiserlichen Truppen die größten Beschwerden verursacht. Ihr Feldherr, der für ihre Erhaltung eben so sehr sorgte, als er aufmerksam war, sich die Fehler seines Feindes zu Nutze zu machen, ließ jedem ein Pfund Fleisch und ein Glas Branntwein reichen.

Die ottomannische Armee blieb zwar in ihrem Lager, allein aus Bestürzung über die neue Niederlage stellete sie die Kanonade ein, und weil der Fürst sich diese ersten Augenblicke der Furcht zu Nutze machen wollte, so ließ er in der Nacht einige Batterien an dem Ufer errichten, das feindliche Lager mit Kanonen und Bomben zu beschiessen. Sie wurden auf einem Hügel gegen über errichtet, und fingen mit Anbruch des Tages an zu feuern. Die ihrigen antworteten zwar mit einigen Lagen, welche aber keine Wirkung thaten. Das rußische Geschütz hatte gerade die rechte Entfernung und wurde besser bedient, als das türkische. Einige Zelte der Ottomannen wurden umgerissen, andere fingen Feuer. Sie brachen hierauf, entweder aus Furcht, oder weil sie wirklich Noth litten, in der größten Eil aus dem Lager auf, liessen alle ihre Gezelte im Stiche, und liefen Haufenweise hinter die Festung. Ein Detaschement Kosaken, welches abgeschickt wurde, Nachricht von ihnen einzuziehen, ließ sich weder durch die Gefahr, noch durch den beschwerlichen Uebergang über den Fluß abhalten, sondern schwamm hinüber und fand alle Türken unter die Festung geflüchtet.

Einige der Niederlage des vorigen Tages entronnenen Türken wurden von den russischen Partheyen in den benachbarten Gehölzen und in dem von den Tartarn verwüsteten Dorfe Braga gefunden. Sie wehreten sich mit der größten Hartnäckigkeit, und ließen sich lieber niedermachen, als daß sie sich ergeben sollten; man machte daher nur sehr wenig Gefangene. Der Unter-Lieutenant Issakov fand ihrer 400 bey der Brücke, welche denen an dem andern Ufer mit grossem Geschrey zuriefen und ein Both verlangten. Dieser Officier hatte nicht mehr als 100 Mann zu Fuß, indessen forderte er doch den Feind auf, sich zu ergeben, und da sich dieser, ungeachtet er von den Beschwerden und dem Hunger ganz ausgemergelt war, zur Wehre setzte, so mußten die Russen sie niederschießen oder mit den Bajonetten niederstoßen. Sie nahmen ihrer nur 15 gefangen, und erbeuteten bey ihnen zwölf Fahnen, welche nach Petersburg geschickt wurden. Die Gefangenen wurden zu dem Fürsten Gallitzin geführet, wo diese Unglücklichen, welche seit dreymahl 24 Stunden nichts gegessen hatten, um ihr Leben und Brot baten. Der Feldherr ließ ihnen sogleich Brot und Fleisch reichen und machte den Issakov zur Belohnung zum Lieutenant.

Ein anderes Detaschement fand 15 türkische Reiter, welche eben so hartnäckig waren. Man konnte nur fünf von ihnen gefangen nehmen, worunter sich ein Fußgänger befand, der sich versteckt gehabt hatte; die übrigen wurden niedergemacht.

Ihrer viele waren auf eine kleine Insel bey dem Flecken **Sokol** geflohen, von welcher sie desto leichter an das andere Ufer zu kommen hofften; allein, weil alle, welche dahin zu schwimmen suchten, ersoffen, so blieben ihrer 30 auf der Insel. Man schickte ein Detaschement leichter Truppen und Jäger mit zwey Kanonen dahin, welche durch Drohungen und gute Worte es endlich dahin brachten, daß sie das Gewehr streckten. Zwey von ihnen sprangen in das Wasser, um zu entrinnen, mußten aber ersaufen. Die übrigen, worunter sich auch einige Officiers befanden, wurden, von Hunger ausgemergelt, blaß und zitternd vor den Feldherrn geführet, wo sie niedergehauen zu werden befürchteten. Allein der Fürst versicherte sie, daß die Russen ihre Gefangenen nicht zu tödten pflegten, sondern vielmehr für ihren Unterhalt sorgten, und ließ ihnen Speisen vorsetzen, welche auf türkische Art zugerichtet waren, worauf man ihnen Toback und Kaffe gab. Dieses Betragen, welches von demjenigen, welches sie befürchteten, so sehr verschieden war, machte, daß sie vor Freuden und Erkenntlichkeit Thränen vergossen. Der Fürst **Gallitzin** ließ hierauf einen alten Mann, welcher einer ihrer Officiers war, und welcher mit ihnen war gefangen worden, in Freyheit setzen, und schickte ihn in das türkische Lager zurück, damit sie mit eigenen Augen sehen, und von einem der Ihrigen erfahren möchten, wie die Russen ihren entwaffneten Feinden zu begegnen pflegten.

Indessen wurden immer mehrere Gefangene in das Lager gebracht. Ein Corps von ungefähr 1000 Mann sowohl Fußvolk als Reiterey irrete längs dem **Dniester** umher und suchte Gelegenheit, zu entwischen. Allein es wurde bey dem Dorfe **Usie** von einem Haufen Jäger und leichter Truppen, welchen der Oberst-Lieutenant **le Gendre** anführete, entdeckt. Dieser Officier griff denselben an und tödtete 293 Mann davon. Sehr viele stürzten sich in das Wasser, wovon nur 15 an das andere Ufer kamen; die übrigen mußten insgesammt ertrinken. Man machte 332 Gefangene, und erbeutete 20 Fahnen, welche mit vielen andern, die man nebst einem Commando-Stabe in dem Flusse fand, als das Wasser fiel, an die Kaiserin geschickt wurden. Die Russen verlohren in diesem Gefechte nicht einen einigen Mann. Von den Husaren und Kosaken, welche 114 Pferde erbeuteten, waren nur wenige verwundet. Sie fanden auch acht Janitscharen an dieser Seite des **Dniesters** und nahmen sie gefangen.

An eben diesem Tage erhielt der Fürst **Gallizin** Abgeordnete von der Stadt **Kaminieck** und ihrem Befehlshaber, welche den Mantel nach dem Winde hiengen und dem Sieger durch einige vornehme Officiers und Magistrats-Personen Glück wünschen und ihm den Antheil, welchen sie an seinen Siegen nähmen, versichern liessen. Der Fürst nahm ihre Glückwünsche an, machte ihnen Hoffnung zu dem Schutze der Kai-

serin, erlaubte ihnen, das Schlachtfeld zu besehen, und ließ ihnen alle Umstände des Treffens nebst der ganzen Einrichtung desselben erklären.

Den 9ten Sept. ward man an dem jenseitigen Ufer nicht die geringste Bewegung gewahr. Einige Kosaken schwammen daher hinüber, und berichteten bey ihrer Rückkunft, daß sie bis an die Thore von Kotchim gegangen wären, daß sie solche verschlossen gefunden und hinter der Stadt keinen einigen Menschen gesehen hätten. Sogleich ließ der Fürst so viele Pontons und Prahmen, als man nur finden konnte, zusammen bringen, und das erste und dritte Regiment Grenadiers unter der Anführung des General-Lieutenants, Baron von Elmit, des General-Majors Kamenskoi, des Obersten von der Artillerie Melissino und einiger andern Ober-Officiers, über den Fluß setzen, mit Befehl Kotchim zu besetzen, wenn die Umstände es erlaubten. Er selbst ging mit seinem Gefolge auf den Fahrzeugen, welche von der türkischen Brücke übrig geblieben waren, und auf dem Flusse herum trieben, hinüber, und näherte sich der Festung. Da er fand, daß die Thore verschlossen waren, so beorderte er ein Detaschement unter dem Melissino, sie aufzusprengen. Zu gleicher Zeit ließ er die Mauern von den Grenadiers unter Anführung des Majors Wrangel und der Capitäns Hensel und Stakelberg ersteigen, welche ohne alles Hinderniß in die Stadt kamen, und dem Detaschement das Thor öffneten. Als sie

hinein kamen, fanden sie niemanden in derselben, als ungefähr 20 Personen beyderley Geschlechts; der Feldherr ließ also die nöthigen Posten aussetzen, und die kaiserliche Fahne auf eine der Basteyen pflanzen, und schickte den General-Major **Stoupichine** ab, der Kaiserin von dieser glücklichen Begebenheit die Nachricht zu überbringen.

Diejenigen, welche die erste Nachricht von der Verlassung der Stadt brachten, fanden an dem Ufer des Flusses drey von dem Feinde zurück gelassene metallene Mörser. Der Fürst versprach ihnen zehen Rubel für jeden Mörser, wenn sie selbige an das andere Ufer bringen würden. Die Gewinnsucht belebt den Fleiß; es wurde sogleich ein Floß verfertiget, und einer dieser schweren Mörser an das linke Ufer gebracht.

Der Feldherr ging hierauf in sein Lager zurück, begab sich aber den folgenden Tag mit einem Theile der Stabs-Officiers von der Armee und mit den fremden und russischen Freywilligen in die Stadt, dem Höchsten für die ohne Blutvergießen geschehene Einnahme dieses wichtigen Ortes zu danken. Es wurde das **Te-Deum** in dem Hofe desjenigen Hauses gesungen, in welchem der Bacha, der in der Stadt commandierte, gewohnet hatte. Zu gleicher Zeit gab die Armee, welche vor ihr Lager in Schlachtordnung gerückt war, eine dreymahlige Salve aus dem kleinen Gewehre und aus den Kanonen, welche sie den Türken in der Brückenschanze abgenommen hatte,

rief dabey dreymahl: es lebe Catharina! und bat den Himmel, ihr ferner den Sieg zu verleihen.

Der Fürst besichtigte nunmehr die Festung, und konnte sich nicht genug verwundern, daß der Feind dieselbe verlassen hatte. Sie wurde von einer zahlreichen Artillerie beschützt, welche in 160 metallenen und 5 eisernen Kanonen, und in 16 großen metallenen Mörsern bestand. Ihre Wälle waren noch in gutem Vertheidigungsstande; die Vorrathshäuser waren mit Mund- und Kriegesvorrath hinlänglich angefüllet, und überdieß hatte sie eine zahlreiche Armee vor ihren Thoren. Welch ein Schrecken mochte sie wohl entfernet haben? Die in der Stadt gebliebenen Einwohner wußten die Ursache dieser Flucht nicht. Sie hatten nur gehöret, daß nach dem letzten Gefechte sich ein Theil der Truppen empöret hatte, daß in dem Lager eine Art von Treffen geliefert worden, und daß hierauf die ganze Armee in der Nacht in der größten Eil aufgebrochen sey, als wenn sie von ihrem Ueberwinder verfolgt würde.

Wahrscheinlicher Weise rührete diese Flucht von den ununterbrochenen Unglücksfällen in dem ganzen Feldzuge her, von dem Verluste des Kernes der ottomannischen Truppen in dem letzten Treffen, von der letzten Kanonade, welche sie nöthigte, ihr Lager zu verlassen, und sie befürchten ließ, der Feind möchte die Stadt zum zweyten Mahle bombardieren, von dem Mangel an Fütterung, von der rauhen Witterung, indem die morgen-

ländischen Völker nicht gerne Kälte und Nässe ertragen, und vornehmlich von dem Mangel der Kriegeszucht, von dem niedrigen Eigennutze und kurz von allen Fehlern eines sclavischen Volkes her.

Die Stadt sahe einem Grabe ähnlicher als einem bewohnten Orte. Die Luft war von den Unreinigkeiten angesteckt, welche den mit todten Körpern bedeckten Boden überzogen. Man mußte den Boden erhöhen, um nur den Gestank zu vermindern. Die Bomben hatten einen Theil der Gebäude verwüstet. Der Fürst, welcher vier Regimenter Fußvolk in der Stadt lassen wollte, ließ sie so lange unter den Mauern campieren, biß die Häuser ausgebessert, die Gassen gereiniget, der Boden erhöhet und die Stadt wieder wohnbar gemacht war. Die Hälfte der Knechte von jedem Regimente wurde zu diesen Arbeiten gebraucht, und der Brigadier **Weismann**, dessen Eifer und Sorgfalt bekannt war, wurde zum Commendanten der Festung ernannt. Er hatte unter sich einen Ingenieur und einen Officier von der Artillerie. Einige Tage nach diesem Vorgange kamen zwey Türken mit zwey Wagen dahin, und erstaunten, daß sie Russen daselbst fanden, sagten auch, daß die türkische Armee Mangel an Fütterung gelitten hätte, daher man dieselbe einige Meilen weit hohlen müssen, sie wären schon seit drey Tagen aus dem Lager, und hätten weder von der Flucht der Ihrigen, noch von der Einnahme der Stadt das mindeste gehöret.

Nach dem Rückzuge der Türken gerieth Kotchim und die ganze Moldau in die Hände der Russen. Der Fürst ließ sie durch die Kosaken verfolgen, von welchen sich ein Theil vieler Wägen und sechs metallener Kanonen bemächtigte. Eine andere Parthey hob nicht weit von dem Pruth einen Transport von Lebensmitteln auf, welcher vornehmlich in Früchten bestand und für die Besatzung bestimmt war. Er schickte zu gleicher Zeit den Baron von Elmt mit drey Regimentern Carabiniers, einigen Compagnien Grenadiers von den Regimentern und den leichten Truppen mit dem Befehle ab, in das Innere der Provinz zu dringen, den Feind aus derselben zu vertreiben, und solche in Besitz zu nehmen.

Dieses Corps, welches ungefähr 10000 Mann ausmachte, ging in wenig Tagen mit seinem Gepäcke, Lebensmitteln, Vorräthen und 40 Kanonen auf Flößen, welche aus den Trümmern des türkischen Lagers gebauet wurden, über den Fluß. Ein Manifest kündigte der Provinz die Ankunft dieser Truppen an. Der Fürst Prosorowsky rückte zuerst in Batutchani ein, und befahl den Vornehmsten dieses Ortes und der umliegenden Gegend, welche sich versteckt hatten, um den Gewaltthätigkeiten der Türken zu entgehen, sich vor den Baron von Elmt zu stellen. Sie gehorchten und empfingen ihn in der Stadt. Paissy, der Igumen oder Abt des Klosters Sotchalskoi, redete ihn in russischer Sprache an, und weil der Baron damahls der mächtigste

Theil war, so versicherte er ihm, daß alle Moldauer höchst erfreuet wären, daß sie von dem ottomannischen Joche befreyet worden, daß sie dem Herrn dankten, daß er den Geist der Katharina Alexiewna erweckt, und sie mit Weisheit, Standhaftigkeit und männlichem Muthe erfüllet habe, seine Barmherzigkeit gegen diesen Theil der morgenländischen Kirche, welcher in den Fesseln eines barbarischen Volkes seufze, zu zeigen, und daß sie ihn bäthen, den Feldherren und Truppen dieser Monarchin seinen allmächtigen Schutz wider den Feind des christlichen Nahmens fernerhin angedeihen zu lassen. Der russische General versicherte sie des Schutzes und der Gnade der Kaiserin. Hierauf begab er sich mit ihnen in die Kathedral-Kirche, und nahm ihnen daselbst den feyerlichen Eid der Treue ab.

Da der Vezier und der Khan der Krimm nur noch wenig Truppen mehr übrig hatten, so wichen sie nach und nach vor den Russen. Um nun ihren Rückzug zu beschleunigen, so schickte der Baron von Elmt ein Detaschement nach Jassy, ein anderes nach dem Dorfe Zozory, und ein drittes noch stärkeres den Feind zu verfolgen. Das erste zog unter dem Oberst-Lieutenant Chorvat in die Stadt ein, und fand daselbst ungefähr 80 Türken oder Pohlen, wovon 10 gefangen genommen, die übrigen aber niedergehauen wurden. Das zweyte Detaschement, welches Heiking anführete, besetzte Zozori ob-

ne Widerstand. Die Türken hatten daselbst ein Magazin von Mehl und Getreide gelassen, weil sie kaum so viel Zeit gehabt, den Zwieback in den Fluß zu werfen. Der dritte Hause rückte biß an die Donau vor, und dehnte sich längs diesem Flusse aus. Die türkischen Generals, welche durch diese Bewegungen von allen Seiten in Schrecken gesetzt wurden, verließen Kiabaja-Mogila in der größten Eil, welches so gleich von den Russen besetzt wurde, und begaben sich nach Isaczia, wohin sie von den leichten Truppen verfolgt wurden.

Der Baron von Elmt wurde den 26ten Sept. in Jassy von den Vornehmsten der Stadt mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen und mit Merkmahlen der aufrichtigsten Freude empfangen. Er begab sich in die Kathedral-Kirche, wo der Bischof und die Geistlichkeit ihn an der Thüre empfingen. Die Kirche war mit einer Menge Menschen angefüllet, welche Gebethe für das Glück der kaiserlichen Waffen sungen, da indessen das grobe Geschütz die Gebäude erschütterte.

Als das Gebeth geendiget war, kündigte der General dem Volke an, daß Ihre kaiserliche Majestät entschlossen sey, demselben als einem christlichen Volke ihre Gnade widerfahren zu lassen, und dagegen von demselben Treue und Unterwürfigkeit erwarte, welche sie jetzt eidlich angeloben sollten. So gleich hob alles die Hände auf, der Bischof küssete das Evangelium und das Kreutz,

und

und sagte mit lauter Stimme, daß er, Kraft der von Christo empfangenen Gewalt, den Gläubigen befehle, ihm nachzufolgen, der Kaiserin aller Reussen, und ihrem Erbprinzen den Großfürsten, Treue und Gehorsam anzugeloben, und beyden nicht bloß mit den äussern Zeichen der Hand und der Worte, sondern auch mit dem Geiste und Herzen zu schwören. Wenn sich jemand dawider setzen sollte, so würde er denselben als einen Ungläubigen und Unchristen verfluchen. Sogleich eilete alles zu dem Kreutze und dem Evangelio, so daß man Wache dazu stellen mußte, damit sie ordentlich hinzu traten, beydes küsseten, und den Eid der Treue ablegten.

Eben diese Feyerlichkeiten wurde den folgenden Tag in allen Kirchen vorgenommen, und zwar in Gegenwart der dazu befehligten Officiers.

Der General-Lieutenant legte vier Bataillons in Jassy, eine Stadt von mittlerer Größe, welche zwey Klöster und ein Schloß hat. Er schickte auch Truppen nach Baturchani und andere haltbare Orte. Nachdem er nun für die Sicherheit des Landes als Soldat gesorgt hatte, so beschäftigte er sich nunmehr mit den bürgerlichen Angelegenheiten. Der ganze Rath oder Divan der Stadt, welcher sich auf seinen Befehl versammelte, erhielt von ihm einen kaiserlichen Befehl, seine Verrichtungen wieder anzutreten, und befolgte denselben den folgenden Tag nach der Ankunft der Russen. Auf diese Art wurde diese von den Türken verlassene Provinz der

russischen Kaiserin unterworfen. Die flüchtigen Ueberreste der Türken, welche noch aus 4 bis 5000 Mann bestanden, gingen mit dem Vezier und einigen Generals über die Donau und ließen auf dieser Seite derselben zur Bedeckung der Brücke einen Seraskier mit 400 Mann. Allein es wurde ein Detaschement wider sie abgeschickt, welches bis nach Tcherchi vorrückte, und ein großes an dem Ufer befindliches Fahrzeug verbrannte.

Der General, Baron von Elmt, schrieb den schnellen Fortgang seiner Unternehmung dem Eifer, der Unverdrossenheit und dem Muthe der Brigadiers Igelström und Kievskoi zu, indem sie durch ihre Leutseligkeit und Menschlichkeit den Truppen zu einem schätzbaren Vorbilde dieneten. Als diese Officiers auf ihrem beschwerlichen Marsche sahen, daß die Pferde der Regimenter ganz abgemattet waren, so trugen sie kein Bedenken, die Pferde von ihren Wägen herzugeben, worauf sogleich alle übrigen Officiers die ihrigen gleichfalls hergaben. Der Baron von Elmt empfahl alle diejenigen nahmentlich, welche sich durch irgend eine tapfere That, oder durch eine bürgerliche Tugend hervor thaten, und seine Officiers berichteten dagegen dem Feldherren alles, was ihr Befehlshaber gutes that.

Indem nun dieser General die Moldau in Besitz nahm, machte der Fürst Gallitzin Anstalten, den Dniester zu verlassen. Die Fein-

de waren zerstreuet, das schwere Gepäck der russischen Armee war zurück, die Fütterung war rar, und die Kälte schon empfindlich. Zuvörderst versahe er die Stadt **Kotchim** mit allen Nothwendigkeiten. Diese Stadt war wüst, und die Lebensmittel waren theuer und selten; er ließ daher dem Befehlshaber der Festung 1200 Rubel reichen, wovon 100 monathlich theils für den gewöhnlichen Tisch, für ihn und die Officiers von der Besatzung, theils auch zu den ausserordentlichen Mahlzeiten an Festtagen bestimmet waren. Er befahl in den Magazinen, daß man allen Ober-Officiers und dem Stabe eine gewisse Menge Lebensmittel unentgeldlich reichen sollte. Was die Munition für die Soldaten betraff, so reichte solche auf zwey Monathe zu; überdieß hatten auch die Türken vieles in der Stadt zurück gelassen.

Nachdem diese Anstalten gemacht waren, lagerte sich der Fürst bey **Smotritch**, einem Dorfe sechs Meilen von dem Flusse, wo er sowohl von den **Türken** als auch von den Conföderierten Nachricht erhielt. Es hatten sich einige türkische Truppen aus **Bender** in der Gegend von **Mohilow**, **Tamaspol** und **Kitaigorod** sehen lassen, wo sie die russischen Partheyen angegriffen, aber einige Todte und Gefangene im Stiche gelassen hatten. Diese Partheyen waren zu schwach, als daß sie einen feindlichen Haufen von ungefähr 5000 Mann hätten zurück treiben können, und da der Fürst **Galligin** keine Verstärkung dahin

schicken konnte, so schrieb er an den General **Romanzow**, daß er sie unterstützen, und mit ihnen dieses Corps verjagen möchte, welches ohne Zweifel nur das Land verwüsten, und einige Lebensmittel oder Fütterung erbeuten sollte. Was die Conföderierten betrifft, so wurden sie von ihrem widrigen Schicksale überall verfolgt, ohne sich dadurch niederschlagen zu lassen. Da sie überall herum irreten, getheilet waren und kein Oberhaupt hatten, so konnten sie freylich nichts gegen eine Macht ausrichteten, welche einem und eben demselben Befehlshaber gehorchte. Der Oberst **Kenne** stieß auf einen Haufen von 2500 Pohlen, welche **Pulavsky** anführete, und ließ sie von drey Schwadronen Carabiniers und 50 Kosaken angreiffen. Diese machten 500 Mann von ihnen nieder, worunter sich auch der Marschall befand, machten 130 Gefangene und erbeuteten alles Gepäck nebst drey metallenen dreypfündigen Kanonen, wobey sie nicht mehr als 25 Pferde, 4 Carabiniers und 1 Kosaken verlohren. Sechzehen Carabiniers und 37 Pferde wurden verwundet.

Den 15ten Sept. näherte sich die kaiserliche Armee der Stadt **Kaminieck** und lagerte sich zu **Tcherchi**, wo sie ihren neuen Feldherren, den Grafen **Romanzov** erwartete. Er kam zwey Tage darauf daselbst an, und nachdem der Fürst **Gallitzin** ihm das Commando übergeben hatte, so machte er sich nach **Petersburg** auf den Weg. In der Stadt **Mzensk** kam

der Quartier-Meister Rievskoi zu ihm, welchen der Baron Elmt an ihn schickte, und ihm die völlige Unterwerfung der ganzen Moldau berichtete. Der Fürst schickte diesen Officier sogleich an die Kaiserin, ihr diese Nachricht zu überbringen, kam den 22ten October selbst in Petersburg an, der Kaiserin seine Ehrerbietigkeit zu bezeugen, welche ihm zwar die Anführung der Armee genommen, ihm aber dafür den Titel eines General-Feldmarschalles ertheilet hatte. Die Kaiserin empfing ihn sehr gütig, und bezeugte ihm ihre Zufriedenheit über seine geleisteten Dienste. Diese waren wichtig genug, daß man künftig noch mehrere von ihm erwarten konnte, wenn man ihm die Anführung der Armee gelassen hätte; allein die Hofränke und die gesunde Vernunft stimmen selten überein, und in dem ewigen Kriege der Hofleute, geben Tugenden und Verdienste nicht leicht den Vorzug.

Die Moldau war nicht die einige Provinz, welche der Fürst Gallitzin den Russen eröffnete. Er hatte den Oberst-Lieutenant Karasine mit einem Haufen Kosaken in die Wallachey geschickt, und dieser Officier, welcher das Land vollkommen kannte, nahm seinen Weg durch die Gebirge, damit der Feind keine Nachricht von seiner Ankunft bekommen möchte, wodurch seine Unternehmung zwar langwierig wurde, aber auch desto glücklicher ausschlug. Er überraschte die zu Bukarest, der Hauptstadt dieser Provinz, gebliebenen Truppen, jagte sie aus

der Stadt, nahm den Fürsten **Gregorius Hiko**, Hospodar dieser Provinz, mit seinem Bruder und Sohne und allen Hofbedienten gefangen, und ließ sie nach **Jassy** führen, von welchem Orte sie nach **Petersburg** geschickt wurden.

Der Baron von **Stoffeln**, welchen der Graf **Romanzow** abschickte, vollendete die Eroberung der **Wallachey**. Er schickte den 31ten Jan. 1770 den Oberst-Lieutenant **Karasine** mit den **Arnauten** und Freywilligen und den Major **Heiking** mit den Kosaken ab, wovon der erstere zu seiner Linken längs des **Orgich** und nach dem Kloster **Kamine**, der letztere aber nach **Kaputchani** an eben diesem Flusse rückte. Den folgenden Tag ging er selbst nach dem Dorfe **Schinteiti**, drey Stunden von **Bukarest**. Das schlechte Wetter und die bösen Wege in einem mit Waldungen angefüllten Lande hinderten ihn weiter zu gehen. Er ließ daher das Gepäck unter der Bedeckung eines Officiers mit 50 Mann, so wie die mit spanischen Reutern beladene Wagen zurück, und rückte in drey Colonnen gerade auf das erste türkische Dorf, Nahmens **Korchail**, fort, verjagte den Feind von diesem Posten, und blieb daselbst diesen Tag im Lager. Die Türken hatten sich zwey Stunden weiter bey **Jurgevo** verschanzt. Er rückte den folgenden Tag in eben der Ordnung auf sie zu als den Tag vorher, ohne sich von einem Haufen Reiter aufhal-

ten zu lassen, welcher seine Colonnen unter Begünstigung eines dicken Nebels angriff, noch von den Truppen, die ihn aus der Verschanzung zu beunruhigen suchten. Als er diese zum Rückzuge gebracht hatte, befahl er anzugreiffen. Sogleich stürzten die Grenadiers auf das Parapet, stießen des feindlichen Feuers ungeachtet, ihre Bajonette in die Faschinen, bedienten sich derselben statt der Leitern, drungen überall ein, bemächtigten sich der Batterien und verfolgten die Türken, welche voller Schrecken nach der Stadt zu flohen. Die Gassen waren an mehrern Orten mit breiten Gräben und mit Brustwehren, so mit Geschütz besetzt waren, durchschnitten. Hinter diese flohen die Türken und machten daraus so wie aus den benachbarten Häusern anfänglich ein heftiges Feuer; allein sie ergriffen gar bald mit einem gräßlichen Geschreye die Flucht und eilten zu den Fahrzeugen, welche sie unter den Kanonen des Schlosses auf der Donau hatten. Da ihnen aber die Russen auf dem Fuße nachfolgten, so hatten die wenigsten Zeit, in die Fahrzeuge zu kommen, und da ihnen der Fluß bey weitem nicht so schrecklich schien, als die russischen Grenadiers, so stürzten sie sich hinein; sehr wenige von ihnen erreichten das andere Ufer, die meisten aber ersoffen, so daß todte Leichname, Pferde, Kleider, Gewehre und Turbane in der Donau durch einander schwommen.

Dieses Corps bestand aus 16000 Mann,

welche Tchelibi, Bacha von Rutchuk, und sechs andere Bachas aus den benachbarten Städten befehligten. Der Großherr hatte Befehl gegeben, daß sieben Bachas aus sieben verschiedenen Städten, jeder mit 4000 Mann, ausrücken und Bukarest angreiffen sollten, welches auch geschehen wäre, wenn ihnen die Russen nicht bey Jurgewo zuvor gekommen wären. Ihr Verlust bestand in 3000 Mann Getödteten oder Ertrunkenen und in 376 Gefangenen, wobey die Russen noch sechs 12 pfündige Kanonen und eine 48 pfündige erbeuteten. Diese verlohren 77 Mann und bekamen 294 Verwundete. Da ihr Verlust in allen diesen Vorfällen überaus mittelmäßig war, so könnte man leicht ein Mißtrauen in die Richtigkeit der Angabe setzen, wenn man nicht erwäget, daß die Angriffe der Türken bloß Anfälle leichter Truppen sind, daß ihr Feuer fast immer kraftlos ist, und daß ihr vornehmstes Gewehr der Säbel ist, der am häufigsten nur Verwundungen und Quetschungen macht. Der Hr. von Stoffeln lobte überhaupt die Tapferkeit seiner Truppen, und empfahl, nach russischer Gewohnheit, diejenigen Officiers nahmentlich, welche sich am meisten hervor gethan hatten. Diese Gerechtigkeit, welche so geschickt ist, die Nacheiferung bey der ganzen Armee zu erhalten, und selbst die gemeinen Soldaten zu grossen Thaten aufzumuntern, verdient bemerkt und nachgeahmt zu werden.

Nachdem die Russen im Besitz der Stadt waren, so näherten sie sich dem Schlosse, welches auf einer Insel über hundert Ruthen von dem Ufer liegt. Es wurde von einer mit Thürmen besetzten Mauer, 20 Kanonen und 300 Mann vertheidiget, und hatte durch Barken mit der Stadt **Russick** an dem rechten Ufer Gemeinschaft. Allein, weil die Russen keine Fahrzeuge hatten, so konnten sie dasselbe nicht angreiffen.

Die Fütterung war in dieser Gegend selten, das Land zwischen **Bukarest** und **Jurgewo** war wüst und morastig, die Witterung kalt und naß, und die Märsche für Menschen und Pferde äusserst beschwerlich. Der Herr von **Stoffeln** schickte daher Detaschements von leichten Truppen oberhalb und unterhalb der Stadt längs der Donau, alle bewohnte Orte zu zerstören und die Einwohner mit ihren Gütern und Viehe in das Innere der Provinz zu bringen. Er befahl dem General-Major **Samiatine**, alle Lebensmittel und Fütterung, welche er in **Jurgewo** finden würde, heraus zu ziehen, und diesen Ort, welcher bloß von Türken bewohnt wurde, zu verwüsten. Hierauf nahm er seinen Weg durch **Kutchari** nach **Bukarest**, wo er den 11ten Febr. anlangte. Ein Theil der Einwohner besetzte die Mauern, der andere bedeckte das Feld um eine Ehrenpforte, welche sie errichtet hatten. Durch diese mußten die gefangenen Türken mitten unter

den erbeuteten Fahnen, Pauken, Trommeln und andern Siegeszeichen herein ziehen. Alle ihre Bewegungen waren Beweise der Freude, welche sie über die mit ihnen vorgegangene Veränderung empfanden, und zugleich Beweise von der Macht der Kaiserin, welche sie von der alten Knechtschaft befreyet hatte. Die Bojaren und vornehmen Geistlichen baten den General um Erlaubniß, den Eid der Treue ablegen zu dürfen, welches auch den folgenden Tag in der Kathedralkirche in Gegenwart des Volkes geschahe, nachdem das Manifest des Grafen von Romanzow war verlesen, und Gott für den letzten Sieg gedanket worden. Der Bischof des Ortes nahm ihnen den Eid ab, und schickte Gevollmächtigte längs des Flusses Olca, welche die Einwohner in allen Städten, Flecken und Dörfern gleichfalls mußten huldigen lassen. Nachdem diese Feyerlichkeit vorüber war, überreichten die Bojaren dem General die mit Federn geschmückte sammetne Mütze, die beyden Roßschweife und die vier Fahnen, welche der Großherr dem Hospodar bey Ertheilung des Fürstenthums zu geben pflegt. Auch diese neuen Siegeszeichen wurden der Kaiserin überschickt. Sie wollten auch unter dem Vorwande eines freywilligen Geschenkes sich ein Recht auf des Hrn. von Stoffeln Erkenntlichkeit erwerben, und baten ihn, ein Geschenk von 1000 Ducaten anzunehmen. Allein dieser schlug das aus, was mehr als ein General von dem Feinde

zu erzwingen pflegt, und sagte, daß, wenn sie ihm ein Vergnügen machen wollten, so möchten sie dieses Geld in das Hospital zur Verpflegung der bey **Bukarest** und **Jurgewo** verwundeten Soldaten schicken.

Die **Wallachen** und **Moldauer** liessen es bey diesen Merkmahlen der Unterwerfung noch nicht bewenden; Menschen, welche an die Knechtschaft gewöhnt sind, glauben, daß sie sich nie tief genug vor ihren Herren beugen können. Diese trugen ein Verlangen, der Kaiserin unmittelbar ihre Unterthänigkeit zu versichern, und schickten daher die vornehmsten des Landes an dieselbe ab. Als diese zu **Petersburg** ankamen, so führete der Cärimonien-Meister sie bey der Kaiserin zum Gehör, und gab den Abgeordneten der **Moldau**, deren Land sich zuerst unterworfen hatte, ein Zeichen. Hierauf dankte einer von ihnen in morgenländischem und ehrerbietigen Style im Nahmen seines Volkes der Kaiserin für die Befreyung von dem barbarischen Joche der **Saracenen** und bath den Höchsten für das fernere Glück ihrer Waffen. Hierauf hielt einer der **Wallachen** eine ähnliche Rede. Als er aufgehöret hatte, wurden alle Abgeordnete zum Handkusse gelassen, und der Vice-Kanzler, Fürst **Galitzin**, antwortete ihnen, daß sich die Kaiserin die Unterwerfung ihrer beyden Länder gefallen lasse, und ihnen alle Vorrechte und Freyheiten, welche den christlichen Einwohnern zuständen,

bestätige, dagegen sie hoffe, daß sie sich ihres Schutzes durch Eifer, Treue und Gehorsam würdig machen würden.

Dieß war das Ende dieses Feldzuges, in welchem die ungeheuren ottomannischen Kriegesheere zerstreuet, mehrere wichtige Orte eingenommen, und zwey große Fürstenthümer erobert wurden; Vorfälle, welche die große Ueberlegenheit eines Reiches, dessen Beherrscher die Künste und Wissenschaften liebt, vor einem Reiche beweisen, dessen Einwohner aus Staatskunst und Religion in der Unwissenheit erhalten werden.

Beylagen.

Beylagen,

I.

Allgemeiner Plan des Feldzuges.

Wenn man den ungeheuren Umfang der beyden Reiche erwäget, deren Provinzen auf der einen Seite durch Meere und Königreiche getrennet werden, auf der andern Seite aber an einander gränzen: so kann man sich leicht vorstellen, daß der Plan ihrer kriegerischen Unternehmungen überaus verwickelt seyn muß. **Rußland** hatte drey Hauptabsichten zu erfüllen; den **Türken** den Eingang in **Pohlen** zu verwehren, seine eigenen Gränzen vor allem Angriff sicher zu stellen, und den Feind an so vielen Orten anzugreiffen, als die Lage seiner Länder es verstatten wollte. Der Hauptplan war also zugleich auf den Angriff und auf die Vertheidigung gerichtet. Der große Schauplatz des Krieges mußte **Pohlen** seyn, in welches die **Türken** einzudringen Willens waren, und die **Moldau**, wo die **Russen** ihres Vortheils wegen den **Türken** zuvor kommen mußten. Die erste Armee, welche dem Fürsten **Gallitzin** anvertrauet war, war zu dieser Unternehmung bestimmt. Auf der andern Seite konnte man voraus sehen, daß die Tartarn in **Bessarabien**, in der **Krimm** und **Nogai**, welche insgesammt unter der Herrschaft der Pforte leben, durch die Linien in der **Ukräne** dringen, und die zwischen dem **Dnieper** und

Don gelegenen Provinzen verwüsten würden. In dem vorigen Kriege ließ Rußland eine Armee in die Krimm einrücken, um so wohl diese Völker in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen, als auch, um sie für die Grausamkeiten zu züchtigen, welche sie auf dem rußischen Gebiete begangen, und dadurch zu dem Kriege Anlaß gegeben hatten. Der Feldzug aber war sehr mühsam und beschwerlich. Gegenwärtig hielt man es für rathsamer, die den Streifereyen der Tartarn ausgesetzten Länder zu decken, und zu sehen, ob die Türken mit ihren unzählbaren Truppen nicht an mehr als an einem Orte auftreten würden. Man mußte eine Gränze von mehr als 200 Meilen decken, und sich in Bereitschaft halten, wenn etwa ein Theil der türkischen Armee Mine machte, zu Bender, wo sich dieselbe vornehmlich versammelte, über den Dniester zu gehen. Es war für Rußland unumgänglich nothwendig, noch eine Armee an den Gränzen der Ukräne zu halten, welche von dem Feinde mit einem Einfalle bedrohet wurde, und diese Armee hatte der Graf von Romanzow, General-Gouverneur dieser Provinz unter seinem Befehl. Zu gleicher Zeit sollte der General-Lieutenant Berg mit einem Detaschement dieser Armee und mit einem Corps von 16000 Kalmucken nach Perekop vorrücken, um die krimmischen Tartarn im Zaume zu halten. Diese fürchterliche Nachbarschaft erinnerte sie an die Verwüstung ihres Landes in den Jahren 1736

und

und 1737, und machte, daß sie eine ähnliche Verheerung befürchteten. Die Macht eines Feindes, welcher eine ungeheure Menge in das Feld stellen kann, kann nie genug getheilet werden. Dieser Grundsatz bewegte Rußland, den Krieg bis in die asiatischen Provinzen des türkischen Reichs zu spielen, welche zu allen Zeiten die Pflanzschule seiner Truppen gewesen. Die Ausführung dieses Entwurfes war nothwendiger Weise mit dem Vorsatze verbunden, sich alle die Völker zu unterwerfen, welche die großen Gegenden von den Mündungen des **Don** und der **Wolga** an bis an das Gebirge **Caucasus** und von den östlichen Küsten des **mäotischen** Sees bis an das schwarze Meer bewohnen. Dadurch wurden nicht nur die Unternehmungen in **Asien** erleichtert, sondren man befreyete dadurch auch die rußischen Gränzen von den Streifereyen der Tartarn und anderer mahometanischen Völker, indem man den Krieg mit allen seinen Schrecken in ihr eigenes Land spielete. Diese beschwerliche Unternehmung wurde dem General-Major **Medem** aufgetragen. Man gab ihm einige reguläre Truppen, die **donischen** Kosaken, und ein Corps Kalmucken unter der Anführung ihres **Namestnick** oder Vice-Khan. Er sollte in **Kuban**, **Circassien** und **Kabardien** eindringen, damit diese Völker, welche unter der ottomannischen Oberherrschaft standen, ausser Stande waren, etwas zu unternehmen. Man faßte sogar den Vorsatz, einen andern Schauplatz

des Krieges weit höher hinauf gegen den südlichen Theil von Asien jenseit des Caucasus zu eröffnen. Die christlichen Völker, welche diese Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, mitten unter den Ungläubigen, bewohnen, welche dieselben bald fürchteten, bald aber auch unterdrückten, waren aus Religionshaß, aus Hoffnung das schwere Joch abzuschütteln, und aus reitzender Erwartung neuer Eroberungen sehr leicht zu bewegen, die Waffen wider ihre Unterdrücker zu ergreiffen. Sie werden von verschiedenen Fürsten regieret, welche sich Zaren nennen, und unter welchen der berühmte Heraklius, Dadian sein Schwiegervater, Guriel und Salomon, welche in Cartalinien, Mingrelien, Guriel und Imerette regierten, die vornehmsten waren. Vor allen Dingen aber mußten erst die innern Zwistigkeiten, welche diese Fürsten theilten, gehoben und sie durch einen gemeinschaftlichen Vortheil verbunden werden. Sie waren im Stande, eine Armee von 40000 Mann in das Feld zu stellen, und erhielten überdieß noch von Rußland eine Verstärkung von regulären Truppen nebst allen nöthigen Hülfsmitteln, den Krieg mit Nachdruck und nach den Regeln der Kunst zu führen. Der Graf von Tottleben, welcher durch seine Schicksale in Europa so bekannt ist, kam von Petersburg nach Tiflis, diese Völker zu unterrichten, und ihre Unternehmungen wider die Provinzen der Pforte, welche auf der Seite von Erzerum

und Trebisonde an Georgien stoßen, zu lenken. Die georgischen Fürsten waren dazu um soviel mehr geneigt, da sie seit vielen Jahren ihre vornehmsten Städte an der Küste und so gar einige ihrer Residenzen mit türkischen Besatzungen besetzt sehen mußten. Allein, da sie die Waffen wider diese Tyrannen ergriffen, hatten sie das meiste von der Raubsucht ihrer mahometanischen Nachbarn, den Leskis und Dagestanern zu befürchten, welche eine lange Reihe von Bergen nach dem kaspischen Meere zu bewohnen. Das vornehmste Mittel, die Georgianer der innern Ruhe ihres Landes zu versichern, war, daß man Truppen in Bereitschaft hielt, die Ausgänge der Gebirge zu besetzen, und diesen Barbaren den Weg zu versperren.

Indem man mit diesen Maßregeln beschäftiget war, wurden die Staaten des Großherren von einem andern Ungewitter bedrohet, welches sich in Mittag zusammen zog. Die Montenegriner, ein kriegerisches und räuberisches Volk, welches an Dalmatien und Griechenland gränzet, hatte der ottomannischen Macht in seinen Gebirgen schon mehr als einmahl Trotz gebothen. Die griechische Religion, zu welcher es sich bekennet, und der Schutz Rußlandes, welchen es seit Peters I Zeit genießet, machten, daß es die Vorstellungen Rußlandes Gehör gab, sich der gegenwärtigen Gelegenheit, sich an ihrem natürlichen Feinde mit Vortheil zu rächen, und ihre

Freyheit auf einen festern Fuß zu setzen, zu Nutze zu machen. Diese Vorstellungen wurden mit allem demjenigen unterstützt, was ihren Muth anfeuern konnte; man gab ihnen Geld, Geschütz und Kriegesvorrath, man schickte ihnen gute Officiers, besonders mußte der Fürst **Dolgorucki** sich zu ihnen begeben und sie mit seinem Rathe unterstützen. Die **Türken** hatten erst vor kurzem mit den **Montenegrinern** Krieg gehabt, als jene über die Erscheinung eines Abentheurers, **Steffano Piccolo**, oder der kleine Stephan, welcher sich für den rußischen Kaiser **Peter 3** ausgab, und Anhang fand, Verdacht schöpfte. Ob nun gleich **Rußland** ihnen einen so groben Irrthum zu benehmen suchte, so blieben sie doch immer geneigt, diesen Betrüger zu unterstützen. Sie bewilligten ihm so gar eine Gewalt, welche der unumschränkten Oberherrschaft nahe kam, und welche er zu allerley kriegerischen und bürgerlichen Anstalten gebrauchte. Allein, als das Volk endlich einsehen lernte, daß es zu leichtgläubig gewesen, und daß sein Vortheil erfordere, den Schutz Rußlandes zu erkennen, so entschloß es sich, sich desselben durch eine Diversion zu dessen Beßten gegen den gemeinschaftlichen Feind würdig zu machen. Es war um so viel mehr im Stande, die Aufmerksamkeit der Pforte auf sich zu ziehen, und ihr Unruhe zu erwecken, indem die Einwohner ihrer benachbarten Provinzen griechischer Religion sind, daher die Gefahr leicht größer werden konnte, wenn sich die Krieges-

flamme durch Albanien über ganz Griechenland verbreiten sollte.

Dieß waren nun die Anstalten zu dem Landkriege, in welchem man das ottomannische Reich von den italienischen Gränzen an, bis nach Persien an sechs verschiedenen Orten angreiffen wollte. Wenn der große Umfang dieses Planes und seine mannigfaltigen Verknüpfungen schon erstaunend scheiner, so ist der Plan zu dem Seekriege es noch mehr; der kühnste Streich, welcher nur jemahls wider die Pforte ausgeführet worden, sollte durch dieses Mittel bewerkstelliget werden.

Die rußische Kaiserin beschloß, ihren Feind in dem Herzen seiner Staaten anzugreiffen, und ihn in seiner Residenz zum Zittern zu bewegen. Die rußischen Schiffe versammelten sich in den Häfen des balthischen Meeres und machten zwey große Geschwader aus, welche zu dieser Unternehmung bestimmt waren. Das erste unter dem Admiral Spiritoff bestand aus 13 Schiffen von der Linie, nähmlich 5 von 80 Kanonen, 6 von 66, und zwey von 32, nebst drey Bombardier-Galioten, zwey Pinken, vier Galeeren, vier Halbgaleeren, zwey Transport-Schiffen, fünf grossen Schaluppen, und 39 kleinen. Die Galeeren und Halbgaleeren bey dieser und der folgenden Flotte, waren aus einander genommen und nebst allem ihrem Takelwerke und Geschütze auf die großen Schiffe geladen, und sollten nach der Ankunft der Geschwader an ihrem Bestim-

mungsorte zusammen gesetzt und ausgerüstet werden. Ausser dem zu dieser Flotte nöthigen Geschütz hatten die Schiffe noch 60 Kanonen auf Land-Laffetten an Bord. Die Mannschaft bestand aus 8910 Matrosen und 1660 Soldaten, in allem aus 10570 Mann.

Die zweyte Flotte, welche der Contre-Admiral **Elphinston**, ein Engländer in rußischen Diensten anführete, bestand aus 8 Schiffen von der Linie, nähmlich vier von 60 Kanonen, zwey von 54, und zwey von 32, ausser zwey Bombardier-Galioten, zwey Pinken, zwey Galeeren, drey Halbgaleeren, drey großen Schaluppen, und 24 kleinen. Ihre Mannschaft bestand aus 3960 Matrosen, und 850 Soldaten, in allem aus 4810 Mann. Beyde Geschwader sollten um Europa herum südwärts segeln, und damit sie sich im Nothfalle in denjenigen Häfen, vor welchen sie auf dieser weiten Reise vorbey kamen, erfrischen konnten, so wurden fast alle christliche Höfe deshalb angegangen, von welchen einige die Flotte ganz, andere aber nur zum Theil aufzunehmen versprachen. Der Plan der Unternehmungen zur See hatte zunächst besondere Absichten, allein, er war doch mit dem Landkriege sehr genau verbunden. Es wurden dadurch nicht nur die **Montenegriner** auf das nachdrücklichste unterstützt, sondern es waren auch Fälle möglich, wo die großen Armeen Nutzen von den Flotten haben konnten. So viel ist indessen gewiß, daß dieser ganz offensive Plan, vornehmlich die

südlichen Provinzen der Pforte mit dem hitzigsten Angriffe bedrohete. Die Erscheinung einer russischen Flotte in dem adriatischen Meere und dem Archipelago war in der That eine so neue als wichtige Erscheinung, weil sie bey den gegenwärtigen Umständen sehr große Folgen haben konnte. Es hatte den Anschein, als wenn mit ganz Griechenland eine wichtige Veränderung bevorstände, zumahl da man bey Zeiten die Anstalten dazu gemacht, und alle nöthige Mittel vorgekehret hatte. Ueberdieß waren die Inseln des Archipelagi das große Vorrathshaus von Constantinopel, daher diese Stadt noch grössere Plagen zu befürchten hatte, als selbst die Schrecken des Krieges waren, mit welchen sie bedrohet wurde, so bald die russische Flotte durch das Mar di Marmora bis in den Kanal und unter die Mauern von Constantinopel dringen würde.

Das letzte Mittel, welches Rußland ergriff, seinen Feind von allen Seiten einzuschränken, war, eine dritte Seemacht in Osten von Constantinopel auftreten zu lassen. So bald daher die beyden ersten die Häfen des balthischen Meeres verlassen hatten, wurde in dem Gouvernement Woronesch in aller Eil an einer Flotte gearbeitet, welche vermittelst des Dons in das schwarze Meer laufen sollte. Dieses neue Geschwader, welches den Admiral Siniavin zum Befehlshaber hatte, bestand in 15 Galeeren, deren jede 300 Mann, drey große 24pfündige Kanonen und 12 kleinere

trug, aus 10 Halbgaleeren, jede von 200 Mann, zwey achtzehenpfündigen und zehen kleinern Kanonen, aus fünf Brigantinen mit 400 Mann und 36 zwölfpfündigen Kanonen, fünf Prahmen oder großen platten Fahrzeugen zu 300 Mann und 36 vier und zwanzigpfündigen Kanonen, und aus 30 kleinen Fahrzeugen zu 80 Mann, eine sechspfündige Kanone und zehen kleinern Stücken; in allem in 65 Fahrzeugen, welche mit 12400 Mann an Matrosen und Soldaten und mit 1035 Kanonen besetzt waren.

Indem man nun daran arbeitete wurden die Festungen Asof und Taganroc, welche die Russen seit dreyßig Jahren verlassen hatten, wieder ausgebessert, und einige tausend Arbeiter wurden bey den Festungswerken und in dem Hafen angestellet. Sie hatten zu ihrer Bedeckung eine hinlängliche Besatzung mit Geschütz, wenn es etwa den Türken einfallen sollte, diese Anstalten vor Ankunft der Flotte zu zerstören.

Die Schiffarth der Russen auf dem schwarzen Meere wurde in diesem Kriege für die Pforte äusserst wichtig. Sie mußte befürchten, die Tartarn, welche durch diese Flotte in Furcht gehalten wurden, möchten sich der Sache der Türken nur sehr schläferig annehmen, es möchte an den Zufuhren aller Art fehlen, da die Gemeinschaft mit der Krimm und mit Asien in Gefahr war, abgeschnitten zu werden, ihre Seestädte möchten im Falle eines Angriffes der Hülfe zur See beraubt, und die Hauptstadt selbst, welche von

zwey Seiten bedrohet wurde, möchte auf das äusserste gebracht werden.

2.

Darstellung

der Gerechtsamen der Dissidenten und der Befugniß der dabey verwickelten Mächte, selbige aufrecht zu erhalten.

Gedruckt zu S. Petersburg, im December, 1769. in 4.

Die Bande, welche aus der Nachbarschaft entspringen, stehen mit dem gegenseitigen Bedürfnisse, mit der verschiedenen Regierungsart und mit dem Nutzen der gegenseitigen Hülfe in dem genauesten Verhältnisse. Oft werden sie so enge, daß eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf alles, was den Nachbar betrifft, sowohl in Ansehung seiner Sicherheit von außen, als auch seiner innern Festigkeit, nothwendig mit zu dem Plane eines Staates gehöret, und nach der zu seiner eigenen Erhaltung nöthigen Sorge, welche von jener in vielen Fällen nicht getrennet werden kann, in demselben die erste Stelle einnimmt. Die europäische Geschichte kennet keine mächtigen Völker, zwischen welchen die Bande dieser Art älter und genauer wären, als das russische Reich und Pohlen. Daher rühret denn der Antheil, welchen Rußland zu jeder Zeit an die Angelegenheiten der Republik genommen hat, die Kriege, welche es zu Erhaltung ihrer Regierungsform angeführet hat, und die Ueberzeugung, welche Pohlen hat, daß es an Ruß-

land zu allen Zeiten einen getreuen Bundesgenossen finden werde, welchem die Aufrechthaltung seiner Verfassung heilig ist, weil dessen verletzte Grundverfassung Rußlands Glück und Ruhe in vielen Rücksichten mit betrifft.

Ohne auf die entfernten Zeiten zurück zu gehen, will man hier nur dasjenige anführen, was Peter der Große gethan, um die Gefahr, von welcher die Republik damahls bedrohet wurde, abzuwenden, und wie rühmlich er solches bewerkstelliget hat. Unter der Kaiserin Anna wollten die noch in der Gährung befangenen Gemüther das Werk einer kriegerischen und unruhigen Zeit rechtskräftig machen; allein Rußland zeigte sich als einen getreuen Nachbar und Bundesgenossen der Republik, und verwandte sich auf das nachdrücklichste, die Ruhe auf den Grundfesten der Unabhängigkeit der pohlnischen Nation wieder herzustellen.

Allein niemahls hat die Republik mehr Gelegenheit gehabt, die Treue und den Nutzen ihres Bündnisses mit Rußland mit dem lebhaftesten Danke zu erkennen, als in dem letztern Interregno. In den erstern der jetzt gedachten Umstände war es nicht möglich, dieselbe in ihren wahren und natürlichen Zustand wieder herzustellen; die Umstände nöthigten dieselbe, sich mit einem so zu sagen bloß zufälligen Systeme zu begnügen, und das wahre Glück Pohlens hat erst mit diesem Interregno seinen Anfang genommen. Die freye Wahl eines eingebohrnen Königes, welcher einmüthig erwählet worden, weil er für den würdig-

sten die Nation zu beherrschen, und für den geschicktesten, sie glücklich zu machen, gehalten wurde, hat die Republick in den Stand gesetzt, ihren Grundgesetzen, ihrer Freyheit und den Gerechtsamen und Vorrechten ihrer Glieder alle ihre verlohrne Kraft wieder zu geben, und diesem Grundsatze gemäß alle Theile der Regierung wieder wirksam zu machen.

Man will sich hier nicht bey demjenigen Antheile aufhalten, welchen Rußland an dieser Begebenheit gehabt hat, noch bey der Großmuth und Uneigennützigkeit, mit welcher es in dieser wichtigen Sache das Verlangen der gesammten pohlnischen Nation, von welcher es damahls so angelegentlich um Hülfe angegangen wurde, erfüllet hat. Es hielt sichs für einen Ruhm, zu einer so vortheilhaften Veränderung Pohlens das seinige beygetragen zu haben, und sahe das künftige dauerhafte und vollkommne Glück, welches für die Republik nothwendig daraus erwachsen mußte, als seine einige Belohnung an. Da aber der Erfolg dessen Hoffnung und Wünschen nicht gemäß gewesen ist, sondern die pohlnische Nation im Begriffe stehet, die kaum wieder erhaltene Freyheit dem Schicksale eines bürgerlichen Krieges auszusetzen, so muß dieses ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit seyn. Wenn die Kaiserin aus Sorgfalt für das Beßte ihres eigenen Reiches und aus persönlicher Neigung, als Pohlens Freundin und Nachbarin, es für ihre Pflicht gehalten hat, die Quelle aller der von

außen eingeschlichenen Unordnungen zu verstopfen: so ist sie jetzt eben so sehr verbunden und berechtiget, ihren Fleiß, ihre Vermittelung und ihre Hülfe dahin anzuwenden, damit den im Innern entspringenden Zerrüttungen abgeholfen werde, als welche eine Folge einer schädlichen Ungleichheit in der Regierung, eines Gebrechens, welches den Grundgesetzen den Umsturz drohet, und gewisser Mißbräuche sind, welche alle Gleichheit aufheben, die doch der Grund der ganzen Republick sind. Dahin gehöret unter andern auch die Abneigung der Katholischen, die Dissidenten an denjenigen Vorzügen Theil nehmen zu lassen, welche sie mit jenen gemeinschaftlich besitzen müssen, da sie wie jene Bürger des Reichs sind.

Die Kaiserin hat eine so gefährliche Spaltung, welche seit so langer Zeit in dem Innern Pohlens herrschet, jederzeit mit dem lebhaftesten Kummer angesehen. Da sie von dem Nutzen überzeugt ist, welchen die pohlnische Nation davon haben wird, wenn sie Bürger, welche für ihr Beßtes jederzeit den größten Eifer an den Tag gelegt, und zu ihrem Glanze, zu ihrer Macht, und zu ihrem Ruhme, eben so viel beygetragen haben, als ihre katholischen Brüder, wieder in ihre Gerechtsamen, und in den ihnen gebührenden Antheil an der Mitwirkung zu dem allgemeinen Beßten, wieder herstellet: so hat hat dieselbe nur auf Gelegenheit gewartet, in Absicht dieser Sache diejenigen Vorstellungen zu thun, welche ihre Freundschaft, ihre nachbarliche Pflicht und die

Verbindlichkeit gegen das Beßte ihres eigenen Reiches ihr vorschrieben. Es kam ihr schwer an, daß sie sich gezwungen sehen mußte, die Bewerkstelligung solcher Pflichten wegen der unruhigen Zeiten des Interregni aufzuschieben; allein sie war überzeugt, daß wenn sie ihre Absicht erreichen, und die freye und einmüthige Wahl eines eingebohrnen Königes, welchen eine unabhängige Republik natürlicher Weise wünschen mußte, befördern wollte, sie keinen neuen Gegenstand der Uneinigkeit unter den Reichsgliedern rege machen müßte. Um sich also nur allein mit der so wichtigen Sache, als die Wahl eines Oberhauptes des Reiches war, zu beschäftigen, schob sie diese Sache, welche sie schon damahls in Vortrag zu bringen, entschlossen war, und von welcher sie sich schon damahls gegen die Vornehmsten der Nation etwas vernehmen ließ, bis zu einer bequemern Zeit auf, da die Gemüther beruhiget und eher im Stande seyn würden, die Vortheile einer solchen Wiederherstellung einzusehen, und mit mehrerer Eintracht und Wirksamkeit daran zu arbeiten. Es bekamen also ihre Ambassadeurs, der Graf von Kaiserling und der Fürst Repnin erst auf dem Wahltage Befehl, in ihrem Nahmen eine förmliche Fürsprache für die Dissidenten einzulegen, welches sie denn auch vermittelst des hier beygefügten Pro Memoria sub. Litt. A. bewerkstelligten.

Da aber die Ruhe unter der Nation noch nicht vollkommen hergestellet war, so ließ es die Kaise-

rin damahls bey diesem ersten Schritte bewenden, indem derselbe hinreichend war, die gesammte Republik von ihrem lebhaften Antheil an der Wiederherstellung der Dissidenten zu überzeugen, und alle Stände zu bewegen, auf diese so wichtige Sache die gehörige Aufmerksamkeit zu wenden.

Nachdem der Krönungstag dasjenige Werk vollendet hatte, welches der pohlnischen Nation einen einmüthig erwählten eingebohrnen König gab, so schien der folgende Reichstag der Kaiserin am bequemsten, allen Ständen der vereinigten Republick den feyerlichsten und förmlichsten Antrag zu thun, die Grundverfassung des Staates wieder in ihre erste Vollkommenheit herzustellen, und den Dissidenten die ihnen gebührende Gleichheit, welcher sie aus keiner rechtmäßigen Ursache beraubt worden, wieder zu geben. Ihr Ambassadeur, der Fürst Repnin bekam Befehl, der auf dem Reichstage versammelten Republik in einer öffentlichen Audienz auf das feyerlichste vorzustellen, wie viel der Kaiserin an der Wiederherstellung der Dissidenten gelegen sey. Die Bewegungsgründe, welche sie nöthigten, als Nachbarin, als Freundin, und als eine so alte und natürliche Bundesgenossin die dringendsten Vorstellungen deshalb zu thun, sind in der sub. Litt. B. beygefügten Declaration enthalten, welche ihr Ambassadeur in ihrem Nahmen der ganzen Republik machte.

Ungeachtet die Kaiserin in Ansehung des Betragens, welches sie bisher beobachtet hat, und

in dieser Sache noch künftig zu beobachten willens ist, das Zeugniß ihres Gewissens für sich hat, sie auch weiß, daß souveräne Mächte nur allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben schuldig sind: so hält sie es doch für billig, die Gründe, worauf die Dissidenten ihre Gerechtsamen stützen, und nach welchen die Kaiserin die Schritte abmisset, welche sie zu ihrem Besten thut, dem ganzen Europa vor Augen zu legen.

Aus der pohlnischen Geschichte ist bekannt, daß die Freyheit der Republik nicht zu allen Zeiten so vollkommen gewesen, als sie jetzt ist. Als ihre Könige den Thron erblich besassen, war die Grundverfassung des Reiches anders als sie jetzt ist. Unter den Königen von dem jagellonischen Hause, welche 1386 zu regieren anfiengen und 1572 aufhöreten, hatte der niedere Adel nicht die geringste Gewalt, und die Gesetze hingen fast ganz allein von der königlichen Würde ab. Um genau überzeugt zu werden, wie sehr damahls die Freyheit des Adels eingeschränkt war, darf man nur bemerken, daß ihnen so gar die Sicherheit ihrer Personen erst durch ein Privilegium des Jagello gewähret werden mußte, worin er versprach, niemanden in das Gefängniß setzen zu lassen, als bis er vor Gericht eines Verbrechens überführet worden. Seinem Sohne Uladislaus hat die pohlnische Freyheit die Errichtung der Landbothenstube zu danken, in welcher alle Provinzen durch ihre Abgeordnete an der gesetzgebenden und verbietenden Gewalt theil nehmen,

und diese Theilnehmung an der gesetzgebenden Gewalt ist es eben, welche die Gleichheit des pohlnischen Adels bestimmt, und sie insgesammt zu Gliedern der höchsten Gewalt macht. Indessen waren sie noch den bischöflichen Gerichten unterworfen, welche sie in einer Art von Knechtschaft erhielten, weil sie durch die Excommunicationen auf den Reichs- und Landtagen unthätig und unwirksam gemacht wurden. **Sigmund August**, der letzte unter den **Jagellonen** setzte diesen Gerichten ihre gehörigen Gränzen, denen sie sich doch erst nach vielen Schwierigkeiten unterwarfen. Eben derselbe König leistete der Nation einen nicht weniger wichtigen Dienst, indem er durch ein Privilegium auf dem Reichstage zu **Wilna** vom 16ten Jun. 1563, welches sich in dem Archive des höchsten Tribunales in **Litthauen** befindet, allen Unterschied aufhob, welcher wegen der Religion unter den Gliedern des Reichs entstehen konnte. Die Ausdrücke dieses Privilegii sind zu bestimmt, als daß man sie nicht hier anführen sollte, indem darin die Fähigkeit der nachmahls uneigentlich so genannten **Dissidenten**, von welchen hier gehandelt wird, zu allen Würden, Aemtern und Stellen in und bey der Krone fest gesetzt und gesichert, und ihre vollkommne Gleichheit mit den übrigen auf die deutlichste und bestimmteste Art entschieden wird.

Siegmund August druckt sich folgender Gestalt aus: „Von nun an sollen nicht nur die Adeligen und Herren mit ihren Nachkommen von

der

der römisch-katholischen Kirche, und deren Vorfahren Adelsbriefe in dem Königreiche Pohlen erhalten haben, sondern auch überhaupt alle diejenigen, welche zu dem Ritter- und Adelstande gehören, sie mögen dem Herkommen nach **Litthauer** oder **Reussen** seyn, **wenn sie sich nur zur christlichen Religion** bekennen, und wenn gleich ihre Vorfahren die Rechte des Adels in dem Königreich Pohlen nicht erworben haben, alle ihnen bewilligten adeligen Freyheiten, Vorrechte und Gerechtsamen genießen, und sie **gemeinschaftlich auf alle künftige Zeiten** besitzen, und zwar auf eben die Art, wie der **litthauische** und **russische** Ritter- und Adelstand solche von Alters her bis jetzt besessen und genossen hat. So sollen auch von nun an, **nicht nur diejenigen, welche sich zur römischen Kirche bekennen**, sondern auch alle diejenigen, welche adeligen und ritterlichen Standes sind, **wenn sie nur Christen sind**, sie mögen **Litthauer** oder **Reussen** seyn, **gemeinschaftlich und auf eine gleiche Art** zu allen Ehrenstellen und Würden, sowohl im Senate als bey der Krone und zu allen adeligen Bedienungen zugelassen, und von uns nach Maßgebung ihrer Verdienste zu allen beträchtlichen Würden und Ehrenstellen befördert werden, so daß niemand von den Adeligen und Rittern wegen seiner Ergebenheit gegen seine Religion, **wenn er nur ein Christ ist**, noch auch wegen der beyden in den vorigen Privilegien ge-

dachten Artikel davon ausgeschlossen werden soll.„

Diese beyden von **Siegmund August** erwähnten und aufgehobenen Artikel schränkten die Ehrenstellen und Würden in der Republik allein auf die römisch-katholischen ein; allein alle Stände baten den König, eine völlige Gleichheit unter ihnen einzuführen, welches er denn in dem jetzt gedachten Privilegio that. Die Gründe, welche ihn dazu bewogen, waren, weil die Glieder der griechischen Kirche das Recht hergebracht hatten, im Senate zu sitzen, indem sie eben so viele Ergebenheit und Treue gegen ihre Könige bewiesen, und dem Vaterlande eben so wichtige Dienste geleistet hatten, als die übrigen Bürger. Eben dieser König versprach zugleich, dieses Privilegium auf dem bevorstehenden Reichstage zu bestätigen, und wenn es nöthig wäre, es sogar zu erweitern, welches denn auch auf dem Reichstage zu **Grodno** im Jahre 1568 geschahe, wo er in einem Privilegio vom 1ten Jul. in welchem die vorigen Artikel wörtlich wiederhohlet wurden, sie nicht nur bestätigte, sondern auch wichtige Zusätze dazu machte. So wurde z. B. in dem ersten Privilegio bloß gesagt, wenn **man sich nur zur christlichen Religion bekennete**; allein in der Bestätigung heißt es noch deutlicher, **von welcher christlichen Gemeine oder Kirche man auch seyn mag.** Es konnte also, weil zwar die griechische Religion, nicht aber die beyden andern genannt worden, niemand

mehr daraus den Einwurf herleiten, daß sie durch die Worte, **wenn er nur ein Christ ist**, nicht deutlich genug bestimmt wären, indem es in der Bestätigung ausdrücklich heißt: **von welcher christlichen Gemeine oder Kirche man auch seyn mag.** In dem ersten Privilegio hieß es nur überhaupt, daß alle diejenigen, welche Christen sind, Theil an den Reichswürden haben, zu den Ehrenstellen bey Hofe und in den Provinzen zugelassen werden, und Sitz und Stimme in den Senat haben sollen; allein in der Bestätigung wird besonders hinzu gesetzt, alle hohen Würden, als Woiwodschaften, Castellaneyen, Senateur-Stellen, und Ehrenämter am Hofe und in den Provinzen. Dieses Privilegium **Sigismund Augusts** und dessen Bestätigung, welche zu einer Zeit gegeben wurden, da das wichtige Geschäft der Vereinigung des Großherzogthums **Litthauen** mit der Krone **Pohlen** im Werke war, war nicht nur dem Rechte der Natur gemäß, nach welchem die Glieder des Staats ohne allen Unterschied der Religion bereits Zutritt in den Senat gehabt hatten, sondern zielete auch darauf ab, die jetzt gedachte Vereinigung, an welche man eben die letzte Hand legen wollte, zu begünstigen; sie wurden also auch auf eben dieselbe Art bestätiget, wie alle in eben dieser Sache ertheilten allgemeinen und besondern Privilegien, als welche unter eben demselben Könige auf dem Unions-Tage zu **Lublin 1569**, als das Großherzogthum Litthauen

auf immer mit der Krone vereinigt wurde, ihre Bestätigung erhielten. Sie wurden dadurch den allgemeinen Grundgesetzen des Reichs einverleibt; denn in der Constitution dieses Reichstages, heißt es bey Bestätigung der ganzen Unionssache ausdrücklich: **wir wollen, daß diese Privilegien so angesehen werden sollen, als wenn sie hier wirklich von Wort zu Worte eingerücket wären**; worauf verordnet wird, daß sie in jeder Kanzelley eingeschrieben, und in glaubwürdigen Auszügen in alle Woiwodschaften geschickt werden sollen, wie aus der sub. Litt. C. hier beygefügten Constitution dieses Reichstages erhellet. S. auch die Constitutionen Th. 2. S. 776. und 779.

Wie ist nun wohl der Zustand der Dissidenten Kraft eines so feyerlichen Gesetzes beschaffen? Werden sie nicht ihren Mitbürgern in allen Stücken gleich geachtet, und zwar zu einer Zeit, da die bewerkstelligte Vereinigung **Litthauens** und **Pohlens** die höchste Macht der Republik auf denjenigen Fuß gesetzet hat, auf welchem sie sich noch jetzt befindet? Ist hier wohl von einiger Duldung die Rede? Wird ihnen nicht in dieser anerkannten Fähigkeit zu allen Ehrenstellen, die allerunumschränkte Ausübung ihrer Religion versichert, und sie darin denjenigen Bürgern, welche diese Freyheit schon nach dem Rechte der Natur besaßen, in allem gleich geschätzet? Denn die **Griechen**, welche fünf der pohlnischen Nation einverleibte Provinzen ausmachten, und wel-

che künftig mit unter dem Nahmen der Pohlen begriffen seyn sollten, die Protestanten, welche von alten adeligen und einheimischen Familien abstammeten, und nicht als Fremde angesehen werden konnten, welche ihre Zuflucht in Pohlen gesucht, und sich denjenigen Bedingungen, welche ihnen der Oberherr vorzuschreiben für gut befunden, unterworfen hatten, erhalten dadurch die Bestätigung nicht sowohl einer Gnade, als vielmehr eines Rechtes, daher denn auch das Privilegium ausdrücklich sagt, daß die erstern bereits Sitz und Stimme im Senate gehabt. Es ist dieß also keine Neuerung, sondern bloß eine Erhaltung der Sache in ihrem ehemahligen und gehörigen Zustande. Die Dissidenten, welche allen übrigen Gliedern schon von Natur gleich waren, sind es auch dem Besitze nach, und dieser wird ihnen jetzt von neuem bestätiget. Wir wollen nunmehr die Wirkungen dieser Veranstaltung sehen.

Die dem pohlnischen Adel zu verschiedenen Zeiten ertheilten Vorrechte gründeten und sicherten dessen Freyheit. Sie bedienten sich der Gelegenheit des ersten Interregni, sie dauerhaft und unwiderruflich zu machen, und sie vor aller Erschütterung sicher zu stellen. Nach dem Tode **Sigsmund Augusts**, 1572. conföderirte sich die Republik, um zu der Wahl eines neuen Königes zu schreiten, und bediente sich dabey folgender Ausdrücke (Constitut. Th. 2. S. 841. §. 2. und 3.) „Wir erkennen niemanden für unsern Herren, als denjenigen, welcher uns alle unsere

Gerechtsame, Vorrechte und Freyheiten, welche ihm nach der Wahl werden vorgeleget werden, eidlich bestätigen wird. — — Besonders soll er verbunden seyn, zu schwören, daß er den Frieden unter den Dissidenten in Religionssachen erhalten will.„ Die Griechen und die Protestanten, welche so wohl als die Katholiken die Regierung ausmachten, sind in dieser Conföderation in völliger Gleichheit mit ihren Mitbürgern begriffen, sie wenden eben dieselbe Bemühung an und haben an eben demselben Erfolge Antheil. Eine der Hauptbedingungen ist, daß der König den Frieden unter den Dissidenten erhalten soll; eine ganz neue Bedingung, welche eine Veränderung in der alten Eidesformel nothwendig machte, und welche kein Vernünftiger von einer bloßen Duldung verstehen wird. Es heißt nicht **mit den Dissidenten**, ein Ausdruck, dessen man sich seit einiger Zeit bedienet, um die Streitfrage zu verdunkeln, und glaubend zu machen, als wenn die Dissidenten nicht mit zu dem Staatskörper gehöreten, als wenn es Personen wären, in Ansehung welcher der Staat die ihnen aus Gnaden bewilligte Duldung verändere, vermehre oder einschränke. Alle Bürger verlangen die Aufrechthaltung ihrer Freyheiten; sollten denn nun wohl die Dissidenten, welche so wie die übrigen Religions-Verwandten mit den ansehnlichsten Staatswürden bekleidet sind, nicht mit in dem allgemeinen Eide begriffen seyn, worin über alle Freyheiten die Gewähr geleistet wird, weil sie ihnen

allen gemein sind? Und hat nicht dieser neue und besonders empfohlne Artikel, daß der König den Frieden unter den Dissidenten erhalten will, eben so viel Kraft, die Katholiken vor den Unternehmungen der übrigen Religions-Verwandten zu sichern, als diese vor den Angriffen der erstern? Der allen insgesammt beygelegte Nahme der **Dissidenten** beweiset, daß so bald Bürgern dieser Nahme zukommt, auch alsdann eine völlige Gleichheit unter ihnen angenommen werden muß, weil sie erst durch diese Conföderation in den völligen Besitz aller ihrer Freyheiten kommen, welche bis dahin durch die Gewalt ihrer Könige eingeschränkt waren. Es heißt nicht in dieser Conföderation: **unter denen, welche von der herrschenden Religion, von der Religion des Landesherren abweichen**; indem alle Religionen nach dem Stande derer, welche sie bekannten, oder vielmehr nach dem Rechte der Natur, eben so gleich waren, als die Bürger, und es ist augenscheinlich, daß man damahls so gedacht habe, als die pohlnische Nation die Herrschaft eines Geschlechtes, welches so lange über sie regieret hatte, erlöschen sahe, und sich vor der neuen Wahl durch die Bedingungen, welche sie dem neuen Könige vorschreibt, ihre Freyheit selbst sichert, und ihr eine dauerhafte Verfassung gibt, indem die eingewurzelte Gewalt einer an den Thron gewöhnten Familie die Freyheit der Bürger nicht mehr einschränken kann. Gibt es wohl einen Zeitpunct, wo eine Nation

auf die Grundverfassung ihrer Regierung aufmerksamer, und in Ansehung ihrer wahren Vortheile scharfsichtiger gewesen? Ist nicht alles was sie in diesem Augenblicke thut, ein wahres Reichsgrundgesetz, und wird es nicht durch das Siegel der Weisheit, welches die Gesetz gebende Gewalt demselben aufdrückt, ehrwürdig?

Da die conföderierte Republik befürchtete, die Verschiedenheit der Religion möchte unter den Bürgern, so wie in andern Ländern geschehen war, Unruhen und Verwirrung erregen: so fähret sie in der gedachten Conföderation folgender Gestalt fort: „Wir verbinden uns insgesammt für uns und unsere Nachkommen auf ewige Zeiten, vermittelst eines förmlichen Eides und bey unserm Glauben, unserer Ehre und unserm Gewissen, daß wir unter uns, die wir in der Religion dissident sind, Friede erhalten, und wegen der Verschiedenheit unsers Glaubens und unsers Gottesdienstes kein Blut vergießen, auch gegen niemanden mit Confiscation der Güter, Entehrung, Gefängniß oder Landesverweisung verfahren wollen. — Vielmehr, wenn es sich jemand sollte einfallen lassen, um der jetzt gedachten Ursache willen das Blut seiner Mitbürger zu vergießen, so sollen wir insgesammt verpflichtet seyn, uns ihm zu widersetzen, wenn er sich gleich mit einem höhern Befehle oder einer andern gerichtlichen Vollmacht sollte schützen können.“ Und zum Schlusse der Constitution heißt es: „Alles obige versprechen wir uns gegen einander

und im Nahmen unserer Nachkommen, und verbinden uns bey unserm Glauben, bey unserer Ehre und bey unsern Gewissen, alles unverbrüchlich zu beobachten. Und wenn jemand sich demselben widersetzen und solcher Gestalt die öffentliche Ruhe und gute Ordnung stören wollte, so wollen wir uns insgesammt wider ihn vereinigen und ihn aus unserer Mitte ausrotten. Gegeben zu Warschau, auf dem allgemeinen Reichstage, den 28 Jan. 1573.„

Diesem einstimmigen Decrete der Republik zu Folge, legte Heinrich von Valois erst durch seinen Ambassadeur und hernach in eigener Person, folgenden ihm vorgeschriebenen Eid ab: „Ich Heinrich — verspreche und schwöre vor Gott dem Allmächtigen, daß ich alle Gerechtsamen, Freyheiten und Vorrechte, sie seyn allgemein oder besonder, geistlich oder weltlich, — welche die Könige, meine Vorfahren ertheilet haben, — — welche von den gesammten Ständen zur Zeit des Interregni ertheilet, und mir vorgeleget worden, beobachten und in ihrer Kraft erhalten will. — — Ich will den Frieden unter den Dissidenten in Religionssachen erhalten und handhaben, und nicht zugeben, daß irgend jemand, wer es auch sey, um der Religion willen auf einige Art, weder von meinen Gerichten und Beamten, noch von den Gerichten und Beamten der Stände, was für Gewalt sie auch haben mögen, beunruhiget oder unterdrückt werde, so wie ich selbst niemanden deshalb beunruhi-

gen oder unterdrücken will. — — So wahr mir Gott helfe! „

Dieser Eid Heinrichs von Valois ist bey allen folgenden Wahlen und Krönungen zum Muster genommen worden, weil die Conföderations-Acte von dem Jahre 1573 in die Reichsgesetze und Satzungen getragen, und, so viel davon die Religion betrifft, bey jedem neuen Interregno von Wort zu Wort wiederhohlet wurde. Sie ist daher auch von dieser Zeit an beständig unter die Reichsgesetze gesetzt worden. Die Conföderation, welche 1648 nach dem Tode Uladislai errichtet wurde, wiederhohlet sie von Wort zu Wort, und nennet sie ein ewiges Gesetz. Constit. Th. 4. S. 150. 172.

Der König Stephanus legte für sich und seine Nachfolger den neuen von Heinrich geleisten Eid, worin der Friede unter den Dissidenten vorgeschrieben wird, gleichfalls ab. S. Constit. Th. . S. 921. §. 18. ingleichen die Eidesformeln Sigismundi 3, Th. 2. S. 1096. Johann Casimirs, Th. 4. S. 205. Michaels, Th. 5. S. 39. Johann 3, Th. 5. S. 282. und August 2, Th. 6. S. 5.

Alle diese Eide, welche auf die Aufrechthaltung des Friedes unter den Dissidenten abzielen, beziehen sich insgesammt auf den Sinn der Conföderation von 1573, welche jederzeit in ihrer Kraft geblieben ist, indem die Republik vom Anfange an eingesehen hat, wie schwer die Ruhe von dieser Art unter gleichen Gliedern und Bürgern ei-

nes Staates zu erhalten ist, und daß sie ihren Königen es nie zu sehr einschärfen könne, dieselbe zu erhalten und zu handhaben. Dieses zur Erhaltung des Friedens gemachte Gesetz, war für alle Bürger ohne Unterschied der Religion gegeben: **unter uns, die wir in der Religion dissident sind.** Die Römisch-Katholischen hielten sich also durch diesen Ausdruck **dissident**, welcher damahls zuerst in der Republik gehöret wurde, für Dissidenten in Ansehung ihrer Mitbürger. Sie bedungen sich, daß sie um deßwillen nicht beunruhiget seyn wollten, so wie sie von ihrer Seite niemanden deßhalb beunruhigen wollten. Es ist dieses folglich ein Staatsgesetz, welches alle verbindet, dessen Beobachtung sie sich insgesammt gegen einander versprochen haben: **wir versprechen uns gegenseitig.** Kann man nun aus diesem gegenseitigen Versprechen in einer so feyerlichen Acte wohl etwas anders schliessen, als eine vollkommne Gleichheit unter allen Bürgern, selbst in Ansehung der Religion? Und sobald die völlige Gleichheit in einem so wesentlichen Stücke entschieden ist, als die Religion **ist, welche man jetzt zu einem Grundsatze der herrschenden Gewalt für die Katholiken machen will,** kann man da wohl glauben, daß man damahls nicht eine eben so vollkommne Gleichheit in Ansehung der aus der Geburt und dem Bürgerrechte entspringenden Gerechtsamen sollte behauptet und gehandhabet haben?

Man war in Ansehung dieses Religionsfriedens so bedenklich, daß, als König Stephanus den 8ten Febr. und 4ten May 1576 die gewöhnlichen Bestätigungsurkunden aller Freyheiten und Gerechtsamen der Pohlen unterzeichnete, folgende merkwürdige Clausul beygefügt wurde: „Was wir durch gegenwärtige Urkunden in Ansehung der geistlichen Freyheiten und Vorrechte und anderer Sachen bestätigen, soll demjenigen Artikel unsers Eides, welcher den Frieden und die Ruhe unter den Dissidenten in Ansehung der Religion betrifft, auf keine Weise nachtheilig seyn, indem wir diesen Frieden jederzeit zu erhalten und zu handhaben gemeinet sind, und selbigen standhaft, unverrückt und wirklich zu erhalten und zu handhaben versprechen.„ Constitut. Th. 2. S. 905 und 913.

Der König wollte durch diese Ausdrücke den Römisch-Katholischen allen Vorwand benehmen, als welche aus der Bestätigung ihrer kirchlichen Freyheiten nachtheilige Folgen für die übrigen Religionen hätten ziehen können. Diesem beuget er durch den Ausspruch vor, daß jede von beyden Partheyen alle ihre Gerechtsamen und Freyheiten gemeinschaftlich und auf eine völlig gleiche Art behalten soll. Diese Clausul dienet zugleich zur Berichtigung der von eben diesem Könige geschehenen Bestätigung der Conföderation von 1573, als welcher nicht so umständlich Erwähnung geschiehet, als eine allgemeine Con-

föderation der ganzen Nation es verdienet hätte, (Constitut. Th. 2. S. 897.) denn wenn dieser Friede unter den Dissidenten nur auf die drey Religionen, die griechische, reformierte und lutherische eingeschränkt werden müßte, und nicht auch die katholische mit in sich begriffe, so könnte man fragen, warum diese Bestätigung der Freyheiten der Katholischen hier dem Frieden unter den Dissidenten entgegen gesetzet worden? Allein der geringste einer der vier Religionen ertheilte Vorzug, tastet den Frieden an, welcher auf gleiche Art unter ihnen herrschen soll, und der in diesem Frieden festgesetzten Gleichheit.

Daß die Katholischen mit unter dem allgemeinen Nahmen der **Dissidenten** begriffen werden, erhellet noch deutlicher aus dem sub Litt. D. anliegenden Auszuge aus der Conföderation von 1686 [a]), in welcher die von den Königen **Heinrich** und **Stephanus** bestätigte Conföderation unter den Dissidenten in ihrer ganzen Kraft gelassen wird.

Bey der Wahl **Augusti** 2 waren die Gerechtsamen der Dissidenten noch in ihrer völligen

a) Man kann diese Bestätigung der Könige Heinrichs und Stephani auf keine andere Conföderation ziehen, als auf die von dem Jahre 1573. Gäbe es noch eine andere, so würde diese Bestätigung, und die Kraft, welche man ihr ertheilet, daß sie jedes gegenseitiges Urtheil eines jeden Gerichtshofes auf eine rechtmäßige Art und ipso facto aufheben und für nichtig erklären soll, den Dissidenten sehr günstig seyn, und den Rang beweisen, welche sie jederzeit im Staate gehabt haben.

Gültigkeit. Des Eides zur Erhaltung des Friedens, welcher dem Eide seiner Vorgänger gleich war, nicht zu gedenken, drückt er sich in dem Bestätigungs-Diplome folgender Gestalt aus. „Ob wir gleich, indem wir durch gegenwärtige Urkunde auf obige Art die Vorrechte, kirchlichen Freyheiten und andere Gerechtsamen bestätigen, in unserm Eide nur der römisch-katholischen Kirchen nahmentlich erwähnet haben: so soll solches doch den griechischen Kirchen und ihren Gerechtsamen auf keine Weise nachtheilig seyn; sondern wir wollen sie vielmehr in ihrer ganzen Kraft erhalten, und sind dadurch nicht gemeinet, dem übrigen Inhalte unsers Eides etwas zu vergeben, daher wir auch versprechen und versichern, daß wir den Frieden und die Ruhe unter den Dissidenten handhaben, und sie auf eine standhafte unverrückte und kräftige Art erhalten wollen. Crakau an dem Krönungstage, den 29 Sept. 1697. „ Constitut. Th. 6. S. 7. 8.

Würde man durch die allein geschehene nahmentliche Anführung der katholischen Kirchen, die griechischen Kirchen zu beleidigen geglaubt haben, wenn nicht diese vollkommne Gleichheit der Bürger in Ansehung der Religion, welche in der wesentlichsten und wichtigsten Urkunde der Freyheit und neuesten Grundverfassung der Republik, errichtet und fest gesetzet worden, damahls noch in ihrer völligen Kraft gewesen wäre? Wenn man sich in besondern Conföderationen, in öffentlichen Verhandlungen, welche durch Unruhen und Par-

theygeist veranlasset werden, zuweilen von dem alten Geiste der Grundverfassung der Republik entfernet hat: so kommt man doch in dem wichtigsten Augenblicke, wo jeder neuer König die Gerechtsamen, Vorrechte und Freyheit der Nation beschwöret, allemahl wieder darauf zurück, man empfindet alsdann die ganze Stärke des gemeinschaftlichen Vortheiles und die Gleichheit tritt wieder in ihre alten Rechte.

Die neue Versicherung, welche eben dieser König **August** 2 den Dissidenten in Ansehung ihrer Vorrechte und ihrer Fähigkeit zu den Kronwürden ertheilet, ist gleichfalls eine Wirkung davon. Denn nachdem er in den Pactis conuentis den Frieden, dessen die Dissidenten genießen sollen, auf die feyerlichste Art bestätiget hat, so fähret er so fort: „Wir wollen bey Vertheilung der Stellen im Senate, ingleichen bey Vergebung der gerichtlichen Starosteyen dasjenige auf das sorgfältigste beobachten, was ehedem von den Königen **Johann Casimir**, **Michael**, und **Johann** 3, unsern Vorgängern glorwürdigsten Andenkens, zu allen Zeiten pünctlich befolget und geübet worden. Indessen nehmen wir davon die **Mennoniten**, **Wiedertäufer** und **Quäker** aus, als welche die Gerechtsamen, welche die übrigen Dissidenten besitzen, nicht genießen sollen; vielmehr erneuern wir in Absicht ihrer alle wider die **Arianer** gemachten Gesetze und gegebenen Befehle. „ Constitut. Th. 6. S. 18.

Aus allem diesem, welches den Grund der Nationalrechte der Dissidenten ausmacht, erhellet nun, daß die Freyheit der Religion von 1563 an bis nach 1699 für ein Staats- und Reichsgesetz gehalten worden, und daß der Unterschied des Gottesdienstes den Rechten, welche alle Bürger zu allen Reichswürden haben, und der der Republik so wesentlichen Gleichheit nicht das geringste benommen habe. Die Dissidenten haben diese Gerechtsamen, welche sie von Natur besitzen, unter der geheiligten Garantie ihrer Könige genossen, und dieser auf einen so ehrwürdigen Grund gestützte Besitz gewähret ihnen ein neues Recht. Schon in den Acten der Versammlung zu **Sendomir** von 1570 findet man die Unterschriften von vier lutherischen Woiwoden, und in der Conföderation von 1599, welche die Pohlen griechischer Religion mit den übrigen dissidentischen Pohlen machten, zählet man 22 Senatoren. Eben so findet man in den Urkunden der folgenden Conföderationen und Reichstage eine große Anzahl von Unterschriften solcher Senatoren, Hofbeamten, und anderer in ansehnlichen Aemtern stehender Personen, welche insgesammt Dissidenten waren. Die Dissidenten hatten schon Hof- und Kronwürden bekleidet, ehe noch das Reichsgesetz den Ausspruch that, daß ihre Religion sie davon nicht ausschliessen sollte, weil sie eben dieselbe Fähigkeit dazu hätten, als ihre Mitbürger. Sie haben solche auch besessen, seitdem der Friede unter den verschiedenen Religionen

gionen zu einem Reichsgesetze gemacht worden. Man wähle unter diesen beyden Arten des Besitzes, entweder denjenigen, welcher ihnen von Natur zukam, oder denjenigen, welcher sich auf das Staatsrecht der Nation gründet; genug beyde reden mit einerley Nachdruck zu ihrem Besten, und das Beste des Vaterlandes unterstützet sie darin. Ist die Republik wohl jemahls glücklicher, mächtiger und geehrter gewesen, als damahls, da sie sich von den ersten und wahren Grundsätzen ihrer Verfassung leiten ließ, und ohne Unterschied alle ihre Glieder mit zur Regierung zog, welche ihr mit einem Eifer dieneten, der noch niemahls von besondern Meinungen abhängig gewesen ist? Wodurch ist wohl eine so glückliche Verbindung, deren guter Erfolg die Bande noch enger hätte knüpfen sollen, getrennet worden? Die Dissidenten sind in der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten niemahls läßig gewesen; es gibt keinen Unfall, den man ihrer Nachläßigkeit, ihrer Abneigung und ihren Anschlägen wider die Sicherheit und Freyheit ihrer Mitbrüder zuschreiben könne. Indessen kann der natürliche Zustand eines Menschen nur durch Verbrechen verschlimmert werden. Haben sie etwa ihre Mitbürger in ihrer Religion gestöret, und haben sie das gegenseitige Versprechen, sich um der Religion willen nicht zu beunruhigen, etwa zuerst gebrochen? Man hat noch niemahls bewiesen, daß sie schädlich sind, oder daß sie dem Staate wären gefährlich geworden. Die Bedrückung, worin sie ge-

genwärtig, leben ist nicht das Werk einer reiflichen Berathschlagung, wo das wahre Beßte der pohlnischen Nation wäre untersucht, erwogen und geprüfet worden. Sie rühret bloß von einer Reihe von Mißbräuchen der einen Parthey her, welche die allgemeine Ordnung überschritten hat, welche ihre Pflichten gegen die andere Parthey übertritt und selbige unterdrückt. Ein König, welcher die Krone einer andern Nation wegen des Unterschiedes der Religion verlohren hatte, wollte sich dadurch rächen, daß er keine Dissidenten mehr zu den vorzüglichsten Ehrenstellen ernannte. Seine Nachfolger nahmen sich dieses Betragen zur Regel, und so wurden die Dissidenten nach und nach von fast allen Berathschlagungen ausgeschlossen. Ihre Anzahl wurde durch diese geheime Verfolgung vermindert, und als man glaubte, daß sie zu schwach wären, um das Haupt wider den Arm aufzuheben, der sie unterdrückte, so machte man aus den zu verschiedenen Zeiten sowohl wider ihre Religionsfreyheit, als auch wider ihre Fähigkeit zu den Ehrenstellen ausgeübten Gewaltthätigkeiten ein Recht. Auf dem Reichstage von 1717, auf welchem der erste entscheidende Angriff auf sie geschahe, wußte sich der katholische Theil der Unruhen und Verwirrungen eines langwierigen Krieges zu Nutze zu machen, und hatte Ansehen genug, einen Artikel durchzusetzen, worin die freye Uebung ihrer Religion auf die vor denjenigen Gesetzen, welche sie doch nicht anerkennen, gebauten Kirchen einschrän-

ket, und auf gewisse Fälle, wo sie in der Ausübung ihrer Religion betroffen werden würden, Geld- und Gefängnißstrafen und so gar die Landesverweisung wider sie verordnet. Allein dieses Gesetz war bey weitem nicht dem Wunsche der Nation gemäß. Man weiß, wie sehr es bestritten wurde, und wie viele Mühe sich verschiedene Glieder gaben, welche so wohl die Rechte, als auch das wahre Beßte ihres Vaterlandes kannten, dasselbe zu verhindern, und welche so gar von einigen Bischöfen unterstützt wurden, die patriotisch genug waren, in diesem Augenblicke alle Partheylichkeit abzulegen, und der Gerechtigkeit und dem Beßten des Staates Raum zu geben. Besonders konnte der König, welcher die Ungerechtigkeit, welche man beging, lebhaft empfand, aber den Umständen nachgeben mußte, nicht umhin, ihnen das sub Litt. E beygefügte Diplom zu ertheilen, worin er erkläret, daß gedachter Artikel der Conföderation von 1573 und andern Grundgesetzen auf keine Weise Abbruch thun soll. Die königliche Gewalt ist freylich allein nicht hinreichend, die Kraft eines Reichstages zu vernichten; allein, wenn dieser Reichstag nur aus einem Theile bestehet, so hat er gewiß nicht die Macht, wider den andern Theil zu verfahren. Und wem ist unbekannt, wie vielen Antheil die Politik an diesem Schritte hatte? Die ganze Macht des Staates befand sich in den Händen der Katholischen. Da diese gezwungen wurden, einen König wieder auf den Thron zu setzen,

welcher erst vor kurzem zu ihrer Religion getreten war, so glaubten sie, daß sie ihm die Hände nicht genug binden könnten, damit die Neigung für seine vorige Religion, welche sie bey ihm vermutheten, ihn nicht zu weit führen möchte, und die Furcht, die einige Empfindung, welche einige von ihnen damahls hatten, hinderte sie, die Unbilligkeit und Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens einzusehen. Indessen wurde ihre Fähigkeit zu den Ehrenstellen damahls noch auf keine Weise bestritten; vielmehr findet sich ein Artikel, welcher ihnen solche als eine Ausnahme bestätiget, nähmlich das Verboth an die Kanzler, die sie betreffende Gunstbezeigungen zu untersiegeln, wenn solche den Katholischen nachtheilig sind. Constit. Th. 6. S. 242.

Da man durch diesen ersten Erfolg kühner geworden war, so beobachtete man nunmehr weiter keine Gränzen, und auf dem Reichstage von 1736 schloß man sie von den Landbothenstellen, von allen Stellen in den Gerichtshöfen und überhaupt von allen Ehrenämtern aus.

Das sonderbarste dabey ist, daß man ihnen immer noch den Frieden, die Sicherheit ihrer Güter und ihres Standes und die Gleichheit der Personen nach den alten Gesetzen bestätigte, und wenn man sie von den Ehrenstellen ausschloß, die Clausul beyfügte, saluis modernis possessoribus. Man erkannte und schätzte also ihren Besitz selbst in einem Gesetze, in welchem man kein Bedenken

trägt, den beständig hergebrachten Gebrauch, die Ehrenstellen in der Republik auf eine gleiche Art zu vergeben, ohne die geringste Ursache zu ändern. Man versichert den Dissidenten die Gleichheit der Personen, bis auf die Fähigkeit zu den Ehrenstellen, welche man ihnen abspricht; es gab also vor dieser Einschränkung eine beständig hergebrachte Gleichheit, welche sich sowohl auf ein Recht als auf den langen Besitz gründete. Die Grundsätze der Regierung zeigen sich daher noch in ihrer ganzen Stärke, selbst in demjenigen Augenblicke, in welchem man sie zu Boden tritt. Man findet so gar in ihrem Umsturze den Beweis ihres Daseyns; allein wo findet man das Recht, sie umzustürzen? Die Gewalt, die Grundsätze einer Regierung umzustoßen, liegt gewiß nicht in diesen Grundsätzen. Da die Gleichheit unter den Bürgern das Grundgesetz der Verbindung des pohlnischen Adels ist, so haben die Katholiken, welche ihren Mitbürgern völlig gleich und weiter nichts sind, diese Gleichheit überschritten, und sich zu Herren über sie aufgeworfen, indem sie einen einseitigen Ausspruch wider sie gethan haben. Da sie selbige von den allgemeinen Berathschlagungen ausgeschlossen haben, so haben sie dadurch behauptet, daß sie allein die Republik ausmachen; denn im Jahre 1718 wieß man die dissidentischen Landbothen, welche ihre Sitze einnehmen wollten, zurück, und war so gar im Begriffe, Gewalt wider sie zu gebrauchen. Diese Weigerung und ihre Prote-

stationen sind auf alle Zeiten hinlänglich, die Verjährung zu hindern, wenn anders wider so heilige Vorrechte, die auf eine so unrechtmäßige Art vernichtet worden, jemahls eine Verjährung statt finden kann. Ein Reichstag, welcher bloß aus einem Theile bestehet, kann niemahls für einen Gesetzgeber gehalten werden, dessen Gewalt, ausser den Rechten der Natur, ein Grundgesetz aufheben könne, wodurch die Verfassung der Republik bestimmet worden. Der katholische Theil ist dem dissidentischen an Anzahl überlegen; dieses weiß und erfähret man. Allein dieses ist auch das einige Recht, welches er gegen seine Mitbürger anführen kann, um sie von einem ihnen allen auf gleiche Art zuständigen Antheile an der Regierung auszuschließen, ihnen die Eigenschaft als Glieder des Staates zu rauben, und sie zu bloßen Unterthanen hinab zu setzen. Die Dissidenten, welche glauben, und berechtigt sind, zu glauben, daß ihres Gleichen ohne sie keines Weges über die ursprünglichen Bande ihrer Vereinigung urtheilen können, sahen, daß sich die Ungerechtigkeit jederzeit mit einer ihr nicht gebührenden Gewalt bewaffnet, um Mißbräuche, Unterdrückung und Gewaltthätigkeiten zu rechtfertigen. Ehe sie zu den Mitteln einer rechtmäßigen Vertheidigung schreiten, um dasjenige wieder zu erhalten, was ihnen aus so vielen Gründen zukommt, haben sie sich an diejenigen Mächte gewandt, welche ihre Vorrechte in dem oliviſchen und moskauischen Frieden garantieret haben,

vornehmlich aber an Ihre kaiserliche Majestät, als der ältesten und natürlichsten Bundesgenossin ihres Vaterlandes, welcher die Aufrechthaltung der Regierungsform desselben am meisten am Herzen liegt.

Man hat bisher gesehen, wie ihre Gerechtsamen sich auf eine unleugbare Art auf die ersten und wesentlichsten Gesetze der Republik gründen. Die Gewähr der fremden Mächte gibt ihnen eine neue Kraft, und versichert ihnen den heiligen Schutz des Völkerrechtes.

Nach dem 2ten Artikel des olivischen Friedens, welchen man nach der Erklärung und Ausdehnung verstehen muß, welchen ihm die gevollmächtigten Minister Schwedens ertheilet haben, und so wie er mit der Declaration dieser Minister von dem Könige und der Republik ratificieret worden, nehmen die Dissidenten an der allgemeinen Amnistie Theil, und werden in dem Zustande, worin sie sich vor diesem Kriege befanden, wieder hergestellet und geschützet. Es wird darin ausdrücklich gesagt, daß man nicht gemeinet gewesen, alte aus dem Gebrauche gekommene Gesetze wider die sogenannten Ketzer, von welche Art auch diese Gesetze seyn mögen, zu bestätigen. S. den sub. Litt. F. beygefügten 2ten Art. des olivischen Friedens, und die Declaration nebst der Ratification sub. Litt. G.

In dem 9ten Art. des Tractates zu Moskau werden der griechischen Kirche ihre Bißthümer, Abteyen, Gemeinen und Einwohner ihrer Religion gesichert und sie wider alle Verfolgung

in Schutz genommen. S. diesen Art. sub. Litt. H.

"Da nun die Dissidenten durch die unaufhörliche Weigerung ihrer Mitbürger, ihnen Recht zu verschaffen, auf das äusserste gebracht sind, und da sie immer der Verfolgung ausgesetzt sind, welche man auf das höchste getrieben hat, und welche sie für die Zukunft ein noch kläglicheres Schicksal erwarten lässet, als dasjenige ist, welches sie gegenwärtig erfahren: so bleibt ihnen keine weitere Zuflucht mehr übrig, als diese unzerstörliche Kraft ihrer Gerechtsamen, und der Schutz der mit denjenigen Mächten geschlossenen Tractaten, welche Bundesgenossen und Freunde ihres Vaterlandes sind.

Sollte nun wohl die Kaiserin bey dem Schicksale dieser unglücklichen Schlachtopfer ihrer Schwäche, von welchen ein Theil durch die Bande eines und eben desselben Glaubens mit ihr verbunden ist, gleichgültig und ruhig bleiben können, ohne ihr Ohr vor der Gerechtigkeit zu verstopfen, und die Stimme der Menschlichkeit zu ersticken? Ihre Majestät kennet die Gerechtsamen der Dissidenten, sie siehet die Gerechtigkeit derselben, und sie siehet zu gleicher Zeit mit nicht geringem Vergnügen, daß das Recht, welches sie hat, sie zu beschützen, da die Religion und das natürliche Mitleiden sie dazu auffordern, eben so sehr gegründet ist.

Außer dem wesentlichen Bewegungsgrunde der Nachbarschaft ihres Reiches mit Pohlen, wel-

chen Bewegungsgrund sie mit der Republik gemein hat, welche unter den Vorgängern Ihrer kaiserlichen Majestät, und noch mehr unter Ihrer Regierung selbst so wichtige Vortheile davon gehabt hat, ist die Kaiserin auch noch durch das Versprechen dazu verbunden, welches sie der pohlnischen Nation während des Interregni gethan, ihr Glück und ihre innere Ruhe befestigen zu helfen. Sie müßte ihrem Versprechen untreu werden, wenn sie glauben wollte, demselben bereits eine hinlängliche Genüge gethan zu haben, und wenn sie die Republik in dem Augenblicke, da sie die größten Spaltungen zu befürchten hat, verlassen wollte. Diese Betrachtung stellet sich vornehmlich in ihrer ganzen Stärke dar, wenn sich die Kaiserin auf der andern Seite genöthiget siehet, die Pflichten ihrer Krone zu erfüllen, und vermittelst welcher es ihr möglich wird, ihre Neigung mit der Beobachtung ihrer Pflicht zu vereinigen, und sowohl als Freundin als auch als eine Gewährleistende Macht der ihren Glaubensgenossen versicherten Religionsfreyheit zu handeln. Sie hoffet nicht, daß die Partheylichkeit, welche alle übrigen Bewegungsgründe zu entkräften sucht, vermöge einer verfänglichen Distinction behaupten werde, daß weil man in dem Tractat von 1686 nur für das Geistliche Sorge getragen, das Weltliche Ihrer Majestät gleichgültig seyn müsse, oder sie wenigstens nicht verbinden könne. Man führe eine andere Ursache als die Religion an, um die Dissidenten zu verbannen, man beschuldige sie ei-

nes Versehens, eines Verbrechens wider den Staat, so würde die Kaiserin vielleicht glauben können, daß das Betragen der Katholischen gegen sie der Religionsfreyheit, welche sie garantieret hat, keinen Abbruch thun wolle. Allein man unterdrückt sie, man strafet sie so gar, und dieß bloß um der Religion willen, und mit einer Strafe, welche der Gesellschaft ihre Bürger entreißt, und gesetzgebende Glieder bis zu Unterthanen erniedriget. Wird man wohl behaupten können, daß das eine ruhige und ungekränkte Ausübung seiner Religion ist, wenn man diese Ausübung mit dem Bürgerrechte bezahlet, welches sich in allen seinen Gerechtsamen gleich ist?

Ihre kaiserliche Majestät siehet mit Vergnügen, daß alle Mächte, welchen die Aufrechthaltung ihrer Religion in Pohlen angelegen ist, und welche durch die Gewähr des oliviſchen Friedens dazu berechtiget sind, gleiche Gesinnungen mit derselben haben, und daher der Republik eben dieselben Vorstellungen haben thun lassen. Wenn die Nachbarschaft einen Unterschied in dem Grade des Schutzes nothwendig macht, welchen man einer und eben derselben Sache angedeihen lässet, so schmeichelt die Kaiserin sich mit der Hoffnung, daß sie sowohl durch ihr vergangenes und als durch ihr künftiges Betragen in dieser Sache, sowohl die Triftigkeit der Bewegungsgründe, aus welchen sie handelt, als auch die Reinigkeit der Absichten, welche sie bestimmen, an den Tag legen wird.

3. Litt. A.

Pro Memoria.

Sowohl die Pflichten, welche die Tractaten zwischen Ihrer Russisch-Kaiserl. Majestät und der Republik Pohlen der Kaiserin auflegen, als auch die heiligen Bande, welche sie mit denjenigen Unterthanen der Republik, welche mit ihr einerley Religion haben, und mit den übrigen unter den Nahmen der Dissidenten bekannten Reichsgliedern, verbinden, verstatten Ihrer Majestät nicht, die Unterdrückung mit gleichgültigen Augen anzusehen, worunter ein so beträchtlicher Theil der Nation blos um deßwillen seufzen muß, weil er eine Religion hat, zu welcher sich so viele grosse Mächte, Staaten und Nationen Europens bekennen, und welche überdieß durch die Grundgesetze der Republik selbst bestätiget und bekräftiget ist. Da man nun diesen Dissidenten als fremden, unbekannten und dunkeln Sectierern begegnet, da man sie seit einiger Zeit, besonders unter der letzten Regierung durch erschlichene Constitutionen und durch unrechtmäßige und gewaltsame Mittel verschiedener Gerechtsamen, Freyheiten und Vorrechte beraubet hat, welche sie Kraft der Grundgesetze eines freyen Staates besaßen, welche allen, welche denselben ausmachen, eine völlige Gleichheit gewähren; da sie überdieß in demjenigen, was den Gottesdienst und die öffentliche Uebung ihrer Religion betrifft, auf das äusserste eingeschränkt und bedrückt werden: so haben die Unterzeichne-

ten, der ausserordentliche Ambassadeur, und der gevollmächtigte Minister Ihrer Russisch-Kaiserl. Majestät, Kraft der von ihrem Hofe erhaltenen Befehle, die Ehre, Sr. königlichen Majestät von Pohlen durch gegenwärtiges Memorial zu ersuchen, daß Dieselben sich gnädigst dahin verwenden mögen, damit die Dissidenten, sie seyen nun von Adel oder von geringerm Stande gehöret, und nach Maßgebung der Gesetze, und der allgemeinen und wesentlichen Constitutionen der Republik, in den völligen Besitz aller Gerechtsamen, Freyheiten und Vorrechte, welche sie ehedem unleugbarer Weise genossen, wieder hergestellet werden, besonders aber derjenigen, welche auf irgend einige Art die freye Uebung ihrer Religion betreffen; indem diese Rechte ihnen als Eingebohrnen und freyen, getreuen und untadelhaften Bürgern der Republik auf eine unbezweifelte Art zukommen, ihnen auch zum Ueberflusse durch die authentischen Gesetze und Constitutionen mehrmahls bestätiget worden.

In der festen Ueberzeugung, daß Se. Majestät der König von Pohlen, dessen erhabene Vorzüge durch die einmüthige von der ganzen Nation auf dessen geheiligte Person gefallene Wahl, welche fast ohne Beyspiel ist, einen so glorreichen Preis davon getragen haben, ihr ganzes Ansehen dahin verwenden werden, daß diese Vorstellungen ungesäumet die gewünschte Wirkung haben, und dadurch die Tractaten zwischen beyden Mächten auf das gewissenhafteste beobachtet werden, erwarten

die Unterzeichneten voller Vertrauen den Erfolg des ihnen geschehenen Auftrages, welcher die Bande der Freundschaft und des guten Vernehmens, welches auf eine so glückliche Art und seit so langer Zeit zwischen beyden Staaten obwaltet, nothwendig noch enger knüpfen muß. Gegeben zu Warschau den 14ten Sept. 1764. **Hermann Carl, Graf Kayserling. Nicolaus, Fürst Repnin.**

4. Litt. B.

Declaration

Ihrer Kaiserl. Majestät aller Reussen, so wie solche durch ihren ausserordentlichen und gevollmächtigten Ambassadeur, den Fürsten **Repnin**, der conföderierten Republik auf dem Reichstage 1766 übergeben worden.

Die Gemeinschaft der Religion, und die Ehre, etwas zu dem Glücke der Menschheit mit beyzutragen, sind nicht die einigen Gründe, welche Ihre Kaiserl. Majestät bewegen, gegenwärtig eine wiederhohlte und höchst dringende Fürsprache für die griechischen und dissidentischen Unterthanen dieses Königreichs einzulegen, damit die Bedrückung, worunter sie seufzen, aufhöre, und sie in ihren ehemahligen Zustand als gleiche Bürger und Glieder des Staates wieder hergestellet werden. Um sie insgesammt der Ordnung nach anzuführen, will der Unterzeichnete zuvörderst vorstellen, und zwar als eine Thatsache, wovon sich die Bewei-

se in der Sammlung der pohlnischen Gesetze befinden, daß die Griechen und Dissidenten zu allen und zwar in den glücklichsten Zeiten der Republik die Eigenschaft gleicher und freyer Bürger, deren Wiederherstellung sie jetzt verlangen besessen haben und darin anerkannt worden, auch alle damit verbundene Vortheile ruhig und ohne alle Einschränkung genossen haben. Es ist ihnen selbige auch durch alles dasjenige bestätiget worden, was nur auf einige Art das Band der Nationen ausmachen kann, durch heilige Verträge, welche ein öffentliches Recht zwischen ihnen und ihren Mitbürgern fest setzen, dessen Vollstreckung sie zu allen Zeiten fordern können, indem solches durch keine bürgerliche Constitutionen eines Theiles des Staates hat können entkräftet oder aufgehoben werden.

Man müßte mit sehenden Augen blind seyn, wenn man es in Abrede seyn wollte, daß die beständige Weigerung, ihre Vorstellungen zu hören, und ihnen wegen ihrer Klagen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie auch nothwendig von den Obliegenheiten einer Verbindung frey sprechen müsse, an deren Vortheilen sie nicht mehr Theil nehmen können, und daß sie dadurch in den Zustand vollkommen freyer Menschen gesetzet werden, welcher sie berechtiget, ohne daß irgend ein göttliches oder menschliches Gesetz dieses ihr Verfahren tadeln könne, sich unter ihren Nachbarn Richter zwischen ihnen und ihres Gleichen zu erwählen, und sich mit ihnen zu verbinden, wenn

sie sich der Verfolgung auf keine andere Art entziehen können.

Die Umstände der vorhergehenden Zeiten ließen diesen unglücklichen und für die Republik so gefährlichen Zustand schon befürchten, daher man diese nationellen und innern Verträge Pohlens durch Verträge mit den fremden Mächten auf die unumstößlichste Art zu sichern suchte. Seit dieser Zeit ist die Aufrechthaltung der Verfassung der Republik und ihre innere Ruhe nicht mehr ein bloßer Gegenstand der Aufmerksamkeit für dessen Bürger, sondern auch eine Verpflichtung für dessen Nachbarn, welche durch die Verträge mit der Republik zugleich mit allen ihren Gliedern Verträge geschlossen haben.

So sind nun Rußland Kraft des Vertrages von 1686 und die übrigen Mächte, welche gegenwärtig mit demselben zu einerley Zweck mitwirken, Kraft des olivischen Vertrages verpflichtet, für die Sicherheit eines jeden Theiles des Staates zu wachen, alle Uneinigkeit in demselben vorzubeugen, und ihnen vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, oder vielmehr ihnen allen überhaupt und ins besondere alles dasjenige zu garantieren, was ihr jedesmahliges und gemeinschaftliches Recht ausmacht.

Man wird also schon in einem so kräftigen Bewegungsgrunde, als die Erfüllung der Verbindlichkeiten eines Tractates ist, die Vorschrift desjenigen Betragens finden, welches die Kaiserin zu beobachten hat, um die Wiederherstellung

der griechischen und dissidentischen Unterthanen in alle ihre Gerechtsamen zu bewirken, und ihnen die Erhaltung derselben zu versichern. Man setze nun die noch stärkern Bewegungsgründe hinzu, welche aus der besondern Lage des russischen Reiches in Ansehung der Republik entspringen, so wird man einsehen, daß die Kaiserin dem Schutze, welchen sie ihnen angedeihen lässet, keine Gränzen setzen kann, ohne ihrer eigenen Ehre, der Würde ihrer Krone, und dem Vertrauen ihrer Freunde zu nahe zu treten.

Es geschiehet nicht, um neue Danksagungen von Seiten der Republik zu veranlassen, wenn man derselben von neuem vor Augen leget, was Ihre Kaiserl. Majestät für dieselbe gethan hat, sondern bloß, um den Bewegungsgrund, aus welchem sie handelt, desto lebhafter vorzustellen, und es desto einleuchtender zu machen, wie nothwendig es ist, daß sie in der Sache, in welcher sie sich verwendet, vollkommen befriediget werde, indem daraus erhellet, daß die Republik selbst es ihr schlechterdings unmöglich gemacht hat, davon abzustehen.

Die Kaiserin hat aus der aufrichtigsten Freundschaft und bloß um die Pflichten einer guten Nachbarschaft zu erfüllen, an dem Wohlstande der Republik Antheil genommen, und wird auch fernerhin Antheil daran nehmen; die Einladung der conföderierten gesammten pohlnischen Nation, die Ruhe in dem Innern wieder herstellen zu helfen,

die

die Freyheit zu sichern und die freye Wahl eines eingebohrnen Königes zu bewirken, hat ihr daher das lebhafteste Vergnügen gemacht. Man hat gesehen, mit welcher Großmuth und mit welcher Freundschaft Ihre kaiserliche Majestät dieses Gesuch um Beystand angenommen und erwiedert hat. Sie hat sich der Angelegenheiten ihrer Nachbarin auf das lebhafteste angenommen, um das Glück aller ihrer Bürger zu sichern. Die freye Wahl eines einheimischen Königes, der vornehmste Gegenstand, um weßwillen man sie um ihre Hülfe ersucht hatte, ist mit einer Einmüthigkeit bewerkstelliget worden, von welcher die Republik kaum ein Beyspiel wird aufweisen können. Ob es nun gleich Ihrer kaiserlichen Majestät hierin vollkommen gelungen ist, so würde sie doch ihr Werk immer noch für unvollkommen halten müssen, so lange noch ein Theil von Bürgern übrig ist, welcher die glücklichen Wirkungen ihrer Freundschaft nicht in ihrem ganzen Umfange empfindet. Sie wird jederzeit glauben, daß sie die Absicht, welche sie sich vorgesetzet hat, und welche ihr von der Republik selbst ist dargestellet worden, nur unvollkommen erreichet habe, so lange noch die innere Spaltung in Ansehung der Dissidenten statt findet. Die Kaiserin glaubt also, daß ihre Ehre es erfordert, das Vertrauen, welches die ganze Republik in Ihre Zuneigung gesetzet hat, bis an das Ende zu rechtfertigen, und die glückliche Verwendung ihres Beystandes nicht eher aufhören zu lassen, als bis ein für das Glück eines

Theils der Bürger so wichtiger Punct völlig entschieden worden.

Ihre kaiserliche Majestät wiederhohlet also ihre Vorstellungen, daß man auch diese noch allein übrige Quelle der Uneinigkeit auf dem gegenwärtigen Reichstage verstopfe, und dadurch der Republik ihren ganzen Ruhestand wieder schenke.

Ihre kaiserliche Majestät, welche diese Sache empfiehlet, und den König und die Nation ersucht, selbige mit aller der Behutsamkeit und Aufmerksamkeit zu überlegen, welche sie wegen ihrer Wichtigkeit in Ansehung des allgemeinen Bestens verdienet, sehen selbige aus einem doppelten Gesichtspuncte an, nehmlich sowohl in Rücksicht auf das Geistliche, als auch auf das Weltliche.

Man hat zwar, was das erste betrift, die Gerechtsamen der Griechen und Dissidenten nicht völlig vernichtet; indessen sind doch die Mißbräuche so sehr gehäufet und so weit getrieben worden, daß die Religionsfreyheit fast völlig verschwunden ist. Der Unterzeichnet verlangt im Nahmen seiner Kaiserin, daß diese Mißbräuche völlig gehoben werden, und daß man solche Maßregeln nehme, damit künftig dergleichen nicht mehr zu befürchten seyn mögen. Dieses kann nun nicht geschehen, wenn man nicht auf dem gegenwärtigen Reichstage folgende Beschlüsse macht.

1. Daß die Kirchen, welche den Dissidenten von Rechtswegen gehören, und welche ihnen unrechtmäßiger Weise genommen worden, ihnen

wieder gegeben werden; daß sie nicht gehindert werden, diejenigen wieder aufzubauen oder auszubessern, welche durch die Länge der Zeit oder durch Feuersbrünste beschädiget worden; daß sie bey den Taufen, Copulationen, Begräbnissen, und in der Verkündigung des göttlichen Wortes sowohl in ihren Kirchen als bey den Kranken auf keine Weise gehindert werden; daß sie dabey sich alles dessen bedienen können, was die gottesdienstlichen Sachen schuldige Ehrerbietung erfordert, dergleichen der Gebrauch der Glocken, und schicklicher Kleidungen der griechischen und dissidentischen Geistlichen ist; daß sie eigene Gottesäcker und Kirchhöfe haben können; mit einem Worte, daß sie ohne einige Hinderung alles dasjenige thun und vornehmen können, was zu den Sacramenten und den in jeder Religion üblichen Gebräuchen gehöret, wohin denn die völlige Freyheit des Gottesdienstes gehöret.

2. Daß um die Religionsfreyheit in dem ganzen Königreiche auf eine dauerhafte und allgemeine Art fest zu setzen und zu bestimmen, auf dem gegenwärtigen Reichstage verordnet werde, daß es den Griechen oder andern Dissidenten, welche sich in irgend einer Stadt, Flecken oder Dorf, wo sich noch keine Kirche oder Kapelle ihrer Religion befindet, niederlassen wollen, verstattet seyn soll, dergleichen zu bauen, und daselbst ihre eigene Gottesäcker, Priester und Pfarrer zu haben, und daß diese Priester und Pfarrer von der kirchlichen Gerichtsbarkeit der Katholischen

in der Erfüllung ihrer Amtspflichten und in der Handhabung der Sacramente gegen die Glieder ihrer Kirche auf keine Weise gehindert werden sollen.

3. Da die Religionsfreyheit ein natürliches Recht und das wichtigste für einen Bürger ist, so ist jede wohl eingerichtete Regierung verbunden, alle ihre Unterthanen dieselbe genießen zu lassen, und selbige in keinem Stücke von einer andern Religion abhängig zu machen. Nach diesem Grundsatze kann man die Art von Abgabe, welcher die Dissidenten an die katholischen Pfarrer in Ansehung der Begräbnisse, Copulationen und Taufen unterworfen sind, nicht anders als einen Mißbrauch ansehen, zumahl da die Verschiedenheit dieser Abgabe in den verschiedenen Provinzen die Rechtmäßigkeit derselben schon sehr verdächtig macht; dergleichen Mißbräuche, welche schon in ihren Anfängen fehlerhaft sind, können durch keine besondere Constitution, wo diejenigen, welche selbige betrifft, nicht das freye Stimmrecht haben, gültig gemacht werden. Die Gerechtigkeit erfordert also, diese Mißbräuche völlig abzustellen, und, wenn alle Stände dabey einstimmig sind, der herrschenden Religion in einem freyen Staate, ihre Vorzüge zu bestimmen; man muß ein für allemahl eine mäßige Gabe bestimmen, welche mehr für ein freywilliges Geschenk, als für eine Auflage gehalten werden muß.

4. Das griechische Seminarium zu Mohilow muß auf keine Weise beunruhiget werden,

sondern muß sich ungestört mit Erziehung der griechischen Jugend beschäftigen können, ohne daß solches durch irgend jemanden gehindert werde.

5. Der Bischof und das Bißthum Weiß-Reussen muß mit allem seinem Zubehör der griechischen Religion auf alle künftige Zeiten versichert werden, so wie den Griechen und übrigen Dissidenten alle ihre Kirchen auf ewige Zeiten gelassen werden müssen.

6. Kein griechischer Priester oder Pfarrer, noch irgend ein Dissident muß unter keinerley Vorwand gezwungen werden, vor den geistlichen Gerichten zu erscheinen, sondern bloß von den weltlichen Gerichten abhangen.

7. Es muß nicht verstattet seyn, die Heurathen zwischen Personen von verschiedenen Religionen zu hindern; die Kinder beydes Geschlechtes müssen in diesem Falle der Religion ihrer respectiven Aeltern folgen.

Mit einem Worte, die Griechen und Dissidenten müssen in Pohlen, was die Ausübung ihrer Religion betrifft, eben des Friedens und des sanften Schutzes genießen, welchen Vernunft und Billigkeit jedem freyen Bürger schuldig sind; dieser Eigenschaft freyer Bürger müssen sie dieses Recht allein zu danken haben.

Die Wiederherstellung der Griechen und Dissidenten in Ansehung ihrer weltlichen Gerechtsamen ist eben so billig, und liegt ihrer kaiserl. Majestät eben so sehr am Herzen, als einer Nachbarin, welche aus Freundschaft und aus Pflich-

ten ihrer Krone verbunden ist, an der Wohlfahrt Pohlens zu arbeiten, und die gute Ordnung, welche deren Quelle ist, zu unterhalten.

Die Gleichheit des Adels ist der Grund der pohlnischen Freyheit und die sicherste Stütze der Grundgesetze. Alle diejenigen Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit darauf abgezielet haben, den griechischen und dissidentischen Adel seine Gerechtsamen und Vorzüge zu berauben, sind das traurige Werk innerer Unruhen und Spaltungen, wo ein Theil des Staates, welcher seinem Untergange entgegen eilete, viel zu gewinnen glaubte, wenn er sich auf Kosten seiner Mitbürger erhübe, und um eines besondern und augenblicklichen Vortheiles willen, die wahren und einigen Bande der Nation zerriß. Zur Zeit des Friedens und der Vereinigung, wo alles an der Wiederherstellung eines dauerhaften und unveränderlichen Glückes arbeitet, wo die Gesetze durch den Eifer und die einmüthige Uebereinstimmung wahrer Patrioten auf das thätigste ausgeübet werden, und Hoffnung geben, die Republik eben so blühend zu machen, als sie nur jemahls gewesen, müssen alle Stände derselben empfinden, daß sie niemahls glücklich seyn können, wenn sie nicht vollkommen verbunden sind, und daß das heisse, die Größe des Vaterlandes einem übel verstandenen besondern Vortheile aufzuopfern, wenn man sich in einem ausschließenden Besitze der Ehrenstellen und Würden, zum Nachtheil der ursprünglichen Verfassung der Republik, wo jede Religion

einen gleichen Antheil an der Regierung hatte, erhalten wollte. Die Kaiserin verlanget daher, daß man über diesen Punct des pohlnischen Staatsrechtes, welcher durch bürgerliche Verordnungen eines Theiles des Staates in gewissen unruhigen Zeiten, so sehr gekränket, und fast völlig vernichtet worden, in Unterhandlung trete, und sich vergleiche, und zwar mit einem Theile der Reichsglieder, welche von dem übrigen in keinem Stücke weiter unterschieden sind, als weil sie einer andern Religion als die herrschende ist, folgen, damit dadurch der Antheil bestimmet werden könne, welcher ihnen an der Regierung des Staates und an den Vorzügen der Krone zukommt. Die Kaiserin wird auch nicht eher glauben, ihre Pflicht erfüllet, und die Absicht, warum sie von der ganzen Republik um Hülfe angesprochen worden, erreicht zu haben, als bis eine vollkommne Wiedervereinigung nach diesen Grundsätzen bewirket worden. Eben dieselbe Hülfe, welche sie der gesammten Nation zu ihrem allgemeinen Beßten geleistet hat, ist sie auch einem so beträchtlichen Theile derselben schuldig, als die Griechen und Dissidenten sind. Es würde die Kaiserin kränken, wenn sie der Republik nur eine scheinbare Ruhe verschafft haben sollte, und dieselbe nur um deßwillen vor der Gewaltthätigkeit, womit ihre Gesetze, ihre Freyheit und ihre Grundverfassung bedrohet wurden, beschützet haben sollte, um einen Theil der Nation der Verfolgung des andern zu überlassen; wenn sie gewissen Gesetzen

nur um deßwillen ihre Thätigkeit wieder gegeben haben sollte, um das Joch der Mißbräuche noch schwerer und unvergänglich zu machen; wenn endlich zu eben derselben Zeit, da ein Theil der Nation die glücklichen Folgen ihres Beystandes genießet, ein anderer beträchtlicher Theil im Elende schmachten sollte, welcher eben so vieles Recht an die Fürsorge der Kaiserin hat, welcher ihre Hülfe eben so angelegentlich gesucht, und eben so viel dazu beygetragen hat, selbige wirksam zu machen.

Die Religion, die Pflichten der Freundschaft und der guten Nachbarschaft, die Verbindlichkeit der Verträge, und die mit der Vollendung des angefangenen Werkes und mit Erfüllung der Erwartung der ganzen Nation verbundene Ehre, setzen also Ihre kaiserl. Majestät in die unumgängliche Nothwendigkeit, Ihre Vorstellungen um Wiederherstellung der Griechen und Dissidenten in alle ihre kirchlichen und weltlichen Gerechtsame, welche ihnen als Gliedern eines freyen Staates zukommen, zu wiederhohlen. Die Kaiserin ist überzeugt, daß die Vermittelung einer Freundin und Nachbarin hinreichend ist, diejenigen Gesinnungen allgemein zu machen, welche der vernünftigste und patriotische Theil der Nation in diesem Stücke haben muß. Diejenigen, welche sich etwa widersetzen sollten, können nicht anders als Feinde des Vaterlandes angesehen werden, daher die Kaiserin sich auch durch ihre besondern Conföderationen im mindesten nicht abhalten lassen wird, eine so wichtige Absicht, als die all-

gemeine Ruhe ist, zu befördern. Sie wird sich vielmehr eine Pflicht daraus machen, zu ihrer Erhaltung alle nur mögliche Mittel anzuwenden, und wird versichert seyn, daß sie solche nie auf eine rühmlichere Art anwenden können.

Dieses ist es, was der Unterzeichnete auf Befehl Ihrer kaiserl. Majestät, Sr. Majestät dem Könige und der Republik Pohlen erklären sollen, in der festen Ueberzeugung, daß so rechtmäßige Forderungen von einer Regierung nicht werden abgeschlagen werden, deren Freyheit sie natürlicher Weise bewegen muß, alles dasjenige zu bewilligen, was der Menschlichkeit gemäß ist, und was die Gleichheit, die ihr Wesen ausmacht, mit sich bringet.

5. Litt. C.

Bestätigung

der Vereinigung zwischen Pohlen und Litthauen, so wie solche auf dem Reichstage zu Lublin, 1569 vollendet worden.

Sigismund August, von Gottes Gnaden, König von Pohlen, Großherzog von Litthauen, u. s. f. erklären hiermit allen und jeden, sammt und sonders, daß wir, um das Verlangen und die Wünsche aller Glieder der Krone, die Bedürfnisse der Republik, so wie auch unsere Pflichten, als König zu erfüllen, das ist, um die Vereinigung des Großherzogthums Litthauen mit der Krone Pohlen, welche von unserm Aeltervater und allen übrigen Ständen dieser Länder

angefangen, und seitdem von unsern Vorgängern und den gedachten Ständen von Zeit zu Zeit bestätiget worden, auf einen festen und dauerhaften Fuß zu setzen, gegenwärtigen allgemeinen Reichstag veranstaltet haben, um auf demselben mit denjenigen Angelegenheiten den Anfang zu machen, welche die Bestätigung der gedachten Vereinigung betreffen. Und zwar geschiehet solches mit Einwilligung aller Stände, so wohl aus der Krone Pohlen als dem Großherzogthum Litthauen, welche diese Sache unter sich, und wir gemeinschaftlich mit ihnen, errichtet und zu Stande gebracht haben, so viel davon unserer Pflicht und königlichen Gewalt zukommt, nach den Freyheitsbriefen, Declarationen und Verordnungen, welche sowohl von unsern Vorgängern, als auch ehedem von uns selbst, wo es nöthig war, ertheilet worden, welches alles auch die Stände in einer zahlreichen Versammlung von Personen aus allen Ständen und von beyden Nationen durch feyerliche Eide garantieret und bestätiget haben, als welches von jedem der Senatoren und Stände, entweder in Person, oder durch Bevollmächtigte für sie und ihre Nachkommen geschehen. Wir bestätigen und garantieren also, unter der Autorität und Kraft des gegenwärtigen Reichstages, auf ewige Zeiten, die gegenwärtige Vereinigung nebst allen ehedem von uns ertheilten Bestätigungs-Briefen, welches alles sich bereits umständlicher in den von uns ehedem und auch, wie hier nachfolget, von uns erlassenen Declarationen

und Freyheitsbriefen befindlich ist, ingleichen in allen denjenigen, welche von den Ständen selbst untereinander eidlich geschrieben, gemacht und bestätiget worden, welche wir hier pro insertis habere volumus, daher wir denn auch durch gegenwärtige Erklärung befehlen, daß selbige, ihrem ganzen Umfange nach, in die Acten jeder Kanzelley eingetragen werden sollen, und unsere Kanzler sollen gehalten seyn, jedem in seiner Woiwodschaft, authentische und mit unserm Siegel besiegelte Auszüge davon zu geben, wobey wir wollen, daß denenselben eben derselbe Glaube beygemessen werden soll, als wenn ihnen die Originalien selbst wären vorgeleget worden.

6. Litt. D.

Auszug

aus der Conföderation von dem Jahre 1586.

Zuvörderst lassen wir nach dem Beyspiele unserer erlauchten Vorfahren und der ältern in mancherley Fällen in den Zwischenreichen gemachten Declarationen und Urtheilen, das während des Zwischenreiches in der neuen Stadt Korczyn von unsern Vorfahren im Jahre 1438 gesprochene Urtheil in seiner vollen Kraft, so wie es von uns zu Krakau nach dem Tode des Königes Sigismundi Augusti glorwürdigsten Andenkens, den Sonnabend nach dem Feste der heil. Apostel, erneuert und bestätiget worden, doch aus-

genommen den durch die letzte von unsern Königen Heinrich und Stephanus bestätigte Confoederation unter den Dissidentes de Religione bereits aufgehobenen Artikel. Und da diese Confoederation unter den gedachten Dissidenten Ruhe und gegenseitige Liebe befiehlet, so lassen wir sie in robore suo iuxta suam continentiam in toto.

7. Litt. E.

Königliches Diplom

für die Dissidenten.

Aus der großen Kanzelley.

Wir August der zweyte von Gottes Gnaden König von Pohlen und Großherzog von Litthauen ꝛc. thun kund und zu wissen, durch gegenwärtiges allen und jeden, denen daran gelegen; daß der edle Benjamin Arnold, unser Hofrath, in Person in der Expedition der Kanzelley unsers Königreichs erschienen ist, und gegenwärtiges mit unserer eigenen Hand unterschriebenes, und mit dem großen Reichssiegel besiegeltes Diplom in gutem Zustande und ohne einigen verdächtigen Umstand, vorgeleget hat, damit es registrirt und in die Acten eingetragen werden möchte, folgendes Inhalts:

Wir August 2, von Gottes Gnaden, König von Pohlen und Großherzog von Litthauen, thun kund und zu wissen durch gegenwärtiges allen, welchen daran gelegen. Ob wir gleich dafür

hielten, daß zur Erhaltung des Friedens mit den Dissidenten in der christlichen Religion in dem Königreiche Pohlen und Großherzogthum Litthauen nichts mehr zu wünschen übrig sey, da die alten und neuern Conföderationen und Pacta conuenta deßhalb hinlängliche Vorsehung gethan haben: so haben wir doch in Gnaden den Wünschen und dem Verlangen der Dissidenten in Ansehung der Religion, nicht entstehen wollen, damit sie nicht glauben, daß durch die in dem neuen Tractat eingerückten Artikel, die Gemeinschaft des Adels, ihre Gleichheit und ihr Friedensstand verletzet worden. Wir erklären daher, daß diese in den Tractat eingerückte Artikel den Conföderationen von den Jahren 1573, 1632, 1648, 1669, 1674 und 1697, ingleichen unsern Pactis conuentis, so fern solche den Dissidenten in der Religion vortheilhaft sind, auf keine Weise nachtheilig seyn sollen. Wir erhalten vielmehr gedachte Dissidenten in Religionssachen in ihren Freyheiten und Gerechtsamen, welche in allen diesen gedachten Conföderationen, ihrem ganzen Inhalte nach begriffen sind, (welcher hier für eingerückt und ausgedruckt gehalten werden soll,) und wollen, daß sie von allen Ständen, Beamten und Gerichtshöfen beobachtet werden sollen. Zur Urkunde dessen haben wir befohlen, daß Gegenwärtigem, welches mit unserer eigenen Hand unterschrieben ist, das Reichssiegel beygedruckt werde. Gegeben zu Warschau, den 3ten Febr. 1717, unserer Regierung im 20ten.

Unterz. Augustus Rex. (L. S.) Matthäus Iliak, Schwertträger von Brac, und Secretarius Sr. königl. Majestät bey dem großen Reichssiegel.

8. Litt. F.

Zweyter Artikel, des Oliviſchen Friedens.

§. 1. Es soll eine ewige Amniſtie und Vergeſſenheit aller Feindſeligkeiten ſeyn, welche von beyden contrahirenden Theilen bisher begangen worden, an welchem Orte und auf welche Art ſie auch mögen begangen ſeyn, ſo daß kein Theil ins künftige, weder deshalb, noch aus einem andern Grunde oder Vorwande, weder ſelbſt, noch durch die Seinigen, weder unter dem Scheine eines Rechtes, noch mit offenbarer Gewalt, einige Feindſeligkeiten gegen den andern Theil ausüben ſoll.

§. 2. Alle Perſonen, von welchem Stande, Beſchaffenheit oder Religion ſie auch ſeyn mögen, ingleichen alle Gemeinheiten, welche einem von beyden Theilen gefolget ſind, oder ſich in der Gewalt des Feindes befunden haben, ſollen dieſe Amniſtie genießen, und dieſer Krieg ſoll niemanden an ſeinen Gerechtſamen, Freyheiten, und ſo wohl allgemeinen als beſondern hergebrachten Rechten und Gewohnheiten, welche derſelbe ſo wohl in kirchlichen, als in bürgerlichen und weltlichen Sachen genoſſen hat, nachtheilig und ſchäd-

lich seyn, sondern jeder soll selbige nach den Gesetzen des Reichs geniessen, und es soll wider keine Gemeinheit noch einzelne Person wegen ihrer Ergebenheit gegen den Feind ein Prozeß erreget werden, so daß niemanden erlaubt seyn soll, irgend jemanden wegen seiner Anhänglichkeit an den Feind den geringsten Verdruß zu verursachen, oder ihm solche jemahls vorzurücken.

§. 3. Die Städte in dem königlichen **Preussen**, welche in dem bisherigen Kriege von Sr. Maj. dem Könige und dem Reiche **Schweden** besessen worden, sollen gleichfalls alle ihre Gerechtsamen, Freyheiten, und Vorrechte behalten, welche sie so wohl in kirchlichen als weltlichen Sachen vor diesem Kriege genossen, die freye Uebung der katholischen und evangelischen Religion, so wie sie in diesen Städten vor dem Kriege statt gefunden, mit eingeschlossen. Seine Majestät, der König von Pohlen, wollen ihre Gebiete, Obrigkeiten, Gemeinheiten, Bürger, Einwohner und Unterthanen mit eben der Gnade behandeln, begünstigen und beschützen, als solches vorher geschehen. Es soll ihnen auch frey gelassen seyn, die öffentlichen und besondern Gebäude, welche in dem Kriege verwüstet worden, auszubessern und wieder aufzubauen, und sie sollen wegen derer, welche um der nothwendigen Vertheidigung willen, verwüstet worden, keines weges zur Rechenschaft gezogen werden. Es soll auch niemand wegen dessen beunruhiget und beschweret werden, was von den Unterthanen der bey-

den Werder als eine Contribution an die schwedischen Truppen bezahlet worden, so wie ihnen auch wegen der im Kriege unterbliebenen Entrichtung der Zehenten und anderer Abgaben keine Rückstände abgefordert werden sollen.

9. Litt. G.

Erklärung

der Abgeordneten Sr. Maj. des Königes und des Reiches Schweden wegen des Friedens und der Freyheit aller derer, welche sich von der römisch-katholischen Religion in Pohlen abgesondert haben, bey Gelegenheit der Amnistie.

Aus Londorps Act. publ. Th. 9. S. 692.

Wir, die Abgeordneten und Commissarien Sr. Majestät des Königes und des Reiches Schweden, die wir zur Pacification Preussens verordnet sind, thun hiermit zu wissen, daß obgleich die Dissidenten in dem Königreiche Pohlen und dem Großherzogthum Litthauen in dem zweyten Artikel des Friedens, welcher die Amnistie betrifft, zwar nicht nahmentlich mit begriffen und ausgedruckt sind, gedachte so wohl allgemeine als besondere Amnistie sie dessen ungeachtet mit angehet, daher sie solche auch ihrem ganzen Umfange nach genieſſen sollen; indem die schwedischen Abgeordneten niemahls gemeinet gewesen, durch diesen Tractat die alten aus dem Gebrauche gekommenen Gesetze wider die so genannten Ketzer, von welcher Art sie auch seyn mögen, noch auch diejenigen,

jenigen, welche in den neuern Zeiten während des letzten Krieges (während welches von rechtswegen keine Neuerung eingeführet werden können noch dürfen) zu bestätigen. Sie hatten vielmehr die Absicht durch diese Pacification alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es sich vor diesem Kriege befunden und zu bewirken, daß niemand, unter welchem Vorwande es auch seyn möge, deswegen übel behandelt oder beunruhiget würde, weil er Sr. Majestät des Königes von Schweden Partey ergriffen hatte. Wir erklären und bezeugen daher, daß die Worte in dem 2ten §. des oben gedachten Artikels, nach den Gesetzen des Reichs von uns nie anders verstanden worden, noch jetzt anders verstanden werden, als daß jeder, ohne Ausnahme, von welchem Stande, Beschaffenheit oder Religion er auch seyn möge, so wohl in kirchlichen als weltlichen Sachen, alle Gerechtsamen, Freyheiten und Gewohnheiten nach den Gesetzen des Königreiches auf eben dieselbe Art haben und genießen soll, so wie solches vor diesem Kriege geschehen. Zu Urkunde dessen haben wir gegenwärtiges Certificat eigenhändig unterzeichnet, und demselben das große Gesandtschafts-Siegel beydrucken lassen. Sonnabends den $\frac{21}{31}$ May, 1660.

Unterschrieben: **Magnus Gabriel de la Gardie. Benedictus Oxenstierna. Christoph Carl Schlippenbach von Guldenklau.** (L. S.) **Gottfr. von Schroer,** Gesandtschafts-Secretär.

Insertion in den Tractat.

Dem zu Folge versprechen wir Johann Casimir, König von Pohlen und Großherzog von Litthauen, ꝛc. und verpflichten uns, so wohl für uns, als für unsere Nachfolger, und Nachkommen und für die Republik Pohlen, alle oben befindliche Stücke mit wahrer und königlichen Treue und Glauben genehm zu halten und zu ratificiren, wie wir sie denn durch gegenwärtiges genehm halten und ratificiren, (doch so, daß der 2te Art. des Friedensschlusses nach der in dem Separat-Artikel begriffenen Declaration verstanden werde,) wollen auch nicht verstatten, daß solchen auf irgend einige Weise, von irgend einem unserer Vasallen, Beamten und Unterthanen, oder von den Beamten und Unterthanen der Krone Pohlen und des Großherzogthums Lithauen zuwider gehandelt werde. Und da sich die contrahirenden Theile, was die Garantie auswärtiger Fürsten und Staaten betrifft, die Freyheit vorbehalten haben, andere Fürsten und Mächte zu dieser Garantie einzuladen, und sie zur Zeit der Ratification zu benennen: so haben wir durch unsere Minister in unserm und der Republick Nahmen einige Fürsten und Staaten zu dieser Garantie einladen lassen, und unserm gevollmächtigten Abgeordneten Vollmacht ertheilet, selbige zu nennen, wenn die gedachte Ratification vor den contrahirenden Theilen geschehen wird. Zu Urkunde dessen haben wir gegenwärtiges eigenhändig unter-

schrieben, und selbigem unser Reichssiegel beydrucken lassen. Gegeben zu Warschau in der feyerlichen Convocation den 26. Junii, 1660.

Johann Casimir König.
(L. S.)

Insertion in den Tractat.

Dem zu Folge versprechen wir, Senatores und Abgeordnete des Adels, die wir von dem Durchlauchtigsten Könige und der Republik Pohlen darzu verordnet sind, und verpflichten uns, Kraft der uns von der Republik gegebenen Vollmacht, in ihrem Namen, alle in dem obigen Tractate beschriebene Puncte, nach der Königlichen Constitution von 1659. genehm zu halten, und zu bestätigen, wie wir denn selbige durch Gegenwärtiges genehm halten und bestätigen, (doch so daß der 2te Art. des Friedensschlußes nach der in dem Separat-Artikel befindlichen Declaration verstanden werde); wollen auch nicht verstatten, daß solchen auf irgend einige Weise von irgend einem Vasallen, Beamten oder Unterthan der Republik zuwider gehandelt werde. Wir versprechen und verpflichten uns ferner, die Ratifications-Acten dieses Friedens, sowohl von Seiten Sr. Majestät, als auch von unserer Seite, auf dem nächsten Reichstage den allgemeinen Constitutionen des Königreichs und der Sammlung unserer Gesetze einverleiben zu lassen. Und da sich die contrahirenden Partheyen, was

die Garantie auswärtiger Fürsten und Staaten betrifft, die Freyheit vorbehalten haben, andere Fürsten und Mächte zu dieser Garantie einzuladen, und solche zur Zeit der Ratification zu nennen: so lassen wir uns die Fürsten und Staaten gefallen, welche von Sr. Majestät dem Könige zur Garantie eingeladen werden, und welche bey der Auswechselung der Ratificationen vor den contrahirenden Mächten als garantirende Fürsten und Staaten werden ernannt werden, alles, als wenn sie hier ausdrücklich und nahmentlich benannt wären. Zu Urkunde dessen haben wir gegenwärtige Genehmhaltung mit unsern Unterschriften und Siegeln, im Nahmen des Senates und des hohen Primates des Königreichs, und im Nahmen der Abgeordneten des Adels, des erlauchten Unter-Kämmerers von Pommern, als Marschalls des letztern Reichstages, bestätiget und bekräftiget, so daß selbige eben die Kraft und Gültigkeit haben soll, als wenn jeder Abgeordneter selbst, sein Siegel beygedruckt hätte. Gegeben zu Warschau, in der feyerlichen Convocation, den 26. Junii 1660.

10. Litt. H.

Ewiger Friedens-Tractat zwischen dem russischen Reiche und der Krone Pohlen, geschlossen zu Moskau den 6ten May, 1686.

IX. Artikel.

Ferner ist verglichen und fest gesetzt worden, daß Sr. Majestät der König nicht verstatten wol-

len, daß man die Kirchen und Bißthümer a) Luck, Galicz, Przemysl, Leopol, und Weiß-Reussen, und die dazu gehörigen Klöster, nähmlich die Archimandreyen Vilna, Minsk, Polock, Orsza, und andere, die Abteyen und Gemeinen, in welchen die rechtgläubige griechisch-russische Religion eingeführet worden, und gegenwärtig eingeführet ist, noch irgend einen von denjenigen, welche in der Republik Pohlen und dem Großherzogthum Litthauen wohnen, auf einige Art unterdrücke und sie zur römischen Religion und zur Union zwinge, sondern sie sollen in ihrer Religion gelassen werden. Es soll auch dieser verglichene Punct nicht verletzet, sondern vielmehr von Sr. Majestät dem Könige, den alten Gerechtsamen zu Folge, in allen dazu gehörigen Freyheiten und kirchlichen Vorrechten aufrecht erhalten werden. Und da, vermöge der geschehenen Abtretung der Stadt Kiow an Ihre Zarische Majestät, die oben genannte in der Krone Pohlen und dem Großherzogthum befindlichen Bischöffe, nach dem hergebrachten Gebrauche und ihrer Hierarchie, verbunden sind, von dem Erz-Bischoff zu Kiow ordiniret und eingeweihet zu werden, so soll ihnen solches an der Gunst Sr. Majestät des Königes auf keine Weise nachtheilich seyn. Dagegen wollen auch Ihre Zarische

a) Von allen diesen Bißthümern ist nur noch ein einiges übrig, nähmlich das in Weiß-Reussen; und doch war bedungen worden, daß man niemanden zur Union zwingen wollte.

Majestäten von ihrer Seite, daß denen in ihren Staaten und besonders in den gegenwärtig abgetretenen Gegenden befindlichen Römisch-Katholischen nicht der geringste Zwang in ihrer Religion angethan noch sie genöthiget werden, eine andere Religion anzunehmen; vielmehr sollen sie in dieser Religion alle Freyheit haben, es soll ihnen auch um deswillen in dem Besitze ihrer Güter nicht das geringste Unrecht oder Hinderniß widerfahren, sie sollen auch dadurch an der Gunst Ihrer Zarischen Majestät nicht den mindesten Nachtheil erleiden, sondern in ihren Häusern die freye Uebung ihrer Religion haben, u. s. f.

II.

Pro Memoria.

Bisher ist dieß die einige Schrift, welche wider die Gerechtsamen der Dissidenten zum Vorschein gekommen. Aus den ihr beygefügten Anmerkungen wird man sehen, was man davon zu halten habe.

Die Dissidenten verlangen, daß man sie in dem Staate dulden, und sie zu allen Vorzügen zulassen soll, welche die herrschende Religion genießet. Diese Forderung hat mehrere Theile, welche man sehr wohl von einander unterscheiden muß.

Sie verlangen, daß man sie im Staate dulden soll, das heißt, daß man ihnen die freye und sichere Ausübung ihres Gottesdienstes verstatte,

daß sie um des Unterschiedes in der Religion willen nicht verfolget werden, sondern des Schutzes der Gesetze und die allen Bürgern zustehenden Vortheile genießen.

An und für sich betrachtet, hat diese Forderung nichts unbilliges. Die Natur, welche allen Menschen ein gleiches Recht auf einerley Dinge gibt, muß alles dasjenige billigen, was darauf abzielet, diese Gleichheit unter ihnen einzuführen. Die bürgerlichen Verfassungen welche auf die Anordnungen der Natur gefolget sind, widersetzen sich dieser Duldung nicht, sondern empfehlen sie vielmehr, als ein wesentliches Stück der Wohlfahrt der Staaten.

Indessen muß man doch bey allen diesen Gründen nicht vergessen, daß die herrschende Religion einen unterscheidenden Vorzug haben muß, der sie von den übrigen Religionen unterscheide, und beweise, daß sie die Religion des Staates und des Königes ist; folglich muß man dem Ehrgeize der Geduldeten Gränzen setzen, und sie hindern, ihren Gottesdienst dem Gottesdienste jener an die Seite zu setzen, und sich dadurch ihren Herren gleich zu machen. Jede geduldete Secte muß die Freyheit haben, sich mit den wesentlichen Handlungen und Gebräuchen ihrer Religion zu beschäftigen; aber es muß solches mit dem dem Gegenstande gemäßen Wohlstande geschehen, und nicht mit dem ehrgeitzigen Stolze, mit welchem sie dem Eifer eines aufrichtigen Gewissens und einer rechtschaffenen Frömmigkeit nicht so

wohl zu gehorchen, als vielmehr zu trotzen sucht. Darin bestehet, wie ich glaube, die wahre Duldung, und das sind ihre Gründe und ihre Gränzen.

Indessen muß man aus dem, was bisher gesagt worden, nicht schließen, daß die Dissidenten ein strenges Recht auf die Duldung in Pohlen haben, und daß sie solche als eine Schuldigkeit fordern können, welche man ihnen ohne Ungerechtigkeit nicht abschlagen dürfe. Die Gründe, welche wir für die Duldung angeführet haben, sind aus den besondern Vortheilen jedes einzeln Staates hergenommen, und können bloße Ueberredungsgründe für die pohlnische Nation abgeben, der Forderung der Dissidenten Platz zu geben; die Convenienz des einen Theiles gibt kein strenges Recht in Ansehung des andern.

Dieß ist der wahre Gesichtspunct, aus welchem man den ersten Theil der Forderung der Dissidenten betrachten muß: wir gehen jetzt zum zweyten.

Hier ist zu untersuchen, ob die Dissidenten alle die Vorzüge genießen können, welche die herrschende Religion besitzet.

Die Dissidenten glauben, um keine Gunstbezeugungen Ansuchung zu thun, sondern sie fordern ein Recht, welches sich auf die Constitutiones des Staats, auf die Garantie der Verträge und auf ihren Besitz gründet.

Gesetzt, daß die Constitutiones den Reichstag verbinden könnten (welches wir unten untersuchen wollen) so ist zwar vollkommen wahr, daß

die Duldung in Ansehung des Gottesdienstes und der Friede und die Eintracht unter den Dissidenten in denselben an mehr als an einem Orte verordnet worden; allein sie können keine einige anführen, in welcher ihre Fähigkeit zu den Ehrenstellen anerkannt würde, ja es gibt vielmehr sehr förmliche Gesetze, welche sie davon völlig ausschließen.

Im Jahr 1424 wurde unter Uladislaus Jagello ein Gesetz gemacht, daß jeder Ketzer, oder der der Ketzerey verdächtig sey, und ein jeder, welcher solche hege oder fortpflanze, für einen Verbrecher der beleidigten Majestät gehalten werden solle, daß alle seine beweglichen oder unbeweglichen Güter zum Nutzen des königlichen Schatzes eingezogen werden, seine Kinder beyderley Geschlechtes der Erbfolge und aller Ehren und Würden verlustig seyn, und niemahls zu irgend einer Bedienung oder Ehrenstelle gelangen sollen, sondern es solle derselbe für ehrlos gehalten werden, und kein einiges Vorrecht des Adels jemahls genießen können. Constit. B. 1. S. 85. Im Jahre 1439 wurde unter Uladislaus 3. der Krieg wider alle Gönner der Ketzerey erkläret. Constit. B. 1. S. 140.

Das sind nun sehr deutliche und bestimmte Gesetze, welche wider die Dissidenten gemacht worden, noch ehe es Dissidenten in Pohlen gab. Dieser letzte Umstand verdiener bemerket zu werden, weil er zur Rechtmäßigkeit des Gesetzes wesentlich ist. Wäre dieses nach der Einführung

der protestantischen Religion in Pohlen gegeben worden, so könnte man einwerfen, daß man die Dissidenten, welche vor Ertheilung des Gesetzes abgefallen, der Strafe eines Verbrechens unterwürfe, wider welches noch kein Gesetz vorhanden gewesen. Allein es geschahe im Jahr 1424, das ist, 125 Jahr vor dem Zeitpuncte, da die Studenten zu Cracau, welche über die Regierung aufgebracht waren, weil sie den Tod einiger unter ihnen nicht so strenge, als sie wollten, geahndet hatte, nach **Prag** gingen, sich von da in Deutschland ausbreiteten, daselbst die Lehren der Protestanten einsogen, und sie in ihr Vaterland mit zurück brachten, und selbige daselbst ausbreiteten.

Allein, wird man vielleicht sagen, der Gesetzgeber kann mit dem Worte **Ketzer** die Dissidenten nicht gemeinet haben, weil selbige damahls noch nicht vorhanden waren. Ich antworte, daß das Gesetz, indem es wider die Schüler der Prager Universität, von welchen hier eigentlich die Rede ist, spricht, zugleich die **Lutheraner** und **Calvinisten** verdammet, deren Lehren auf die Lehre der **Wiclefiten**, des **Johann Huß** und **Hieronymus von Prag** gepfropft ist, als welche in Europa zuerst das Signal zu der Empörung wider den heiligen Stuhl gegeben haben. Dieser letzte Umstand nun, worin alle Dissidenten übereinkommen, ist eigentlich dasjenige, worin in allen katholischen Ländern die erste und gröbste Ketzerey bestehet. Das Gesetz hat also, indem es die Ketzerey verdam-

met, auf eine unleugbare Art alle diejenigen verdammet, welche das Joch der Abhängigkeit von Rom abgeworfen haben; folglich ist es unleugbar, daß da nach Ausrottung des Heidenthumes die katholische Religion die ursprüngliche, allgemeine und herrschende Religion des Staates geworden ist, die oben gedachten Gesetze jedem Bürger untersagten, selbige zu verlassen, und daß jeder Abgefallener, welcher nach seinem Abfall ein Rebell wider die Gesetze des Staates wird, sich der wider ihn ausgesprochenen Strafe der Ehrlosigkeit freywillig unterziehet.

Der Gesetzgeber hat es nicht bey diesen ersten Grundgesetzen bewenden lassen; er hat vielmehr die Anhänger des Schisma in mehrern Fällen mit der größten Strenge verfolget. Als die conföderierten Stände nach dem Tode **Sigismundi Augusti** sahen, daß die neue Lehre, der Strenge der Gesetze ungeachtet, sehr viele Anhänger gefunden hatte, und sich doch vor den blutigen Kriegen fürchteten, welche die Verfolgung in Deutschland veranlaßte, so verordneten sie, daß es niemanden erlaubt seyn solle, irgend jemanden wegen der Religion zu verfolgen, und um die Ruhe desto mehr zu versichern, so wurden in die Pacta conuenta unserer Könige folgende Worte gerückt: Pacem cum dissidentibus conseruabimus. Eben diese Furcht bewog auch die Republik, den Dissidenten bey mehrern Gelegenheiten die Sicherheit ihrer Personen und Güter zu gewähren, wie solches in den Conföderationen von 1632, 1648,

1668 und 1674 geschehen; keine aber verstattet ihnen, nach den Ehrenstellen zu streben.

Im Jahr 1717 wurde unter August 2 in dem Warschauer Tractate (welcher unter der Garantie Peters des Großen geschlossen wurde), dem Siegelbewahrer verboten, die Gunstbezeugungen, welche die Dissidenten von dem Könige erhalten hatten, zu untersiegeln.

Nach dem Tode Augusts 2 verspricht die allgemeine Conföderation zu Warschau den Dissidenten die Sicherheit ihrer Güter und die Gleichheit der Personen, doch mit der Einschränkung, daß sie auf den Land- und Reichstagen und in den Tribunalen keine Stimme haben, und zu allen Staatsbedienungen unfähig seyn sollen; welches denn auch von der Conföderation im Jahre 1764 bestätiget worden. Endlich verpflichten die Pacta conventa den jetzt regierenden König, sich den obigen Gesetzen in Ansehung der Dissidenten gemäß zu bezeigen.

Wir haben nun aus den getreulich angeführten Constitutionen bewiesen, daß die Staatsgesetze sich dem Ehrgeitze der Dissidenten widersetzen. Aber gesetzt, daß sie ihnen so günstig wären, als sie ihnen zuwider sind; so sind sie in Ansehung des Reichstages, der keinen Gesetzen unterworfen ist, ohne alle Kraft. Der Reichstag besitzt die Gesetzgebende Gewalt in dem weitesten Umfange, dessen dieser Ausdruck nur fähig ist. Nun kann man unmöglich behaupten, daß der Gesetzgeber wider seinen Willen an seine Gesetze gebunden

sey; eben die Gewalt, welche ihm das Recht gibt, ein Gesetz zu machen, gibt ihm auch das Recht, dasselbe wieder aufzuheben. Beyde stützen sich auf einerley Gründe; folglich ist allemahl der letzte Wille des Reichstages das höchste Gesetz, und durch die neueste Verordnung wird jede vorher gegangene ihr zuwider laufende Verordnung aufgehoben. Wenn die ältern Gesetze ihre Kraft behalten, so rühret solches daher, weil sie stillschweigend für bestätiget gehalten werden. Mit einem Worte, der Reichstag ist der unumschränkteste und rechtmäßigste Despot, woraus denn folget, daß sich die Dissidenten eine sehr vergebliche Mühe machen, wenn sie sich auf die Constitutionen berufen, sobald ihre Sache den Gesetzgeber selbst zum Richter hat, obgleich diese Mühe sehr wohl angewandt seyn würde, wenn sie ihre Sache vor dem Könige, vor dem Senate oder einem andern Collegio führen, welche insgesammt geschworen haben, selbige zu befolgen.

Sie berufen sich auf die Garantie der Tractaten von auswärtigen Mächten. Diese Tractaten sind allerdings Fesseln, deren Joch die pohlnische Nation weder abwerfen kann noch will, und die contrahierenden Mächte haben das Recht, auf eine pünctliche Vollziehung zu dringen. Noch mehr, ihre Ehre erfordert es, daß sie auf die Handhabung solcher Rechte dringen, welche sie garantieret haben. Wir leugnen dieses alles nicht, sondern werden es vielmehr vertheidigen, wenn jemand es bestreiten sollte.

Wir wollen nunmehr die Tractaten besehen, in welchen der Dissidenten gedacht wird.

Der Tractat von **Wehlau** ist der erste, der sich uns darstellet. Er wurde 1657 zwischen **Johann Casimir**, König von Pohlen, und den Churfürsten **Friedrich Wilhelm** von Brandenburg geschlossen. In diesem Tractate erhält der Churfürst, welcher bis dahin das herzogliche **Preussen** als ein Lehen von Pohlen besessen hatte, die Oberherrschaft über dasselbe für sich und seine männlichen Erben. Es ist hier also schlechterdings von nichts anderm die Rede, als von dem **Brandenburgischen Preussen**, und über dieß erwähnt der einzige Artikel, in welchem der Religion gedacht wird, welches der 16te ist, nicht nur der Dissidenten mit keinem Worte, sondern er ist vielmehr dazu bestimmt, die Vorrechte der katholischen Religion in dem **Brandenburgischen Preussen** zu versichern und zu erhalten.

Der Tractat von **Oliva** ist vom Jahre 1660, und wurde zwischen **Johann Casimir** und seinen Bundesgenossen auf der einen, und **Carl** 11, König von **Schweden** auf der andern Seite, unter der Garantie **Ludwigs** 14 geschlossen. Die vornehmsten Bedingungen dieses Tractats sind die Verzicht **Casimirs** auf die Krone **Schweden**, und die Abtretung **Lieflandes**.

Die Artikel, worin der Religion Meldung geschiehet, sind der 2te und 4te. Der zweyte Artikel betrifft bloß die Städte des **pohlnischen**

Preussens, welche unter die schwedische Herrschaft gerathen waren; es werden ihnen darin ihre weltlichen und kirchlichen Gerechtsamen versichert, und man verspricht, die freye Uebung der katholischen und evangelischen Religion zu handhaben, so wie solches vor dem Kriege geschehen. Der 4te Art. betrifft das schwedische **Liefland**. Es wird darin fest gesetzt, daß in Ansehung der römisch-katholischen Religion in dieser Provinz, alle zu derselben gehörenden Einwohner und Unterthanen eine vollkommne Freyheit und Sicherheit des Gewissens genießen sollen.

Endlich redet der Tractat von 1686 mit **Rußland**, im 9ten Art. bloß von der griechischen Religion, es werden darin bloß die Duldung und der ungestörte Gottesdienst festgesetzt, und an Ehrenstellen und Würden wird mit keinem Worte gedacht.

Zuletzt gründen sie ihre Forderung darauf, daß sie doch ehedem Ehrenstellen bekleidet haben. Man will ihnen dieses nicht streitig machen; es ist wahr, aber was folget daraus? Von dem was geschehen ist, läßt sich keinesweges auf ein Recht schließen, und ehe man aus dem ehemahligen Besitze ein Recht des Besitzes folgern kann, muß man erst untersuchen, ob dieser Besitz auch auf ein Recht dazu gegründet gewesen.

Ihr zweyter Beweis ist aus dem Rechte der Geburt hergenommen. Alle pohlnische Edelleute haben ein Recht auf alle Aemter und Ehren-

stellen im Lande; nun sagen sie, sind wir pohlnische Edelleute, folglich u. s. f.

Der Fehler des Schlusses steckt in dem ersten Satze. Es ist wahr, die Geburt macht den pohlnischen Edelmann; allein, er muß noch zwey andere Eigenschaften haben, wenn er aller der damit verbundenen Vorzüge fähig seyn will; nähmlich, er muß Güter in Pohlen besitzen, und muß sich zur katholischen Religion bekennen. Fehlt eine dieser beyden Eigenschaften, so werden die beyden andern unwirksam.

Ich habe zu allem, was bisher gesagt worden, nur noch eine einige Anmerkung hinzusetzen. In Ermanglung triftiger Gründe kann unsere Entschliessung zuweilen durch Beyspiele bestimmt werden.

Könnte man auch nur eine einige Nation in Europa anführen, welche dem politischen Systeme, welches man in Pohlen einführen will, zum Muster dienen könnte, so könnte man vielleicht hoffen, selbiges zur Nachahmung zu bewegen. Allein wenn man, man mag auch die Augen wenden, wohin man will, überall eine herrschende Religion findet, welche allein im Besitze der Würden des Staates ist, wenn Pohlen siehet, daß diejenigen Regierungsarten, welche mit seiner die meiste Aehnlichkeit haben, wie die engländische, holländische, schweizerische, genuesische und venetianische, jederzeit so aufmerksam und sorgfältig gewesen, die Mehrheit der Religionen von der öffentlichen Verwaltung durch die

streng-

strengsten Gesetze zu entfernen: so muß es daraus schließen, daß ein so allgemein beobachtetes Betragen, und zwar von Nationen, welche eben nicht im Rufe sind, daß sie etwas dem Zufalle oder dem Leichtsinne aufopfern, sehr triftige Gründe für sich haben müsse.

Wir finden diese triftigen Gründe in den Grundsätzen einer jeden Regierung, welche aus den Rathsversammlungen, in welchen man über das Wohl des Vaterlandes, über das Leben und die Güter der Bürger rathschlaget, alles zu entfernen sucht, was die Aufmerksamkeit des Richters oder der Beysitzer von dem allgemeinen Besten entfernen kann; man weiß, daß der Partheygeist, wenn er durch Religionsabsichten unterstützt wird, diese Wirkung unvermeidlich hervor bringt.

Die beständige Erfahrung zeiget zur Genüge, daß die heilsamsten Rathschläge in dem Geiste der Cabale oft Widerspruch finden, daß jede republikanische Regierungsart demselben nothwendig ausgesetzet ist, und daß der Staat desto mehr Gefahr läuft, das Opfer heftiger Streitigkeiten zu werden, je mehr Einfluß die Stimme eines jeden einzelen Bürgers in denselben hat. Da dieser Einfluß in der gegenwärtigen Verfassung Pohlens seinen höchsten Gipfel erreichet hat, indem der Widerspruch eines einigen die Thätigkeit aller hemmet, so würde die Gefahr des Staates augenscheinlich seyn, wenn mehrere Religionen an der

Gesetzgebenden Gewalt und an den obrigkeitlichen Aemtern Theil hätten.

Da nun das allgemeine Beßte mit dieser Theilung unmöglich bestehen kann, so sind nur diese zwey Wege übrig; entweder, die katholische Religion, welche die ursprüngliche und herrschende Religion des Staates seit dem Jahre 964 ist, muß sich aller ihrer Vorrechte begeben, bey welchen ein rechtmäßiger Besitz von 8[illegible]2 Jahren sie nicht schützen kann, oder die Dissidenten müssen die Unrechtmäßigkeit ihrer Ansprüche einsehen, und ihre ehrgeitzigen Absichten dem Vaterlande auf eine großmüthige Art aufopfern.

Anmerkungen
über vorstehendes Memorial.

Man müßte die Verfassung der Republik und den Zustand der Dissidenten sehr verkennen, wenn man behaupten wollte, daß sie verlangten, in Pohlen bloß geduldet zu werden. Sie sind Menschen und Bürger, und haben diese so wesentlichen Eigenschaften durch kein Verbrechen verlohren. Die Gewalt, welche sie derselben beraubet hat, und welche sie noch jetzt unterdruckt, ist der einige Grund, welchen man gegen sie anführen kann. Ist dieses wohl hinreichend, Gerechtsame zu vernichten, welche sie von der Natur haben, welche die Grundgesetze des Staates ihnen versichert haben, und welche sie bey allen Gelegenheiten, wo

es auf das Wohl des Vaterlandes ankam, mit ihrem Blute versiegelt haben? Der lebhafteste Witz, die glänzendste Einbildungskraft werden dieses nie jemanden bereden können. Und dennoch ist solches in dem Memorial, welches hier beantwortet werden soll, versucht worden. Man läßt in demselben anfänglich viele Wahrheitsliebe blicken, indem man in der Forderung der Dissidenten nichts Unbilliges findet. Ja man behält sie fast völlig bey, indem man sie durch das Wort **Duldung** einschränket; denn so bald man nur einsiehet, daß sie die **allen Bürgern gemeinschaftlich zustehenden Vortheile** verlangen, so ist auch schon alles in dieser Forderung begriffen; sowohl die Freyheit der Religion als alle übrige weltliche Gerechtsame fließen daraus her. Wenn schon die Natur diese Gerechtsamen gegründet, und sie nicht von dieser oder jenen Art des Gottesdienstes abhängig gemacht hat, wenn die politischen Verfassungen überhaupt diese Abhängigkeit begünstigen: so hat überdieß noch die besondere Verfassung der Republik die Dissidenten in ihrer Religion, welche sie seitdem ohne Veränderung ausüben, anerkannt; sie hat den Gerechtsamen, welche ihnen bereits mit allen übrigen Bürgern gemein waren, alles das Ansehen ertheilet, dessen sie nur fähig waren, und hat durch den feyerlichen Vertrag zwischen gleiche Bürger eines freyen Staates ein nationales Staatsrecht gemacht. Hieran muß man einen Schriftsteller erinnern,

welcher sich zuweilen stellet, als wenn ihm die Geschichte seines Vaterlandes unbekannt wäre, welcher sich zu sehr auf seine Schlüsse verläßt, als daß er sich die Mühe nehmen sollte, sie mit wahren Begebenheiten und Thatsachen zu unterstützen, und welcher sich ein für allemahl entschlossen zu haben scheinet, die Schreibart dem Verdienste der Gründlichkeit vorzuziehen. Ohne ihn nachzuahmen, wollen wir ihm, so sehr als möglich ist, Schritt für Schritt folgen, und dieß soll die einige Ordnung seyn, welche wir uns vorschreiben werden.

Wenn diejenige Religion die herrschende ist, zu welcher sich die größte Anzahl bekennet, so muß man freylich in Pohlen die katholische Religion dafür halten. Wenn der König und der Senat der alleinige Oberherr ist, so ist sie auch die Religion des Oberherren. Allein da die Oberherrschaft auf die allgemeine Versammlung des ganzen Adels beruhet, und von der strengsten Einstimmigkeit so abhängig ist, daß auch ein einiger Edelmann diese Oberherrschaft zuweilen hindern kann, das geringste zu vollbringen, so ist der Zustand der katholischen Religion und die Benennung, welche man ihr gibt, noch nicht so erweislich, als man sich anfänglich einbildet. Doch, wir wollen diese Untersuchung auf einen Augenblick als unnütz ansehen. Kann man denn der katholischen Religion, wenn sie wirklich die Religion des Oberherren und folglich die herrschende Religion ist, keine andern Merkmah-

le beylegen, welche ihren Vorzug bezeichneten, als bloß weltliche Vorzüge? Kann man sie auf keine andere Art erheben, als daß man aus Gefälligkeit gegen sie die Bürger alles dessen beraubet, was sie zu Bürgern macht? Wenn eine solche Art sie zu ehren dem Geiste der christlichen Religion sehr wenig angemessen ist, so ist selbige einer bürgerlichen Verfassung, welche die Gleichheit der Bürger zu ihrer Grundlage genommen hat, noch weniger angemessen.

Der Stolz ist ein sehr gefährliches Laster, und eine weise Regierung ist verbunden, demselben einen Riegel vorzuschieben. Die Unterwürfigkeit schließt ihn aus, die Gleichheit verstattet ihn nicht, aber bloß die Ueberlegenheit überlässet sich ihm, und die Beyspiele davon sind zum Unglücke nur allzuhäufig. Die Dissidenten können bey ihrer gegenwärtigen Unterdrückung nicht in den Verdacht desselben gerathen; sie sind den übrigen Bürgern noch bey weitem nicht gleich, sie werden auch niemahls der herrschende Theil werden, und verlangen es auch nicht.

Die Eifersucht unter gleiche Bürger schließt die Nacheiferung mit in sich und diese ist die Seele aller Republiken; die Dissidenten glauben derselben fähig zu seyn. Sie halten sich berechtiget, Mitbuhler ihres Gleichen, ihrer Mitbürger zu seyn; die Religion muß dem Stande derer folgen, welche sie bekennen. Um sich davon zu überzeugen darf man nur wissen, daß die pohlnischen

Edelleute deren Versammlung den Staat, die Republik und die Oberherrschaft ausmacht, durch die Bande einer bloß bürgerlichen, weltlichen und politischen Verfassung, nicht aber durch eine geistliche Gewalt verbunden sind; daß sie den Herzen nicht aber dem Gewissen nach vereiniget sind.

Wenn ein unumschränkter Oberherr mit seinen Unterthanen zu thun hat, so bestimmet er die Duldung, welche er ihnen gestattet, und ihre Gränzen nach seinem Gefallen. Da alles, was von seinem Willen herkommt, eine Gnade ist, so richtet er sich hierin bloß nach seinem Gutbefinden, welches nur einen Beredungsgrund nicht aber ein strenges Recht gewähret, und hierbey hat es sein Bewenden. Wer kann aber wohl behaupten, daß die Dissidenten in diesem Falle sind?

Sie sind Bürger, welche einerley Recht sowohl auf den Grund und Boden als auch auf die öffentliche Freyheit haben, und welche von dem Staatskörper einer Republik, deren Sicherheit, Wohlfahrt und Ehre ihnen eben so wohl eigenthümlich zugehöret, als ihren Mitbürgern, nicht getrennet seyn wollen; sie sind Theile der unumschränkten Gewalt, welche sich an die andern Theile wenden, und die Erhaltung der Bande verlangen, welche sie vereinigen. Sie nicht hören, ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, heißt die bürgerliche Gesellschaft trennen, heißt den Ausspruch thun, daß jeder wieder in seine natürliche Freyheit zurück kehren, und auf die sicherste

und bequemste Art selbst für seine Wohlfahrt sorgen könne. Denn man wird gewiß nicht behaupten, daß die Vortheile einer Verbindung aufhören können, und daß doch die Verbindlichkeiten ihrem ganzen Umfange nach bleiben.

Die Dissidenten messen ihre Forderungen nicht nach den Usurpationen der katholischen Kirche ab, sondern nach ihrem eigenen Besitzstande und nach den unstreitigsten Gerechtsamen. Wenn man die Vortheile, welche die Constitutionen zu ihrem Besten verordnet haben, auf den bloßen Frieden und auf die Eintracht mit ihnen einschränkt, und von den Strafgesetzen der Könige Uladislaus gegen sie von den Jahren 1424 und 1439 aus einem so hohen Throne spricht, so heißt das, das Gesetzbuch nur in der günstigen Stelle aufschlagen, und es sogleich wieder zumachen, so bald das, was wir lesen, nicht für uns ist. Hat man denn das von Sigismund August ihnen ertheilte Privilegium aus diesem Gesetzbuche ausgekratzt? Ein Privilegium, welches durch die Bestätigung des Reichstages und durch eine ununterbrochene Beobachtung von anderthalb Jahrhunderten zu einem Staats- und Grundgesetze geworden?

Von diesem Gesetze muß man ausgehen, wenn man von dem Zustande der Dissidenten einen richtigen und bestimmten Begriff haben will. Der Zeitpunct desselben ist für die Nation desto merkwürdiger, indem es zu einer Zeit gemacht

wurde, da die Regierungsart auf die noch jetzt übliche Art bestimmt wurde. Wenn nun die Religionsfreyheit überhaupt betrachtet schon der Eigenschaft eines Menschen und Bürgers anklebet, so gehöret diese Freyheit und die Fähigkeit zu allen Ehrenstellen, nachdem sie den Dissidenten noch besonders versichert und gewähret ist, mit zu den Grundstützen der Republik. Der Zeitpunct ihrer Freyheit und der Freyheit der Dissidenten ist einer und eben derselbe. Dieses mit Litthauen vereinigte Königreich wurde unter **Sigismund August**, welcher die Vereinigung beyder Staaten zu Stande brachte, zu dieser freyen und unabhängigen Republik, welche ihre Regierungsart selbst bestimmte, ihre Gesetze selbst entwarf, und sich selbst zu demjenigen machte, was sie seit dieser Zeit gewesen ist. In diesem Augenblicke bestätigten alle auf dem Reichstage versammelten Bürger von den verschiedenen in Pohlen befindlichen Religionen in der Sammlung der Gesetze ihres Vaterlandes, dieses Recht der Natur, diese vollkommne Freyheit, und diese Gleichheit, welche den Menschen zustehet, auf die feyerlichste und heiligste Art, und beschlossen einstimmig, daß die Religion nicht den geringsten Unterschied unter ihnen machen sollte. Das übel verstandene Wohl des Staates hatte einige Ausnahmen zum Beßten der römischen Religion und zum Nachtheil der übrigen erschlichen; allein, als die Nation zu sich selbst kam, so hob sie solche wieder

auf, und bestimmte die Gleichheit unter sich auf die dauerhafteste und unveränderlichste Art. Wie hat man nun eine so wichtige Begebenheit in einer Schrift vergessen können, in welcher alle Einwürfe wider die Herstellung der Dissidenten gehäuft sind? Wie hat man bey Erwähnung der ersten Strafgesetze wider Secten, welche von der Religion der Dissidenten so sehr verschieden sind, ein Gesetz vergessen können, welches die Ordnung der Natur und das Recht der Bürger wieder nach seinem ganzen Umfange herstellet? Es werden darin zwey vor Sigismund gemachten Gesetze, welche die Ehrenstellen und Würden auf die Katholischen allein einschränken, nach dem wahren Geiste der pohlnischen Regierungsart, verbessert aufgehoben und abgeschaft. Dieß geschahe nicht aus einer Gnade des Königes, nicht aus einer Ueberraschung desselben, sondern es war der Wunsch einer freyen Nation, welche die Wiederherstellung der Gleichheit einmüthig verlangte.

Man füget hier einen Auszug aus diesem Privilegio Sigmund Augusts, und aus den Bestätigungen desselben bey a). Obgleich diese Stücke schon gedruckt sind, so müssen sie doch auch dem Verfasser des Memorials, welches hier beantwortet wird, bekannt werden.

Er wird darin die Quelle von den Vorrechten

a) Diese Auszüge befinden sich schon in der oben beygebrachten Darstellung der Gerechtsamen der Dissidenten.

der Dissidenten finden, welche der Sammlung der Grundgesetze der Republik einverleibet sind. Sie wurden von einer freyen und unabhängigen Nation ertheilet. Die Dissidenten wurden darin für Bürger des Staats erkannt, man erklärte sie für fähig, alle Würden zu bekleiden, und die Gleichheit ihres Standes wurde von einer unumschränkten Gewalt bestimmt, an welcher sie als Glieder eines und eben desselben Körpers Theil nahmen.

War der Zustand der Republik damahls weniger glänzend, als er jetzt ist? Kann man wohl sagen, daß Pohlen seit der Zeit, da die katholische Religion alle Theile der Regierung an sich allein gezogen hat, glücklicher, im Innern ruhiger und bey seinen Nachbarn geachteter gewesen, als damahls, da die Dissidenten noch mit unter die Väter des Vaterlandes gehöreten, und durch ihren Eifer und durch ihre weisen Rathschläge das allgemeine Beste mit befördern halfen? Der Verfasser behauptet mancherley, aber dieser Umstand ist ihm entwischt, und doch würde ihm dessen Bemerkung Ehre gebracht haben, da sie neu ist. Man muß sich wundern, daß da er sich wirklicher Begebenheiten mit so vielen Nutzen hätte bedienen können, er sich mit bloßen Betrachtungen über die speculativischen Vortheile der Einheit der Religion begnüget.

Wird sich die pohlnische Nation zu den gegenwärtigen Zeiten wohl noch an die Strafbefehle

der beyden Könige Uladislaus binden? Und wider wen wurden sie denn wirklich erlassen? Wider unstätte Studenten; wider herum schweifende Prädicanten, wider unbekannte Leute, welche wegen ihrer geheimen Ränke dem Staate gefährlich waren, und die politische Verfassung eben so sehr als die Religion beunruhigten? Konnte man in dieses Verbot wohl eine Religion mit begriffen haben, welche damahls noch nicht vorhanden war? Und wie kann man wohl eine Secte von einigen wenigen unbekannten und wegen ihrer Sitten verachteten Leuten mit einer Religion vergleichen, welche die Religion mächtiger Monarchen ist, und welche in Ansehung der Würde der römischen Religion den Vorzug streitig machen kann?

Der daher genommene Beweis, daß dieses Verbot vor Entstehung der protestantischen Religion erlassen worden, ist falsch, weil es ungereimt seyn würde, eine Sache zu verbieten, welche noch nicht vorhanden ist. Wenn der Verfasser ein solches Verbot durch eine Anticipation als gültig wider die Religionen der Dissidenten anzuführen sucht, so bittet man ihn, in Ansehung der Gründe, welche er ihnen so freygebig beyleget, ein wenig zurück haltender zu seyn. Diese Religionen sind auf das Evangelium, auf das reine Wort Gottes und nicht auf menschliche Meinungen gepfropft, und dieß ist auch die Ursache, warum sie sich so sehr ausgebreitet haben. Es

ist sehr unschicklich von **Empörung** zu sprechen, wenn man von Religionen redet, zu welcher sich so viele unumschränkte Monarchen bekennen; das ist Mangel des Wohlstandes und der Ehrerbietung. **Das Joch der Abhängigkeit von Rom** ist ein völlig katholischer Ausdruck; allein er würde zu sehr weitläuftigen Untersuchungen über den Ursprung dieses Joches, dessen Wachsthum, Mißbrauch, Ränke und Kunstgriffe, wodurch es ausgebreitet und fortgepflanzet worden, Anlaß geben. Man tadelt diejenigen nicht, welche noch an diesen alten ehrwürdigen Meinungen kleben; allein, wenn sie in ihrem Herzen die bessern Einsichten und Kenntnisse der letztern Jahrhunderte verachten, so bittet man sie, diese Gesinnung bey sich zu behalten, und sie nicht durch mönchische Ausdrücke auszukramen, auf welche die Dissidenten nicht antworten wollen, weil sie nicht gemeinet sind, aus ihren Gerechtsamen und bürgerlichen Vorzügen eine Religions-Streitigkeit zu machen. Diese nehmen gemeiniglich ein schlechtes Ende, oder der größte Vortheil, welchen man davon hat, ist der, daß man in seiner ersten Ungewißheit bleibt; die Dissidenten aber wollen ihr Schicksal einmahl für allemahl entschieden wissen. Ueberdieß wird man es niemahls einräumen, daß die katholische Religion in Pohlen älter ist, als die griechische. Fünf ganze Provinzen haben sich jederzeit zu der letztern bekannt, und sind deswegen in dem Staatskörper nicht minder

geachtet gewesen; die griechische Religion ist daher eben so gut die ursprüngliche Religion des Staates als die katholische.

Da die Reformation bey dem Tode **Sigmund Augusts**, der strengen Gesetze ungeachtet, sich so weit ausgebreitet hatte, kann man wohl hoffen, daß eine verdoppelte Strenge heut zu Tage mehr gegen eine fest gesetzte, und eingewurzelte Religion ausrichten wird, welche seit Jahrhunderten ausgeübet worden, und das Beyspiel so vieler mächtigen Staaten für sich hat? Glaubt man etwa, daß diejenigen, welche man verfolgt, keine Menschen mehr sind?

Die Formel, Pacem cum Dissidentibus conseruabimus [b]), beziehet sich auf eine vorher gegangene Constitution, worin die Republik, wie

b) Auch diese Anführung des Verfassers bedarf einer Berichtigung. Die Worte lauten so: Pacem et tranquillitatem inter Dissidentes tuebor, welcher Ausdrücke sich die Könige jederzeit bedieneten, wenn sie schworen, daß sie den Frieden unter ihren Unterthanen von verschiedener Religion handhaben wollten. Unter setzt die in der Conföderation von 1573 entschiedene Gleichheit der Religionen voraus; mit hat eine ganz andere Bedeutung, und soll glauben machen, daß die griechische, reformierte und lutherische Religion allein unter dem Nahmen der dissidentischen begriffen sey. Sollte sich nun eine solche Veränderung der Eidesformel der Könige von Seiten des katholischen Theiles in einige Conföderationen mit eingeschlichen haben, so würde es ein Mißbrauch seyn, wenn man sich auf diese Veränderung anstatt der ächten ursprünglichen Formel berufen wollte, um die Streitfrage zu verändern, und glauben zu machen, daß die heutigen Dissidenten niemahls einen gleichen Theil an der Gesetzgebung gehabt, sondern jederzeit von der katholischen Religion abhängig gewesen.

wir schon gezeiget haben, verordnet hatte, daß der Unterschied in der Religion keinen Unterschied in der Fähigkeit zu den Ehrenstellen nach sich ziehen sollte. Der Friedensstand erhält die Sachen allemahl so, wie sie gewesen sind. Da die Dissidenten schon vor Einführung dieses Eides im Besitz der Staatsämter und Würden waren, wie kann man sie denn so lange derselben berauben, als man den Frieden mit ihnen beobachten will? In allen angeführten Conföderationen ist darum keine Meldung der Ehrenstellen geschehen, weil solche ein Recht waren, und weil gleiche Bürger, wenn sie mit einander über das Beßte des Staates unterhandeln, sich nicht in eine umständliche Erzählung ihres besondern Zustandes einzulassen pflegen, als welcher seit der wahren Gründung der Freyheit der Republik hinlänglich bekannt und bestimmt war. Da man sich überdieß in diesen Conföderationen zwischen der katholischen und den übrigen Religionen gegenseitig Dissidenten nannte, so entsagten dadurch zugleich die Katholischen aller Ueberlegenheit und alles Vorzuges in Ansehung der Religion.

Man beruft sich sehr unschicklich auf die Stelle, worin den Kanzlern verbothen wird, die den Dissidenten bewilligten Gunstbezeugungen zu untersiegeln, indem man die Worte **zum Nachtheile der Katholiken** weglässet. Das Verbot, so wie es in dem Gesetze dastehet, enthält eine Ausnahme, welche die Gerechtsamen der

Dissidenten bestätiget, anstatt sie zu bestreiten. Was kann man aus diesem Verbothe, **zum Nachtheile der Katholiken**, wohl anders schließen, als dieses, weil die Anzahl der Dissidenten die geringere war, man in Vertheilung der Gunstbezeugungen dieses Verhältniß beobachten sollte, weil sonst den Katholiken ein Nachtheil daraus erwachsen würde, daher die Kanzler sie in diesem Falle nicht untersiegeln sollten. Höchstens könnte man daraus einigen Vorzug des einen, niemahls aber die Ausschließung des andern Theiles schließen, und dieses ist so wahr, daß eben derselbe König **August 2**, nachdem er die Sicherheit und den Frieden, welchen die Dissidenten genießen sollen, auf das feyerlichste und auf die gewöhnliche Art bestätiget hat, ihnen auch noch ihr Recht auf die Würden des Reichs vorbehält; indem er verspricht, in Besetzung der Stellen im Senate und der mit Gerichtsbarkeit versehenen Staroſteyen eben dasjenige zu beobachten, was von den Königen **Johann Casimir, Michael** und **Johann 3** beobachtet worden, wobey er nur die **Mennoniten, Wiedertäufer** und **Quacker** von seinen Gunstbezeugungen ausschließt.

Die Eingriffe in die Rechte der Dissidenten geschahen bis auf diese Regierung stillschweigends und Schritt für Schritt. Allein so bald man glaubte, daß man keine Behutsamkeit mehr nöthig habe, so schloß man die Dissidenten öffent-

lich und schlechterdings von allen Reichswürden aus.

Ueber diese gewaltsame Eingriffe, noch mehr aber über die seit August 2 wider sie gemachten Schlüsse beschweren sich jetzt die Dissidenten. Ihnen das Uebel, welches man ihnen zufügt, als ein Recht, es ihnen zuzufügen, entgegen zu setzen, heißt, alle Grundsätze umkehren, und stillschweigends zu sagen, daß man kein anderes Recht gegen sie habe, als das Recht des Stärkern.

Es ist nichts weniger als Ehrgeitz, wenn man das Seinige von dem ungerechten Besitzer zurück fordert. Die angeführten Constitutionen streiten wider ein Hirngespinst, und die Anwendung, welche man davon machen will, ist unerweislich, und wird durch die Grundgesetze der Republik widerlegt, welche den Zustand der Dissidenten nachher bestimmt haben, und ihre ehrgeitzigen Absichten verlangen weiter nichts, als die Vollziehung dieser Gesetze.

Ein vernünftiger Gesetzgeber ist jederzeit ein Sclave seiner Vernunft, und ohne Gerechtigkeit findet keine Vernunft statt. Schwerlich wird sich außer dem Verfasser noch jemand in der Republik finden, welcher mit ihm den Reichstag für den rechtmäßigsten und unumschränktesten Despoten ausgeben wird. Man weiß, daß es Fälle gibt, wo sich einzele Personen diesem Despotismo entziehen können, und es gibt Mittel und Wege, welche auch mehr als einmahl angewendet wor-

worden, die Schlüsse dieser unumschränkten Macht unkräftig zu machen. Es würde zu weitläufig seyn, wenn man die Beyspiele erzählen und die Mittel anführen wollte. Wenn man die Geschichte der Republik und ihre Grundverfassung ein wenig inne hat, so wird man den Verfasser sowohl in Ansehung dieses Umstandes, als vieler andern Puncte sehr leicht zurechte weisen können. Ist denn aber dieser Gesetzgeber, dessen Gewalt der Verfasser für so unumschränkt ausgibt, auch wirklich vorhanden, und kann man ihn wohl für gültig erkennen, so lange noch ein so beträchtlicher Theil Bürger von seinen Berathschlagungen ausgeschlossen ist? Wenn sich der Gesetzgeber eines Theils seiner Glieder beraubt, so begibt er sich dadurch auch der Gewalt, welche er über sie hat. Wenn er ohne sie wider sie Urtheile fället, so übet er eine Gewalt aus, welche er nicht mehr hat. Alles tritt alsdann in den ursprünglichen natürlichen Zustand wieder zurück. Der stärkere Theil trennet sich von dem schwächern, aber dadurch werden die Gerechtsamen des letztern nicht verändert. Da er frey, unabhängig und unumschränkt ist, wie jener, so befindet er sich alsdann in dem Stande der rechtmäßigen Vertheidigung, und ist berechtiget, alle Mittel anzuwenden, welche ihm seine Schwäche nur anrathen wird.

Da die benachbarten Mächte denselben nicht als Unterthanen, welche sich wider die Befehle ihres Oberherren empören, sondern als einen un-

umschränkten Herren, der von einem stärkern unumschränkten Herren unterdrückt wird, betrachten, so ist von diesem Augenblicke an, jeder Beystand natürlich und rechtmäßig, und darf nicht erst durch Garantien rechtmäßig gemacht werden.

Allein dessen ungeachtet sind doch auch diese Garantien vorhanden. Der Verfasser gehet bey Anführung der Verträge, worin selbige enthalten sind, eben so aufrichtig zu Werke, als er bey Anführung der Constitutionen der Republik gethan hatte. Nach einigen rednerischen aus der Schule entlehnten Ausdrücken von dem Joche, welches diese zwischen den Häuptern der Republik und den fremden Mächten geschlossene Tractaten Pohlen auflegen würden, wird bloß des 2ten Artikels in dem olivischen Tractate gedacht, welcher freylich zu sehr eingeschränkt ist; allein der Verfasser verschweigt mit Fleiß die Declaration der schwedischen Minister, wodurch dieser Artikel erweitert worden, welche Declaration von dem Könige und der Nation angenommen worden, und deren Ratificationen, (welche jeden Tractat verbindlich machen), mit dem Friedens-Tractate nur ein und eben dasselbe Instrument ausmachen. Wir wollen diese Declaration hier beyfügen, und hoffen, daß der Verfasser es uns Dank wissen werde a)

Bey dem Tractate von 1686 zwischen Rußland und Pohlen bietet sich eine Anmerkung uns

a) Sie ist schon oben No. 9. da gewesen.

ganz natürlich dar, nähmlich, daß die Anzahl derjenigen Reichsbürger, welche sich zur griechischen Religion bekannten, damahls noch nicht so sehr vermindert war, als in den spätern Zeiten durch allerley Verfolgungen geschehen. Man stipulierte in Ansehung der weltlichen Verfassung nichts, weil man sich nicht vorstellen konnte, daß fünf blühende Provinzen, welche sich zu dieser Religion bekannten, und zu allen Zeiten einen Theil des Staates ausgemacht hatten, jemahls von demselben würden getrennet werden. Allein indem man die kirchliche Verfassung stipulierte, so war die weltliche allerdings, obgleich stillschweigend mit darunter begriffen. Wenn die Griechen die freye Uebung ihrer Religion von Rechtswegen haben, so darf man sie auch dieser Religion wegen nicht beunruhigen. Wäre es nicht ungereimt, wenn man behaupten wollte, daß da noch eine Gewissensfreyheit statt fände, wo man die Einwohner zwar die Geheimnisse der Religion als Christen handhaben lässet, ihnen aber den Unterhalt als Menschen und das Daseyn als Bürger entreisset? Die Macht, welche zur Garantie ihrer kirchlichen Verfassung verbunden ist, ist daher auch eben so sehr verpflichtet, zu hindern, daß sie nicht aus Haß gegen diese kirchliche Verfassung ihrer zeitlichen Güter und Vorrechte beraubet werden.

Der Verfasser gestehet zu, wie es denn jedermann bekannt ist, daß die Dissidenten ehedem

Würden in dem Staate bekleidet haben. Die Grundsätze, welchen er in diesem ganzen Aufsatze gefolget ist, ließen nicht hoffen, daß er ein so wichtiges Bekenntniß ablegen würde. Aber, ihm zu Folge, kann man von dem Besitz auf das Recht dazu nicht schließen. Was würde aus allen Mächten Europens werden, wenn ein solcher Grundsatz angenommen werden sollte? Kein Staat, keine Republik würde auf einem dauerhaften und gewissen Grunde ruhen. Der Besitz ist fast zu allen Zeiten als das erste Recht angesehen worden. Wie viel Provinzen gibt es nicht, in Ansehung welcher man unmöglich einen andern Grund wird anführen können? Das Recht der Eroberung, wenn anders ein solches Recht da ist, hat nur in sofern als ein Recht angesehen werden können, als es auf den Besitz gefolget ist. Ist der Besitz kein Recht, so kann auch die Entsetzung aus dem Besitze keines seyn. Was das Recht zum Besitze betrift, so haben die Dissidenten dasselbe als Menschen und als Bürger genossen. Das sind, wie ich glaube, Rechte, welche in einem jeden freyen Staate anerkannt werden. Wollte man behaupten, daß der Besitz nur katholischen Religionsverwandten zukomme, so würde man die Begriffe verwirren, und Pohlen zu einem Kloster machen.

Wenn man behaupten will, daß das Bekenntniß der katholischen Religion zum Besitz der Würden in Pohlen nothwendig ist, so setzt

man immer das, was doch erst bewiesen werden muß, als ein schon bewiesenes Recht voraus. Wäre dieser Grundsatz so alt in der Republik als man versichert, warum hat man ihn nicht schon da gültig zu machen gesucht, als die Dissidenten in derselben noch so zahlreich waren? Hat sich etwa seitdem das System der Republik geändert? Ist es seinem Hange sich zu spiritualisiren gefolget?

Das Beyspiel dessen, was in andern freyen Staaten geschiehet, kann kein Gesetz für einen Staat seyn, welcher bloß von sich selbst abhängt, wenn man auch die Anwendung davon auf Pohlen machen könnte; allein es findet nicht die geringste Vergleichung zwischen der Regierungsart Pohlens und anderer Staaten statt. In Holland und in England, wo die protestantische Religion die öffentliche Freyheit gegen die katholische gegründet hat, gibt es zwey Classen von Bürgern, Ueberwinder und Ueberwundene. Jene haben den Zustand dieser bestimmt, und diese begnügen sich damit, weil sie es nicht ändern können. Wollte man etwa die Regierungsart Pohlens auf eben dieselbe Probe stellen? Doch in diesen Verdacht wollen wir den Verfasser nicht haben.

Der Verfasser zeigt in den Untersuchungen über den Ursprung der katholischen Religion in Pohlen in der That Gelehrsamkeit; allein, zum Unglück für ihn ist die griechische Religion daselbst

eben so alt, und sie müßte ein eben so großes Opfer, nähmlich von acht oder neun Jahrhunderten, machen. Was die beyden übrigen Religionen betrifft, so glauben sie, daß ein Besitz von anderthalb Jahrhunderten eben so gut ist, und ein eben so gültiges Recht gewähret, als ein Besitz von 800 Jahren. Die längste Verjährung ist von hundert Jahren, und es scheinet, daß ein Zeitraum von vier Geschlechtsfolgen hinlänglich ist, zu entscheiden, ob eine Sache gut oder schlecht ist, wenn man nur während dieser ganzen Zeit nicht schläfet.

Ende des ersten Theiles.

Nr 576.
8

VD 18

ULB Halle 3
006 302 475

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-700899-p0405-3

Geschichte

des letztern

Krieges

zwischen

den Russen und den Türken,

von dem

Hrn. von Keralio,

Königl. Französ. Major von der Infanterie, Ritter des Königl. und militairischen S. Ludwig-Ordens, Mitgliede der königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage, 1778.
[Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit]

Farbkarte #13 B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-700899-p0407-4
DFG